Zeitschrift: Schweizer Schule
Herausgeber: Christlicher Lehrer- und Erzieherverein der Schweiz
Band: 4 (1918)

Anhang: Mittelschule : philologisch-historische Ausgabe : Beilage zur "Schweizer-Schule"
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 23.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Mittelschule

Philologisch-historische Ausgabe

Beilage zur „Schweizer-Schule"

1918
IV. Jahrgang

Einsiedeln
Eberle & Rickenbach
1918

Inhaltsverzeichnis.

Seite

Adalberts Stifters Werke als Schülerlektüre. Von P. Leonard Hugner O. S. B., Einsiedeln 1
Vorschläge zur deutschen Grammatik. Von F. A. H. 7, 24, 42
Boche. Etymologische Plauderei von Philologus 14
Zur Reform des Gymnasiums und des Lehrerseminars. Von Dr. Herzog, Baldegg . . 17
Die biblische Geschichte an unsern Mittelschulen. Von Dr. P. Ignaz Heß 22
Altes Leben in der Sprache. Von Prof. A. Dillier 27
Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache. Von Dr. phil. P. Rupert Hänni, Sarnen 33, 59, 73
Kirchliche Strömungen und Zustände in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts. Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor 49, 69
Zur Gymnasialreform. Von Prof. Jakob Waßmer, Luzern 65
Lektüre der Evangelien an unsern Mittelschulen. Von Dr. Jos. Scheuber 81
Ein neues Lesebuch für Sekundarschulen. Von X. Peter, Sek.-Lehrer, Engelberg . . 84
Zu zwei geschichtlichen Balladen von C. F. Meyer. Von P. Alban Stöckli, Appenzell . 86
Der Gebrauch der „Schweizer-Schule" im Pädagogik-Unterricht. Von A—a in Ch. . . 88
Deus — Gott. Etymologische Plauderei von Philologus 90
Unsere Orthographie. Von F. A. H. 93
Die Helvetik, ein politisches und kirchenpolitisches Jahrhundertprogramm. Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor 98, 109
Ein Romantiker zur Friedensarbeit der Kirche. Von P. L. H. 102
Ein Rest alemannischen Totenkultus. Von P. Alban Stöckli, Zug 103
Ein harmloses poetisches Sendschreiben. Von P. Maurus Carnot 105
Einführung in die Kirchensprache an höhern Mädchenschulen. Von J. Zuber, Heiligkreuz bei Cham 107
Quelques observations sur l'enseignement de la grammaire française. Par Christophe Favre . 113
Die Sprechübungen im Fremdsprachunterricht. Von Jos. Willi, Lehrer an der Ital.-Schule St. Gallen O 116
Was bedeutet Schlemihl? Von F. A. H. 118
Zur Redensart: „Auf den Hund kommen". Von Philologus 119

Zunftstube: Zum begonnenen Jahr 15 — Technik und Kultur 15 — Ein Kollege aus der alten Benediktinerschule 31 — Englische Neubildungen 45 — Füsilier 45 — Elymas, der Magier 95 — Aus der Sprachgeschichtsstunde 95 — Wanderung eines Wortes 104.

Bücherecke 15, 32, 46, 47, 48, 63, 64, 78, 79, 80, 95, 96, 104

4. Jahrgang Nr. 1. 31. Jan. 1918

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Adalbert Stifters Werke als Schülerlektüre. — Vorschläge zur deutschen Grammatik. — Boche. — Zunftstube. — Bücherecke.

Adalbert Stifters Werke als Schülerlektüre.

Von P. Leonard Hugener O. S. B., Einsiedeln.

Im Vorwort zu seinen „Studien“ bezeichnet Adalbert Stifter es als ihren Zweck, „einzelnen Menschen, die ungefähr so denken und fühlen wie ich, eine heitere Stunde zu bereiten, die dann vielleicht weiter wirkt und irgend ein sittlich Schönes fördern hilft.“ Der im Denken und Fühlen ihm verwandten Menschen gab und gibt es offenbar mehr, als seine ausgesprochene Eigenart vermuten ließe. Denn binnen kurzem rückte Stifter zu den am meisten gelesenen Schriftstellern seiner Zeit vor. Zwar schien dann mit seinem Leib auch sein Ruhm ins Grab gesunken zu sein; aber als 30 Jahre nach Stifters Tod seine Werke für den Buchhandel frei wurden (1898), da erstund auch die Verehrung für ihn aufs neue und erfaßte weitere Kreise denn je. Ich kann mich freilich des Verdachtes nicht entschlagen, daß Stifter mehr gepriesen und empfohlen als verstanden und — gelesen wird. Denn was Stifter selber in den zitierten Worten andeutet, wird durch die Erfahrung immer wieder bestätigt: dauernd und mit Genuß in seine Werke sich vertiefen wird nur, wer etwas von seiner Eigenart in sich verspürt. Jedenfalls geht es nicht an, die Freude an Stifter kurzweg als Kriterium des guten Geschmackes hinzustellen, wie es auch schon geschehen ist. Doch gibt es einzelne Werke dieses Schriftstellers, deren Reiz sich niemand wird entziehen können und die in ihrer klassischen Einfachheit zum Schönsten gehören, was in deutscher Prosa geschrieben worden ist.

Ich soll bei Anlaß des 50. Todestages Stifters (28. Januar) über seine Schriften als Jugendlektüre schreiben. Daß Stifter die Jugend in seinen Leserkreis einbezogen wissen will, steht außer Zweifel. Ist es ja fast ausnahmslos die Jugend, reifende Jünglinge, blühende Jungfrauen, die er in den Mittelpunkt seiner Erzählungen stellt. Unter Jugend als Leserkreis sind aber keineswegs Kinder zu verstehen. Zwar hat Stifter als Linzer Schulrat 1853 seine „Bunten Steine“ als Erzählungen für die Kinder der Volksschule herausgegeben. Allein er schreibt darin allerdings über Kinder, aber nicht für solche; sieht man etwa von zwei Erzählungen ab —

freilich den kostbarsten der Sammlung, „Granit“ und „Bergkristall“ — so werden die übrigen kaum Kinder zu fesseln vermögen, sie passen zum Teil auch inhaltlich sicher nicht für sie. In Frage kommt vielmehr die reifere Jugend, und ich denke dabei hauptsächlich an unsere Mittelschüler beiderlei Geschlechtes.

Soll ein Buch Empfehlung verdienen für junge Leute, dann muß es ein Bildungsmittel sein für Herz und Geist; aber es muß auch geeignet sein, durch seinen Inhalt und die Art der Darstellung den jungen Geist zu fesseln. Fehlt die letzte Eigenschaft, so bleibt das gehaltvollste Buch ein verborgener Schatz, den niemand hebt und der darum wertlos für die Menschheit bleibt.

Stifter bezweckt wenigstens in den spätern Werken ausdrücklich religiös-sittliche und künstlerische Erziehung. „Ein Körnlein Gutes zu dem Bau des Ewigen beizutragen, das war die Absicht bei meinen Schriften und wird auch die Absicht bleiben,“ so schrieb unser Dichter in der Vorrede zu den „Bunten Steinen“. „Es soll in denselben nicht einmal Tugend und Sitte gepredigt werden, wie es gebräuchlich ist, sondern sie sollen nur durch das wirken, was sie sind. Wenn etwas Gutes in mir ist, so wird es von selber in meinen Schriften liegen; wenn aber dasselbe nicht in meinem Gemüte ist, so werde ich mich vergeblich bemühen, Hohes und Schönes darzustellen.“ In der Tat, edle, reine Menschen sprechen aus Stifters Werken zum Leser, und was sie sprechen und was sie denken, ist edel, rein, gut. Dem Gemeinen, Häßlichen geht er aus dem Weg, im Menschen wie in der Natur. Kaum daß hin und wieder wie fernes Wetterleuchten Leidenschaft und Laster in seine friedliche, edle Welt hinein ihren Schein werfen; der flüchtige Leser nimmt es kaum wahr und freut sich ungestört des Hohen und Schönen, das ihm die Lesung bietet. Nie wühlt Stifter im Kote, er verschont unsere Phantasie mit den Nachtbildern menschlicher Verworfenheit, die so leicht, auch wenn der Endzweck der Schilderung ein guter ist, das Herz des Lesers besudeln. Wie oft befindet sich der Lehrer, gerade Gymnasiasten gegenüber, in peinlicher Verlegenheit, wenn er sie in die Schönheit eines alten oder modernen Schriftstellers einführen sollte, aber plötzlich sich gehemmt fühlt durch Szenen und Andeutungen, von denen er für ein unverdorbenes Gemüt Schaden fürchten muß. Unserm Dichter aber dient seine klassisch schöne Sprache nie dazu, das Laster reizend zu schildern, auch nicht dazu, es in seiner abschreckenden Gestalt der Phantasie vorzuführen. Wir können ihm dafür nicht genug dankbar sein. Mörike ließ sich auf seinem Sterbebett durch seine Schwester bezeugen, daß in seinen Gedichten keine unreine Zeile stehe; Stifter darf für seine Schriften ruhig dasselbe Zeugnis beanspruchen.

Und doch kann ich eine Einschränkung nicht unterdrücken. Durch eine Anzahl Stifterscher Werke geht ein Zug so schwärmerischer, leidenschaftlicher Mädchenliebe, wie es für ein Buch, das der reifenden Jugend in die Hand gegeben werden soll, entschieden ungesund ist. Es erscheint in diesen

Erzählungen — nennen wir nur „Feldblumen“, „Narrenburg“, „Das alte Siegel“, auch der „Hochwald“ ist von diesem Zuge nicht ganz frei — die Geschlechtsliebe geradezu als das höchste Glück, das für einen jungen Menschen überhaupt denkbar ist.

Im Zusammenhang damit wage ich eine andere Aussetzung. Den Helden Stifters — wenn man sie so nennen darf — fehlen durchweg hohe Ideale. Wohl lieben sie alles Schöne und Gute: sie lieben mit schwärmerischer Innigkeit die Schönheit der heimatlichen Natur; mit zartester Liebe hangen die Kinder an den Eltern und die Eltern an den Kindern, und selten ist diese gegenseitige Liebe schöner, ergreifender geschildert worden als von Stifter im „Heidedorf“; mit leidenschaftlicher Liebe endlich begegnen sich Jünglinge und Mädchen. Aber damit ist das Stiftersche Ideal erschöpft. Seine Gestalten sind zart und sanft, voll edler Gefühle, vom Bösen nicht berührt, ja kaum Böses ahnend. Dazu sind sie hineingestellt in eine Umgebung und in Verhältnisse, die ihren Edelsinn nie auf eine ernste Probe stellen. Das wirkliche Leben ist aber härter. Dem Guten stellen sich Schwierigkeiten von innen und von außen entgegen, und erst im Kampfe und durch Opfer muß es sich erhärten und bewähren. Die modernen Dichter nun räumen diesem Elemente, das nach unten zieht, vielfach so viel Platz ein, daß die Tugend kaum noch aus unerreichbarer Höhe schwach herunterleuchtet in das Meer der Gemeinheit. Daß Stifter nicht diese Wege geht, ist ihm zu danken. Aber zu bedauern ist, daß seinen edlen Menschen der Kampf für hohe Ziele überhaupt abgeht; sie kennen eben kein solches wirklich hohes Ziel, das über ihren Alltagskräften liegt, das sie erarbeiten, für das sie kämpfen müßten. Mit nüchternen Augen angeschaut, sind sie fast alle eben doch nur träumende Müßiggänger, die, wandelten sie wirklich auf Erden, nur allzubald an ihrer Tugend und ihrem Edelsinn Schiffbruch leiden müßten. Das ist aber gewiß des Erhebenden und Anspornenden nicht genug in einem Buche, soll es als Jugendlektüre freudig empfohlen werden.

Ich verbinde damit noch eine weitere Bemerkung. Gerade für junge Leute mit einem Stifter ähnlichen Empfinden, Leute also, die am besten die Schönheit seiner Schriften zu genießen imstande sind, ist eine anhaltende Stifter-Lektüre nicht frei von Gefahr. Und die besteht darin, daß diese jungen Leser aufgehen in lauter Gefühl und Stimmung. In dem Grade aber, als sie sich verlieren in einer Welt voll Märchenzauber und liebenswürdiger, sanfter, aber knochenloser Menschen — in dem Grade wird die Liebe zu ernster und anstrengender Arbeit lahmgelegt, und vor lauter zarter Empfindung geht ein viel Wichtigeres, das männlich ernste Wollen, die opferbereite, zielbewußte Energie verloren. —

Adalbert Stifter muß, nach seinen Briefen und pädagogischen Aufsätzen zu schließen, wenigstens in seinen spätern Jahren ein eifrig praktizierender Katholik gewesen sein. Schade, daß seine religiöse Überzeugung in den Erzählungen so wenig zu Tage tritt. Er schlägt entzückende Töne an

zum Preise von Natur und Menschen, zum Lobe alles menschlich Hohen — warum findet er so wenig Anlaß, vom Höchsten und Edelsten zu reden, womit die Religion und speziell die katholische Kirche die Menschheit von jeher beglückt hat? Gewiß, es fällt uns nicht ein, ihm zuzumuten, wogegen er sich in der Vorrede zu den „Bunten Steinen" verwahrt, daß er nämlich predige und moralisiere. Aber daß ein katholischer Schriftsteller, der fast ausnahmslos edle, gute Menschenseelen schildert und dessen Erzählungen überdies, mit 2—3 Ausnahmen, im katholischen Oesterreich und unter dem katholischen Volke spielen — daß ein solcher Schriftsteller in seinen zahlreichen Werken keine höhern Ideale zu kennen scheint als irdische Beglückung, daß er seinen auf Höchstes und Edelstes gestimmten Saiten nie Töne katholischer Glaubensfreudigkeit entlockt: das scheint uns denn doch ein Mangel zu sein schon an und für sich, erst recht aber, wenn diese Werke der Jugend gewidmet sind, wie die „Bunten Steine". Es muß eben doch gesagt werden, daß die Religiosität, die von der einen und andern Stifterschen Gestalt an den Tag gelegt wird, weiter nichts ist als eine verschwommene Allerweltsreligion, allenfalls mit einigen katholischen Verzierungen, wenn sie der Dichter gerade zur Abrundung und Ausschmückung seiner Darstellung braucht. Ein einziges-mal läßt Stifter seinen Helden aus der Kraftquelle übernatürlichen Glaubens schöpfen; es ist im „Tännling", wo der von seiner treulosen Braut schmählich verlassene Hans im Aufblick zur Schmerzenmutter die Kraft zu rachelosem Entsagen findet. Und gerade, wenn wir hier sehen, mit welch ergreifender Wucht Stifter die Allgewalt des religiösen Trostes in kurzen, knappen Worten zu schildern versteht, bedauern wir es doppelt, daß er solche Töne sonst nie findet. Auch das ist nicht zu verschweigen, daß Stifters wundervolle Natur-schilderungen, wo sie an Übernatürliches anklingen, leider doch viel eher pantheistisch anmuten als positiv christlich.

Vermögen wir so in Stifters Werken ihrem *Inhalte* nach nur mit großer Einschränkung ein Bildungsmittel für die Jugend zu erblicken, so stimmen wir um so freudiger in das allgemeine Lob seiner *Formvollendung* ein. Das ist es, was Stifter seinen Ruhm verschafft hat und was seinen Namen bleibend der deutschen Literaturgeschichte einverleibt: eine *meisterhafte Darstellung mit einfachsten Mitteln*. Lange Zeit glaubte Stifter an seinen Beruf zum Maler, noch im hohen Alter führte er den Pinsel zum Zeitvertreib. *Maler* ist er in der Tat, aber mit der Feder. Seine Erzählungen sind eher Gemälde als Darstellung von Handlungen, Stimmungsgemälde, wie sie kein Maler zarter, duftiger auf die Leinwand zaubert. Mit feinfühlender Seele schaut er die Reize der *Natur* in ihren mannigfaltigen Erscheinungen, mehr noch im Kleinen, scheinbar Unbedeutenden, als im Gewaltigen, Außerordentlichen. In diese Natur hinein stellt er seine Menschen, läßt sie mit ihr verwachsen, Naturstimmung und Seelenvorgänge fließen ineinander; ihm aber läßt es keine Ruhe, bis er für alles, was er schaut und empfindet, den möglichst gleichwertigen Ausdruck gefunden hat. Oft klagt er, daß es ihm nicht gelingen wolle, sein Innerstes so aus sich

herauszubringen, wie er dazu das Bedürfnis fühle. Darum auch sein nimmermüdes Umarbeiten des Manuskriptes, die immer neuen Korrekturen auf den Druckbogen. Er, wie übrigens auch ein Goethe und so mancher unserer großen Stilisten, können den jungen Leuten nicht genug als Vorbilder unermüdlichen Feilens am eigenen Stil vor Augen gehalten werden. Nur so und nicht etwa auf den ersten Wurf gelang es ihm, in unnachahmlicher Weise den Zauber der Waldesschönheit und des Waldfriedens im „Hochwald" zu besingen oder „die kleine Perlenschrift auf Wiesenblumen und Schmetterlingsflügeln" und die beängstigende Gewitterschwüle auf der dürren Heide im „Heidedorf" oder die majestätische Stille des Hochgebirges im „Bergkristall" oder endlich die schweigende Oede der von ihm doch nie geschauten Wüste in „Abdias". Stifter kann wie kein anderes Buch und wie kaum der geistvollste Mensch zum Lehrer werden, um Gottes Natur in ihren unbedeutendsten Kleinigkeiten mit seelenvollem Auge zu betrachten. Ich muß es mir aus Raummangel versagen, hier einige Proben, die ich mir angestrichen, wiederzugeben; man findet übrigens solche in den meisten Lesebüchern.

Maler bleibt Stifter auch, wenn er den Menschen und das Menschenherz schildert. Meistens sind Stifters Menschen nicht selbständige, charaktervolle Gestalten, sondern Träger der Naturstimmungen, aus der sie umgebenden Natur emporblühend und mit ihr verwachsen. Dennoch hat er uns eine Galerie scharf ausgeprägter Charakterköpfe geschaffen, alles stille Denker ohne große Handlungen und ohne viele Worte. Will man die Schüler hinweisen auf lebenswarme Charakteristik, man lehre sie kennen einen so klug sorgenden, von Schicksalsschlägen zermalmten, vereinsamten Juden Abdias, einen mit köstlichem Humor gezeichneten, von hundert unergründlichen Krankheiten heimgesuchten und schließlich doch so leicht kurierbaren Tiburtius im „Waldsteig", einen menschenscheuen, freudlosen und doch im tiefsten Herzen so weich empfindenden „Hagestolz" usw. Das sind fest umrissene Gestalten, derer Studium ein Hochgenuß ist. Wie viel wahrer und warmer sprechen sie zu unserm Herzen, als ein Dutzend künstlich herausgeschraubter, auf Theatereffekt berechneter Helden vielgepriesener neuer Romane!

Man täte aber Stifter unrecht, wollte man ihm über der Kunst der Natur- und Seelenmalerei die Fähigkeit absprechen, spannende Handlung zu schildern. Man lese einzig den „Bergkristall", vielleicht die wertvollste Novelle Stifters, eine der schönsten der deutschen Literatur. Der den Irrweg der beiden Kinder hinauf in die Region des ewigen Eises so einfach, so ergreifend, so fesselnd erzählt und den Leser dabei die ganze Gefühlsskala der Kinder mitempfinden läßt — von der unbefangenen Freude an den ersten Schneeflocken zur leisen Besorgnis, zur wachsenden Angst, zur schrecklichen Gewißheit, im ewigen Eise verirrt zu sein, dann wieder zum kindlich tapfern Mut, zur opferbereiten Fürsorge für einander, zur dämmernden Hoffnung und endlich zum dankbaren Jubel der Rettung — der muß ein Meister der Erzählkunst sein und hätte er weiter gar nichts geschrieben.

Freilich ist es auch hier wie immer bei Stifter, nicht sowohl eine äußerlich bewegte Handlung, die den Leser mitreißt, als vielmehr das Verschmelzen von Handlung, Seelenmalerei und Naturschilderung zu einem herrlichen Ganzen.

Wiederholt habe ich hingewiesen auf die Einfachheit und Ruhe in der Ausdrucksweise Stifters. Nirgends leere Phrase, hohles Pathos. Und je bedeutsamer die Handlung, um so ruhiger die Darstellung. Ich kann es mir nicht versagen, wenigstens ein Beispiel hiefür anzuführen. Was liegt für eine Wucht in der einfachen Art, wie Stifter in „Abdias" den Tod Dithas, der letzten Freude des so viel heimgesuchten Vaters, erzählt! Ein Gewitter ist im Anzug, Abdias hat mit seiner Tochter unter aufgeschichteten Korngarben Schutz gesucht; — „sie schwieg plötzlich. Ihm war es, als hätte er seitwärts an der Garbe einen sanften Schein lodern gesehen. — Da er hineinblickte, war schon alles vorbei. Es war auf den Schein ein kurzes, heiseres Krachen gefolgt und Ditha lehnte gegen eine Garbe zurück und war tot. — Der Greis gab nicht einen Laut von sich, sondern starrte das Wesen vor sich an und glaubte es nicht, daß dies Ding seine Tochter sei. Ihre Augen waren geschlossen und der redende Mund stand stille." Lehre man die Schüler Geschmack finden an solcher Einfachheit des Ausdruckes, und die Folge wird nicht bloß ein gefälliger Stil sein, sondern auch jene Klarheit des Denkens, die so oft im rhetorischen Wortschwall der jungen Leute erstickt.

Immerhin glaube man nicht, Stil und Darstellungsweise Stifters einfachhin und ohne Unterscheidung als Muster empfehlen zu dürfen. Auch Stifter hatte eine Zeit der Blüte und eine schwächliche Altersperiode. Aber selbst in den schönsten Erzählungen kann er auf einmal die Geduld des Lesers durch ermüdendes Eingehen auf belanglose Kleinigkeiten lange Seiten hindurch auf harte Probe stellen. Und wie oft holt er in seinen Expositionen unendlich weit aus, um den Ort der Handlung in all seinen Einzelheiten zu schildern oder die Abstammung seines Helden vom Urgroßvater her darzulegen, bevor er endlich die Handlung einsetzen läßt. Gerade das ist es, was meinen eingangs angedeuteten Gedanken begründet: es wäre sicherlich vergebliche Mühe, Stifter unserer reifenden Jugend unterschiedslos zum Lieblingsdichter aufdrängen zu wollen; das würde auch nicht einmal bei allen dichterisch feinfühligen Naturen gelingen. Es braucht ein junger Mensch gar nicht an Karl May und Sherlok Holmes-Geschichten seinen Geschmack verdorben zu haben und kann doch weder Empfindsamkeit noch Geduld genug besitzen, um der zarten Stimmungsmalerei und der Liebe am Nebensächlichen eines Stifter mit Aufmerksamkeit zu folgen. — Im Alter wird diese Eigentümlichkeit Stifters zur unleugbaren Schwäche: die Schilderung ist ungenießbar breit, vor lauter Freude am Kleinen verliert sie sich im Nichtssagenden. Dazu wird der Stil maniriert und holperig, ellenlange Perioden mit einem halben Dutzend „als" oder „nachdem" verwischen die Klarheit und halten die Handlung auf. Selbstverständlich wäre

es aber ebenso töricht als ungerecht, einen Schriftsteller nach den Schwächen seines Greisenalters beurteilen zu wollen.

Stifter bietet in seinen Werken des Schönen viel, das ihn für die studierende Jugend empfiehlt: nur das Edle und Reine ist Gegenstand der Darstellung, und diese bewegt sich in einer klassisch schönen, bilderreichen Sprache; ein unübertroffener Meister ist er in der stimmungsvollen Schilderung des Zaubers seiner heimatlichen Natur. Zu bedauern aber bleibt hauptsächlich sein Mangel an hohen Idealen, sowie die übermäßige Breite in der Schilderung des Nebensächlichen. Wer seine Lektüre der Jugend uneingeschränkt empfehlen wollte, würde Stifter ebensowenig gerecht werden, als wer ihn kurzweg von der Hand wiese. Durch eine geschickte Einführung sollte aber der Lehrer seine Schüler dazu bringen, daß sie nicht ob einer ihrem Geschmack nicht zusagenden Seite das Buch zuklappen; dann werden von den Schriften Stifters wenigstens „Heidedorf", „Hochwald", „Abdias", „Hagestolz", „Bergkristall" für einen jeden eine ebenso genußreiche als stil- und geschmackbildende Lektüre bilden.

Vorschläge zur deutschen Grammatik.

(Als Beitrag zur Vereinfachung.)

Von F. A. H.

1. Weg mit dem Prädikativ!

a) Ich frage: Wo ist die Kuh? Und ich bekomme als Antwort entweder: „Sie ist im Stalle drinnen", oder „sie steht im Stalle drinnen". Der Ausdruck „ist im Stalle drinnen" ist Prädikativ mit Kopula, und der Ausdruck „steht im Stalle drinnen" ist Prädikat plus Umstandsbestimmung des Ortes. Und doch hat hier „ist" und „steht" den ganz gleichen logischen Sinn. Und was noch komischer ist, der „ist"-Satz ist eine reine Frage nach dem Ort, aber die Antwort enthält keine Ortsbestimmung, sondern ein Prädikat.

Woher kommt diese Ungereimtheit? Daher, daß man einige Zeitwörter zu Hilfszeitwörtern heruntergewürdigt hat und das, was meinetwegen für die romanischen Sprachen gelten mag, ins Deutsche herübernimmt, wo es eben nicht notwendig, ja sehr überflüssig ist: eben den Ausdruck Prädikativ.

Noch ein anderes Beispiel. Ich sage: „Die Wiesen grünen". Grünen ist sicher Prädikat, Antwort auf die Frage: „Was machen die Wiesen?" Ich sage: „Die Wiesen sind grün". Ist das dasselbe? Ich denke nein. Denn das zweite Mal frage ich nicht, was sie machen, sondern wie sie sind. Nach herkömmlicher Erklärung aber liegt der grammatikalische Unterschied nur in einem „iv", das heißt: grünen ist Prädikat, grün dagegen Prädikativ. Darum sage ich: „Weg mit dem Prädikativ und der Kopula!" In Zukunft soll man „sein, werden, wollen, dürfen" und so weiter nicht mehr zu Hilfszeitwörtern, copulæ, herunterwürdigen. „Haben" wird ebenso gut zur Bildung gewisser

Zeitformen gebraucht wie „sein“ und „werden“, aber es wird doch nicht als leeres Hilfszeitwort gebrandmarkt. Aber eben „haben“ verlangt den Akkusativ des Objektes; „sein“ und „werden“ aber den Nominativ des Prädikativs. Aha! Warum soll man nicht sagen dürfen: „Sein und werden verlangen den Nominativ des Objekts?“ Ich nehme den Satz: „Der Baum ist eine Pflanze,“ und sage: „Pflanze ist Nominativobjekt;“ „Hans wird ein guter Schüler“, und sage: „Ein guter Schüler ist Nominativobjekt“. Und „Ist“? „Ist“ ist halt eben rechtschaffenes Prädikat, wie „wird“ auch, so gut wie jedes andere Zeitwort es sein kann. Im obern Satz: „Die Wiesen sind, werden grün“ ist „grün“ — man staune — Umstandsbestimmung der Art und Weise. Ich frage ja nach der Art und Weise des Seins oder Werdens der Wiesen, wie ich im Satze: „Wie blüht die Rose?“ nach der Art des Blühens frage; rot z. B. ist dann Adverbiale. Daß „sein“ ein rechtes Zeitwort ist, weiß jeder aus dem Satze: „Gott ist“. Oder soll dieser Satz nur eine Kopula, aber nichts Kopuliertes haben? Und im Satze: „Die Kuh ist im Stalle“, ist „im Stalle“ einfache Umstandsbestimmung des Ortes, nach dem ich ja gefragt habe.

b) Als Folge dieser Auffassung fällt dann auch der in seiner grammatikalischen Armseligkeit immer erbarmungswürdige Prädikativsatz, oder wie er gar oft genannt wird, Prädikatsatz weg. (Prädikat kann bekanntlich immer nur ein Zeitwort und zwar ein Definitum sein, also kann nie ein Satz Prädikat sein, also gibt's keine Prädikatsätze, wie es Objektsätze gibt.) Die Prädikativsätze stellen sich in Zukunft einfach unter die Objektsätze. Denn so gut wie ein Genitiv-, Dativ- und Akkusativobjekt in einen Objektsatz aufgelöst werden kann, kann das auch einem Nominativobjekt anstehen.

Übrigens würde es gar nichts schaden, wenn man schon in der Primarschule behandeln würde, daß einige Zeitwörter den Akkusativ, andere den Dativ, wieder andere den Genitiv und so nun auch einige (sein, werden, scheinen, genannt werden und noch ein paar) den Nominativ nach sich verlangen. Die Lateinschüler müßten dann nicht anderthalb tausendmal die geistreiche Strafaufgabe vollziehen: „Nach der Kopula ‚sein‘ macht man immer den Nominativ.“ (Ging's dir auch so?)

c) Warum soll man weiter das nach „können, dürfen, mögen usw.“ folgende Zeitwort im Infinitiv nicht Verbalobjekt nennen?

d) Noch ein Einwand. Im Satze: „Die Wiesen sind grün“, ist „grün“ Umstandsbestimmung der Art, kurz gesagt Adverbiale, denn „sein“ ist ja ein Verb. Aber französisch wie griechisch und lateinisch muß es doch übereinstimmen mit Wiesen, es ist also Adjektiv und nicht Adverb. Schon recht in den genannten Sprachen, aber nicht im Deutschen; denn da muß es eben nicht übereinstimmen, ist der Form nach wirklich Adverb. Warum seiner Funktion nach nicht auch? Wir haben deutsche Grammatik, die andern Sprachen sollen machen, was ihnen paßt. Man hat dann in der Schule nur zu bemerken, daß in den alten Sprachen und heute noch in den romanischen, das nach „sein, werden“ folgende Eigenschaftswort mit dem Subjekt überein-

ſtimmen muß. Deutſch war das auch einmal ſo und iſt in den „Ländern“ zum Teil noch ſo. Aber neuhochdeutſch iſt's eben nicht mehr ſo. — Andere Folgerungen möge der geneigte Leſer ziehen und „ſein“ nur als Verb behandeln und die alten Prädikative entweder als Nominativobjekt oder als Adverb der Art und Weiſe, des Grundes, der Zeit, des Ortes anſehen, und er wird gut fahren und kann dann für die Satzausſage die einzige Frage ſtellen: „Was tut der Satzgegenſtand?“ und muß dann nicht auch noch fragen: „Wie iſt er, wo, wann, warum iſt er?“ Und als Antwort bekommt er: „Der Baum wächſt, iſt, wird . . .“

e) Noch eine Bemerkung. Die Beziehung des Adverbiales zum Zeitwort kann eine zweifache ſein. Ein Beiſpiel: „Du ſchreibſt ſchön ſchön.“ In dieſem Satze bezieht ſich das erſte „ſchön“ auf die Haltung beim Schreiben, das zweite auf die Schrift, auf das Geſchriebene, das iſt, auf den Erfolg der Handlung. So kann ich auch mit werden einen Satz bilden: „Du wirſt langſam langſam.“ Das erſte „langſam“ bezieht ſich auf den eigentlichen Vorgang beim Werden, das zweite auf den Erfolg, auf das Gewordene.

Zu bemerken iſt auch, daß nicht jedes Adverb ſich auf ein Verb bezieht. „Du ſchreibſt recht ſchön.“ „Recht“ iſt Adverb zu „ſchön“. „Du gehſt groß unter“. „Groß“ iſt Adverb zu „du“. „Er ſchlägt ihn tot“. „Tot“ iſt Adverb zu „ihn“. Dieſe Erklärung von „groß“ und „tot“ ſollte genügen, die Frage lautet ja auch dementſprechend.

f) Noch eine Folgerung. Im allgemeinen zerlegt man die zuſammengeſetzten Zeiten nicht in ihre Beſtandteile und nennt z. B. „Du biſt gefallen“ nur Prädikat. Es iſt aber klar, daß ich auch hier zerlegen darf und ſagen: „biſt iſt eigentliches Prädikat und gefallen Adverb“. In den mit „haben“ gebildeten Zeitformen ſteht die Sache nicht weſentlich anders. Nur darf man das folgende Partizip nicht etwa als Adverb auffaſſen. Man fragt ja auch nicht mit „wie“? ſondern mit „was“? Das iſt ein Fingerzeig, daß dieſes Partizip Objekt iſt. Die romaniſchen Sprachen haben eine etwas andere Auffaſſung ausgedacht. Wenn z. B. das Akkuſativobjekt vorausgeht, laſſen ſie dieſes Partizip mit dem Objekt übereinſtimmen. Bei tranſitiven Verben könnten wir uns dieſer Auffaſſung des Partizips eines geweſenen Attributes anſchließen und uns z. B. denken: „Ich habe den Garten begoſſen“, heiße: „Ich habe den Garten nun als einen begoſſenen in Beſitz“. Tatſächlich aber denken wir nicht ſo. Das ſieht man, ſobald man anſtelle eines tranſitiven ein intranſitives Verb nimmt, z. B.: „Ich habe des Gartens gewartet“. „Gewartet“ erſcheint hier nicht, wie es etwa bei „begoſſen“ den Anſchein haben könnte, als Attribut zu „Garten“, ſondern hat im Gegenteil „Garten“ im Genitiv nach ſich; „Garten iſt eben abhängig von „warten“ (ſo auch von „begießen“) und keineswegs von „haben“. Was bedeutet alſo das Partizip? Es iſt das Partizip der Vergangenheit; es gibt die Tätigkeit als eine vergangene, genauer als eine vollendete an. Iſt vielleicht das Partizip der Vergangenheit etwas dem lateiniſchen

Supin ähnliches, neutrales, zwischen Aktiv und Passiv drin liegendes? Ich denke ja. Somit ist „begossen, gewartet" Verbalobjekt.

Nachtrag zu e. Ich bin mir wohl bewußt, daß das Adverbiale zu „sein, werden" nicht auf gleicher Stufe steht, wie das Adverbiale zu „begießen", und daß in den genannten Sätzen „tot" und „groß" von scharfen Grammatikern anders benannt werden. Ich kenne den Ausdruck „prädikativer Zusatz" wohl. Aber ich weiß auch, wie handkehrum der gleiche Grammatiker seiner Theorie nicht treu bleibt. Nehmen wir den Satz: „Strahlend geht die Sonne auf". Jedermann sieht ein, daß nicht das Aufgehen strahlt, sondern die Sonne. Gleichwohl wird strahlend Adverbiale genannt. „Schreiend ging er unter". Nicht das Untergehen schrie, sondern der „er". Und doch wird schreiend Adverbiale genannt. „Du malst schön". Ist die Tätigkeit des Malens schön? Nein, sondern das Gemalte. Aber schön wird doch hier Adverbiale genannt. „Die Rose blüht rot". Nicht das Blühen geht rot vor sich, sondern rot ist das Blühende. Zusammengefaßt: Das Adverbiale bezieht sich entweder zurück auf das Subjekt oder auf das Objekt oder eben auf das Verb selber. Wenn man also ganz folgerichtig unterscheiden wollte, müßte man diese adverbial gebrauchten Adjektive Subjekts-, Objekts- und Prädikatszusätze nennen. Aber auch in diesem Fall brauchen wir den Ausdruck Prädikativ nicht mehr. Er ist zu eng. Genau genommen müßte man auch die vielen Adverbialien und tonlos gewordenen (kleingeschriebenen) wie die vollen Objekte zu „haben" Prädikative nennen, z. B. „Ich habe es satt". „Ich habe Lust . . ." „Satt" und „Lust" erscheinen als Objekte. „Lust" ist wirklich Objekt. Was aber „satt"? Adverbiale? Gewiß, nach meinem Vereinfachungsvorschlag, sonst aber müßte „Lust" wie „satt" Prädikativ genannt werden, wenn man den Ausdruck Prädikativ nicht für „sein" und „werden" reserviert hätte. Weil wir nun aber im Deutschen auf die Frage „wie"? das Adverbiale und auf „was, wes, wem, was"? das Objekt erhalten, so gilt auch hier die von mir aufgestellte Regel.

2. Die Zeiten.

Man sagt gewöhnlich: „Ich würde gehen" sei eine Nebenform von „ich ginge". Man braucht beide Ausdrucksweisen meist unterschiedslos; das ist wahr; aber jene ist keine bloße Nebenform für diese. Sehen wir einmal die deutschen Zeiten und ihre Bildung an. Bilden wir die Zeiten von „sein" und „werden"; es sind die Elementarverben.

Zuerst haben wir: „Ich bin" und „ich werde". „Bin" gibt den Zustand, „werde" den Eintritt in einen Zustand an.

Dann muß ich die beiden Partizipien herbeiziehen: „Seiend, gewesen" und „werdend, geworden".

So kann ich nun das Perfekt bilden:

„Ich bin gewesen" und „ich bin geworden"

und das Futur: „Ich werde seiend" und „ich werde werdend".

Dazu ist aber gerade zu bemerken, daß man beim Futur das Endungs-d des Partizips wegläßt und nur sagt: „Ich werde sein" und „ich werde wer-

den". Aber weder „ſein" noch „werden" dürfen Infinitiv genannt werden, ſie ſind es nicht. Die Sprachgeſchichte ſagt's.

Man beachte auch, wie die beiden Elementarverben hier einander aushelfen. „Sein" hilft ſich und „werden" ins Perfekt, und „werden" ſich und „ſein" ins Futur ſtellen.

Die Präſentia „bin" und „werde" kann man nun noch weiter mit den Partizipien verbinden. So bildet man das Futurexakt: „Ich werde geweſen ſei(e)n(d)" und „ich werde geworden ſei(e)n(d)". Ich könnte auch noch die Formen bilden: „Ich bin geweſen ſeiend" und „ich bin geweſen werdend". Aber dieſe Formen kommen nicht vor, man begnügt ſich ohne ſie; höchſtens ein Philoſoph wird ſie unter Umſtänden gebrauchen müſſen.

Nun folgt die Bildung des Imperfekts: „Ich war, ich wurde". Das Imperfekt iſt das Präſens in der Vergangenheit; es hat mit dem Perfekt nichts zu ſchaffen; es drückt eine ganz andere Vorſtellung aus. Darauf einzugehen, iſt hier aber nicht der Ort.

Wie ich das Präſens ins Imperfekt ſetzen kann, ſo kann ich auch das Perfekt in ſein entſprechendes Imperfekt ſetzen:

„Ich bin geweſen: ich war geweſen" und
„ich bin geworden: ich war geworden".

Dieſe neugebildete Zeitform nennt man Plusquamperfekt.

Wie ich alſo Präſens und Perfekt in die entſprechenden Imperfekte ſetzen kann, ſo kann ich auch das Futur und das Futurexakt ins Imperfekt ſetzen und erhalte:

Futur Präſens: „Ich werde ſei(e)n(d)"
Futur Imperfekt: „Ich wurde ſei(e)n(d)".
Futurexakt: „Ich werde geweſen ſei(e)n(d)"
Futurplusquamexakt: „Ich wurde geweſen ſei(e)n(d)".

Ebenſo von „werden":

Futur Präſens: „Ich werde werden(d)"
Futur Imperfekt: „Ich wurde werden(d)".
Futurexakt: „Ich werde geworden ſei(e)n(d)"
Futurplusquamexakt: „Ich wurde geworden ſei(e)n(d)".

Da haben wir richtig 8 Zeiten ſtatt 6, wie man ſonſt immer lehrt, herausgebracht. Stellen wir dieſe 8 Zeiten ſchematiſch zuſammen:

bin geweſen	bin	werde ſein	werde geweſen ſein
war geweſen	war	wurde ſein	wurde geweſen ſein
bin geworden	werde	werde werden	werde geworden ſein
war geworden	wurde	wurde werden	wurde geworden ſein

Oder mit dem Zeitnamen:

Perfekt	Präſens	Futur Präſens	Futurexakt
Plusquamperfekt	Imperfekt	Futur Imperfekt	Futurplusquamexakt.

Das wäre alles recht ſchön ſyſtematiſch, aber Futur Imperfekt und gar Futurplusquamexakt kommen halt nicht vor. Ganz recht! Im Indikativ nicht, aber im Konjunktiv. Bilden wir alſo die Konjunktive der obern Indikative:

sei gewesen	sei	werde sein	werde gewesen sein
wäre gewesen	wäre	würde sein	würde gewesen sein.
sei geworden	werde	werde werden	werde geworden sein
wäre geworden	würde	würde werden	würde geworden sein.

Haben wir 8 oder nur 6 Konjunktive? Sind Konjunktiv Futur Imperfekt und Konjunktiv Futurplusquamexakt nur so Nebenformen für den Konjunktiv Imperfekt und Plusquamperfekt? Nach dem Schema sicher nicht.

Wie wir im Alemannischen alle vier obigen Präterita verloren haben, verlor das Neuhochdeutsche den Indikativ Futur Imperfekt und Plusquamexakt. (Das Alemannische bildet, nebenbei bemerkt, ein eigenes Plusquamperfekt, da es dieses Begriffes doch nicht entraten kann, als doppeltes Perfekt: „Wo n i ggange gsy bi, wo n i gschlôffe gha ha".) Aber Schriftsprache wie Alemannisch haben alle 8 Konjunktive bewahrt.

Zugegeben, daß sprachlich-systematisch „würde gehen" und „ginge" nicht ohne weiteres vertauschbar oder, besser gesagt, Doppelformen sind, so ist doch für die Praxis ein Unterschied nicht zu machen? Ich denke doch! Sehen wir ins Französische hinüber. Das Futur bildet der Franzose, indem er an den Infinitiv des Verbs die Endung „ai, as, a, ons, ez, ont" anhängt. Sicher weiß jeder Leser, daß diese sogenannten Futurendungen das enttonte Präsens von „avoir" sind (ons = avons, ez = avez).

Den Kondizionalis aber bildet der Franzose durch Anhängen des enttonten Imperfekts von avoir an den Infinitiv: finir-ais, ais, ait usw. (ais = avais usw.) Mit Worten: Der Kondizionalis ist also das Futur Imperfekt Indikativ, das, wie wir oben gesehen haben, wir nicht haben. Aber wir brauchen als Kondizionalis auch nicht das Futur Imperfekt Indikativ, sondern das Futur Imperfekt Konjunktiv: „Ich würde gehen". Im Wenn-Satz braucht der Franzose den Indikativ Imperfekt, im Hauptsatz den Indikativ Futur Imperfekt. Das gibt uns den Wink, daß wir es eigentlich auch so machen sollten, nur mit dem Unterschied, daß wir sowohl im Haupt- wie im Nebensatz den Konjunktiv zu setzen haben. Also muß der Wenn-Satz den Konjunktiv Imperfekt (resp. Plusquamperfekt), der Hauptsatz den Konjunktiv Futur Imperfekt (resp. Futurplusquamexakt) erhalten. Und wer den Inhalt dieser beiden Zeitformen durchdenkt, wird finden, daß es auch nur so richtig sein kann. Also nur: „Wenn du kämest, würde es mich freuen", nicht: „Wenn du kommen würdest, freute es mich", oder: „Wenn du kämest, freute es mich". Die Regel, die man hin und wieder liest, man müsse mit beiden Kondizionalformen abwechseln, ist also in dieser allgemeinen Fassung falsch. Aber noch falscher ist die Anwendung der Indikativform: „Wenn du kamest usw."

Wenn ich gesagt habe, man dürfe die beiden bis jetzt Nebenformen genannten Zeiten nicht mit einander wahllos vertauschen, so ist das nur theoretisch zu verstehen. Praktisch vertauschen wir gerne. So tritt an Stelle des Futur häufig das Präsens und an Stelle des Futurexakt das Perfekt.

Das gleiche gilt für die untere Linie, und zwar so sehr, daß die Indikative Futur Imperfekt und Futurplusquamexakt ganz im Imperfekt und im Plusquamperfekt aufgegangen sind. Das oben gegebene Schema läßt sich noch weiter ausdeuten. Die innern Zeiten geben die unvollendete Handlung, die äußern die vollendete. Die obere Linie enthält die Präsenszeiten, die untere die Präteritazeiten, kurz Präsentia und Präterita genannt.

Auch für die Benennung der Konjunktive gibt das aufgestellte Schema das rechte Verständnis. Der Lateiner ist sich nicht gewohnt, vom Kondizionalis zu sprechen, er sagt Konjunktiv Imperfekt, Plusquamperfekt. Von den neuern romanischen Sprachen aus kam dann aber der Sonderbegriff Kondizionalis. Nun spricht man aber nicht von einem Kondizionalis Imperfekt oder Plusquamperfekt, sondern nur von einem Kondizionalis Präsens und Perfekt. Und nun wird man die sogenannten Nebenformen: „würde sein“ und „würde gewesen sein“ Kondizionalis Futur und Kondizionalis Futurexakt nennen. Man sehe das Schema an, und man findet, daß die Kondizionalformen den Namen der obern Zeit haben, gebildet von der untern Zeitenreihe, aber benannt nach der obern. Konjunktiv Präsens heißt also z. B.: „Du gehest“, Kondizionalis Präsens: „Du gingest“. Hier mag auch angeführt werden, daß einige deutsche Grammatiker es strengstens verpönen, an Stelle eines Konjunktivs eine Kondizionalform zu gebrauchen. Man dürfe nur sagen: „Zachäus stieg auf den Feigenbaum, um zu sehen, wer Jesus sei“, nicht „wer Jesus wäre“. Es gebe im Deutschen keine Consecutio temporum; Kondizionalform dürfe nicht einmal angewendet werden, wenn die Konjunktivform der Indikativform gleichlaute und man durch Anwendung der Kondizionalform das Konjunktivische besser zum Bewußtsein bringen könnte. Der Kondizionalis sei nur kondizional; z. B. nicht: „Man sagt, die Soldaten kämen“, sondern nur „kommen“, obgleich „kommen“ sowohl Indikativ wie Konjunktiv ist und man hier gerne das Unbestimmte, Ungewisse auch konjunktivisch ausdrücken würde. Es ist halt eben schade, daß in den Präsenszeiten der Mehrzahl Indikativ und Konjunktiv zusammengefallen sind. Wenn man wenigstens nur noch in der dritten Person Mehrzahl Indikativ der Präsenszeiten das Endungs-t hätte, wie es die Walliser noch überall deutlich aussprechen und wie wir es noch in den kontrahierten Verben da und dort haben, z. B. in: „Si gönd, si fönd“ im Gegensatz zum Konjunktiv: „Si göje, si föje“. Meist ist aber bei uns das indikative Endungs-t als d auch dem Konjunktiv angehängt worden. Man vergleiche den gotischen Indikativ: „Salbo, salbos, salboth, salbom, salboth, salbond“ mit dem Konjunktiv: „Salbo, salbos, salbo, salboma, salboth salbona“, und man wird sagen müssen, daß damit noch genauer gesprochen werden konnte.

Man sieht, will man überhaupt die deutschen Zeiten schematisieren, so muß man die beiden bis jetzt nirgends angeführten dazu nehmen und von 8, nicht von 6 Zeiten sprechen.

Durch diese Ausführung hoffe ich, etwas zur Erkenntnis des überaus logischen Aufbaues der deutschen Konjugation beigetragen zu haben, und

wer sich die beiden Zeitenlinien einmal recht zum Bewußtsein gebracht hat, wird nie mehr Perfekt und Imperfekt mit einander verwechseln, trotz unserer alemannischen Sprechweise. (Fortsetzung folgt.)

Boche.

Etymologische Plauderei von Philologus.

Kaum ein Wort hat sich jemals so allgemein zum Schimpfnamen einer ganzen Nation ausgewachsen wie das heute so oft gehörte: Boche. Vor dem Krieg hätte es kein anständiger Franzose in den Mund genommen, heute ist es in alle deutschfeindlichen Länder eingedrungen. Das Wort ist schon des öftern mit größerem oder geringerem Geschick erklärt worden. Die beste und wohl stichhaltigste Etymologie hat Prof. Dr. Kießmann gegeben, der als Sachverständiger zu dem sogenannten „Bocheprozeß" geladen war, der im Sommer 1915 in Dessau zur Aburteilung gelangte. Das Resultat seiner Untersuchung ist laut „Köln. Volksztg." kurz folgendes: Die franz. Sprache kennt das Wort ,,boche'' seit etwa 50 Jahren. Es gehörte dem Argot, d. h. der Sprache des niedern Volkes an und wurde auch von gewissen Ständen gebraucht, aber zunächst ohne Beziehung auf die Deutschen. Dem Sinne nach kommt ihm die Bedeutung zu: „schwerfällig", „häßlich", auch „liederlicher Mensch"; es ist also ein Schimpfwort. Vor dreißig Jahren ungefähr wurde es dann in der Form bosch = Deutscher angewandt und ihm der hier gegebene Sinn unterlegt. Die beiden sprachlichen Grundlagen des Wortes sind: Caboche und Alboche. Ersteres hat als Wurzel einerseits das südfranzösische „boche" = Buchsbaumkugel des Mailspiels (Mail vom lat. malleus=Hammer zum Mail= oder Laufspiel), übertragen dann = Dickschädel, anderseits eine sprachliche Entstellung von Caput mit der Endung „oche", die hinwiederum zusammenfällt mit Cabosse = Beule, dialektisch „Kopf".

Die Übertragung von boche auf die Allemands wurde möglich durch ein bereits bestehendes antideutsches Schimpfwort Alboche, das lange vor dem Krieg in den östlichen Departements Frankreichs, besonders in Lothringen gebräuchlich war. Wahrscheinlich steckt in diesem Worte la boche = die Keule, wie sie in dem von den flämischen Arbeitern viel gespielten, von den Franzosen aber als roh und häßlich verachteten Keulenwurfspiel gebraucht wird (jouer à la boche). Auch dieses Wort hat im Französischen den Nebensinn von „eigensinniger, streitsüchtiger Mensch". Dabei fällt noch in Betracht, daß der Franzose das Charakteristische des Deutschen gern in einer gewissen Unnachgiebigkeit, in einem eigensinnigen Festhalten an seiner Meinung sieht. —

Im Laufe des Krieges hat das Wort zahlreiche Neubildungen und Zusammensetzungen erfahren, wie Bochie, la bocherie, surboche, Austroboche, Austro-bochie, le bochisme, proboche, antiboche, archiboche, bochophile, bochophilie, la bochonnerie usw. — Hoffen wir, daß nach

dem Kriege das Wort in seiner Verächtlichmachung alles Deutschen wiederum verschwinde und auch alle seine Komposita aus dem Schimpflexikon, oder besser noch aus dem Kopfe und dem Herzen aller Feinde Deutschlands getilgt werden. (Vergl. Luzerner-Vaterland August 1915.)

Zunftstube.

Zum begonnenen Jahre allen Lesern Gottes Segen! Den Mitarbeitern, die in unentwegter Treue ihre kargen Mußestunden in den Dienst unseres Blattes stellten, innigen Dank! Von der Aufstellung eines „Wunschzettels" sehen wir diesmal ab; hat doch die Erfahrung uns belehrt, daß sie Papierverschwendung bedeutet, und die ist heute strafrechtlich verfolgbar. B. E.

Technik und Kultur. Daß technischer Fortschritt und Kultur sich nicht decken, sondern daß alles darauf ankommt, welchen Zielen der Menschengeist die Errungenschaften der Technik dienstbar macht, ist eine banale Wahrheit, die aber doch mehr und mehr in Vergessenheit kam, bis der Krieg ihr wieder drastische Anschaulichkeit verlieh. Die Namen Ypern, Rheims, S. Quentin usw. erinnern an ein Wort Chateaubriands, welches bei Behandlung der Völkerwanderung oder der Erfindung des Schießpulvers auch im Unterricht Verwendung finden darf. In seinem „Itinéraire de Paris a Jérusalem" bespricht dieser Schriftsteller die Verwüstungen, welche die Beschießung des Parthenons durch die Venezianer 1687 anrichtete und macht dazu die Anmerkung: „L'invention des armes à feu est encore une chose fatale pour les arts. Si les Barbares avaient connu la poudre, il ne serait pas resté un édifice grec ou romain sur la surface de la terre; ils auraient fait sauter jusqu'aux pyramides, quand ce n'eût été que pour y chercher des trésors. Une année de guerre parmi nous détruit plus de monuments qu'un siècle de combats chez les anciens. Il semble ainsi que tout s'oppose chez les modernes à la perfection de l'art: leurs pays, leurs moeurs, leurs coutumes, leurs vêtements, et jusqu'à leurs découvertes." B. E.

Bücherecke.

Bächtiger, Jos., Das Hirtenmädchen von Maria-Stein. Volksstück aus vergangener Zeit in vier Akten. Luzern, Eugen Haag.

Carnot, P. Maurus, Jugendspiele im Schweizerhaus. Luzern, Eugen Haag.

Eugen Haag, Luzern, hat begonnen, eine Sammlung von Bühnenspielen für Schule und Volk herauszugeben, „leicht ausführbare Stücke, die sich durch sittlichen Inhalt, wertvolle Stoffe und Charaktere kennzeichnen". Hält man sich an dieses Ziel der Sammlung, sieht man ferner ab von kunstgerechtem

Aufbau, psychologischer Charakterentwicklung, feingliedriger Technik u. s. f., so entspricht das neu erschienene Theaterstück No. 5: „Das Hirtenmädchen von Maria-Stein" von Jos. Bächtiger vollauf dem Zweck der Sammlung. Der erbauliche Stoff — meine Nachbarin vergoß beim bloßen Durchlesen Tränen der Rührung — ist ein altes Lied in neuer Melodie. Die 15-jährige Rosl, eine arme Waise, wird von der Gemeinde auf den Verdingmarkt der Hirtenmädchen gestoßen und von der Lindenbäuerin aus Gnad und Barmherzigkeit angestellt. Bald wird sie ihrer Herrin lieb, und die andern Mägde werden eifersüchtig. Eine davon stiehlt der Bäuerin Schmucksachen und legt sie in Rosls Koffer. Dafür hat die Unschuldige während des ganzen III. Aktes am Pranger zu stehen. Im vierten kommt ihre Unschuld an den Tag. Rosl übt heldenmütige Feindesliebe, und alles wird schließlich gut. Einige Teile sind prächtig. Das Stück hat viel Leben. Bächtiger versteht es, eine ziemliche Anzahl Personen zugleich zu beschäftigen. Daß er es fertig bringt, einen amtlich überwachten Verdingmarkt und eine gerichtlich befohlene Prangerszene auf die Bühne zu bringen ohne eine männliche Rolle, ist auch eine Leistung. Die Männer wirken still zwischen den Akten; auf der Bühne vertritt die Weiblerin ihre Stelle. Sie und die unheimliche Rackerin — der wir eine etwas weniger rasche Bekehrung wünschten — geben, wenn originell aufgeführt, dem Stück Interesse. Die Kinderrollen sind reizend. Ein recht zu empfehlendes Stück für Dilettantenbühnen.

P. Maurus Carnot, der feinsinnige Dramatiker — seine besten Stücke sind leider aus dem Romanischen noch nicht ins Deutsche übersetzt — schenkte der Jugendbühne 3 liebe Werklein. No. 1: „Mein Schweizerland" ist ein dramatisches Deklamationsstück für die Schule, eine in schöne Szenerie hineingedachte Zusammenkunft der Schweizerkantone, von denen einzelne aus ihrer Geschichte erzählen. No. 2 ist ein fröhliches Volksschultheater. Ein lieber Schlingel verkleidet sich als St. Nikolaus und wird dann entlarvt. Alles sind echte Schweizerwildfänge. Aber weil sie, bevor sie aufs Papier kamen, in eines Dichters Seele aus- und einrannten, nahm ein jeder als Beigabe ein ideales, poetisches Fünklein mit. No. 3 ist eine einzelne Szene: „Weihnacht zur Kriegszeit", ursprünglich wohl für das Kreuzspital in Chur gedichtet. Ein Stück voll feiner Poesie und Lebendigkeit, Ernst und Humor und mitleidigen Ausblicken auf Krieg und Heimat. Schließlich finden sich alle Personen einträchtig vor dem Bilde des Friedenskindes in der Krippe: die kranke, hochmoderne Schriftstellerin, der internierte Major, der Hirtenbub aus Tavetsch, die Krankenschwester und die an Weihnachten nur noch zur Hälfte kranken Kinder.

Rudolfina.

4. Jahrgang. Nr. 2. 28. März 1918

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Zur Reform des Gymnasiums und des Lehrerseminars. — Die Biblische Geschichte an unseren Mittelschulen. — Vorschläge zur deutschen Grammatik. — Altes Leben in der Sprache. — Zunftstube. — Bücherecke.

Zur Reform des Gymnasiums und des Lehrerseminars.

Von Dr. Herzog, Baldegg.

Die letzten Nummern der „Schweizer-Schule“ haben sich sehr anregend über die Reform der Seminarbildung ausgesprochen. Als Vertreter eines Lehrerinnenseminars bitte auch ich noch um Gehör, bevor man sich ein abschließendes Urteil bildet.

Daß Reformgedanken zum Ausdruck kommen, ist sicher ein gutes Zeichen; es zeigt, daß die Herren Initianten etwas wissen und dieses ihr Wissen auch verwerten wollen. Mancher Lehrer handelt gemäß seinem Mehr- und Besserwissen, ohne sich um die bestehenden Lehrpläne zu kümmern, er führt neue Fächer ein oder gibt alten Fachnamen einen neuen Inhalt, ohne die Obrigkeit darüber aufzuklären. Auf diese Weise hat sich das alte Gymnasium unter beständiger Reibung der Professoren unter einander, unter immerwährendem Kampfe um die entsprechende Stundenzahl, von Jahr zu Jahr verändert. Auch an den Seminarien war das gleiche der Fall. Während vielfach die alten Lehrpläne blieben, ward der Inhalt der einzelnen Fächer mit der Zeit reicher. Obstbäume, die eine Zeitlang sich frei entwickelt haben, werden zu gegebener Zeit vom Gärtner untersucht und beschnitten, und jetzt scheint diese Zeit für die verschiedenen Schulen gekommen zu sein. Man fragt sich: Was ist an der Entwickelung gut, was nicht, welche Triebe sollen weiterwachsen, welche zurückgehalten werden?

Das Problem hat zwei Seiten. Eine bezüglich des Lehrers, die andere bezüglich der Schüler.

Daß die Lehrer aller Schulgattungen heute über eine viel größere Wisserei verfügen als vor Zeiten, ist sicher. Darum das Bestreben, in der Schule davon auch mehr abgeben zu können. Real- und Seminarlehrer gelten allgemein als unter den Gymnasiallehrern stehend, und doch verfügen sie mancherortes über gleiche Kenntnisse. Daher der Drang, Real- und Seminarschule ihrem Range nach zu heben. Wer will's tadeln?

Aus Real- und Seminarschulen gehen längst die Männer hervor, welche die Welt ihrem materiellen Leben nach — und das ist gegenüber früher gewiß allseitig von großer Bedeutung — regieren, und an den Universitäten ist bald die Hälfte der Studierenden nicht mehr humanistisch gebildet und, es gehe doch auch so, sagt man. So sagt allerdings nur der, welcher selber auf diesem Wege aufstieg; kompetente Beurteiler reden anders. Man lese, was Dr. Beck und Dr. P. Albert Kuhn schreiben. Aber auch die Lehrer an solchen Schulen selber sehen es ein, daß der Unterricht und das daraus hervorgegangene Wissen dieser Schüler eben doch mangelhaft ist. Darum die Reform! Dem Seminar ein Jahr zugeben. So lautet der erste Vorschlag. Ich möchte sagen: Es ist Flickarbeit! Die Seminarzeit auf acht Jahre erhöhen. So Seminardirektor Rogger. Ich frage: Wird es noch Töchter geben, welche von Haus aus über die Mittel verfügen, sich in Zukunft noch dem Lehrerinnenberufe zu widmen? Manche Lehrer würden es vielleicht begrüßen, wenn ihre Konkurrentinnen verschwänden. Ob aber auch die Kinder der ersten Klassen, die Mädchen und alle Eltern?

Ich mache zwei Vorschläge.

1. Man rüste mit der Duodezwissenschaft der Seminare ab und begnüge sich mit der bisherigen Zeit. Dagegen verlange man für die Sekundarlehrer zwei weitere Jahre, statt wie bisher sie nach einem halben Jahr Übung im Französischen, einem halben Jahr Praxis und einem Jahr Repetition des Primarlehrerprüfungsstoffes zum Examen zuzulassen. Das Resultat des zweiten Examens ist meistens kläglicher, sicher nicht wie das des ersten. Es kann auch nicht anders erwartet werden. Wenn dagegen der Stoff für die Sekundarlehramtskandidaten erweitert wird und im Examen auf die Erweiterung das Gewicht gelegt wird, kann man ein besseres Wissen erwarten. In diese zwei Jahre wäre das Studium der höhern Mathematik, der Physik und Chemie z. B. zu verlegen.

2. Meine Lieblingsidee aber ist eine andere.

Man hat verschiedene Maturitätstypen aufgestellt: 1. Maturität mit Latein und Griechisch, 2. Maturität mit Latein und Englisch, 3. Maturität ohne Latein. Damit entläßt man junge Menschen an die Universität ohne wissenschaftlichen Boden. Wie soll jemand souveräne Wissenschaftlichkeit erwerben, wenn ihm der Zugang zu den Quellen unmöglich ist? Das gibt nur technische Arbeiter, aber Gebildete aus eigener Kraft und befähigt, sich selber ein Urteil im Kampfe um die Lebensanschauung zu bilden, gibt's nicht. Darum sage ich: Es soll in Zukunft keine höhere Schule mehr geben, die kein Latein hat. Aber, um schnell etwas vorwegzunehmen: Woher die Zeit gewinnen? Vom Deutschen. Erstens falle der Grammatikunterricht weg. Denn ohne Latein ist Grammatik leeres Strohdreschen, und ich behaupte kühn, ohne Latein versteht niemand auch nur etwas von grammatischer Logik; neben dem Lateinstudium wird aber deutsche Grammatik überflüssig. Zweitens falle das öde Literaturgeschichtekompendiumdreschen weg. Das ist ein Überbein, das sich aus dem Behandeln deutscher Lesestücke

entwickelte; die Hauptsache, das Lesen, ging flöten, die Nebensache wurde zur Hauptsache. Dr. P. Veit Gadient hat das recht schön erkannt und in seinem Lesebuche wieder zu reformieren angefangen.

Ich gehe aber noch weiter und verlange, — auch noch etwas weitergehend als Professor Fischer, Hitzkirch — daß das Lesebuch hauptsächlich als Illustration für die Geschichte zur Verwendung komme. Das nebenbei, das einzelne folgt unten.

Also 1. Zweiklassige Realschule = erste und zweite Gymnasialklasse, wie sie unten behandelt wird.

2. Handelsschule = wie Nummer 1 plus zwei Jahre Fachbildung.

3. Vierklassige Realschule = vierklassiges Progymnasium ohne Dispensmöglichkeit für Griechisch.

4. Primarlehrerseminar = Progymnasium plus zwei Jahre Fachbildung.

5. Gymnasium: wie bis anhin acht Klassen, mit erschwerter Dispensmöglichkeit für Griechisch.

6. Sekundarlehrerbildung = Primarlehrerseminar plus siebentes und achtes Gymnasialjahr ohne Latein und Griechisch.

7. Ähnlich wie Nummer 6 soll auch die Ausbildung für die Techniker sein.

Mit dieser Einrichtung hätte man die Möglichkeit geschaffen, daß man leichter von einer Schulart zur andern übergehen könnte, vor allem müßte die Entscheidung nicht so früh fallen, ob technische oder wissenschaftliche Berufe; anderseits würde auf den Realschulen nicht mehr das Odium liegen, Schulen zweiten Ranges zu sein, und das wäre für die Lehrer an solchen Schulen ein Trost. Als größten Gewinn würde ich aber ansehen, daß dadurch nach Wunsch des Papstes das Lateinstudium gefördert, der Zugang zu den Quellen einer großen Zahl besser Gebildeter geöffnet würde, was für das kirchliche Leben (Liturgie) von allergrößter Wichtigkeit wäre. Ich glaube, vom Standpunkte eines Katholiken aus sollte dieser mein Vorschlag nur Anklang finden.

Nun aber mein Vorschlag zur teilweisen Retouchierung des Gymnasialprogrammes, wie ich's mir schon seit Jahren ausgedacht, letztes Jahr von einem Fachmann in Sachen revidieren ließ, aber immer zögerte, es zu veröffentlichen.

Das Gymnasium hat sich aus den hellenistischen artes liberales entwickelt. Die Änderungen und Schwankungen in dessen Betriebe möge man in der Geschichte der Pädagogik nachlesen. Heute ist sicher das Gymnasium die Vorbereitungsstufe für die vier Universitätsfakultäten: Theologie, Philosophie, Jus und Medizin. Erfüllt es die Forderungen, die man an es stellen muß? Wenn es sich um die medizinischen, naturwissenschaftlichen und mathematischen Disziplinen handelt, dann — man höre und staune — ja; wenn es sich aber um Philosophie, Theologie und Jus handelt, dann läßt es viel zu wünschen übrig.

Eine wesenhafte Grundlage aller zuletzt genannten Fächer ist die Geschichte. Aber die Kenntnisse des Abiturienten sind in Geschichte recht billig, sowohl was die Fülle wie was die Hülle betrifft; Einzelheiten wie Pragmatik sind mangelhaft. Ebenso wesenhaft sind die Kenntnisse in den alten Sprachen. Aber welcher Abiturient ist heute noch fähig, jeden griechischen und lateinischen Klassiker wie die Humanisten so zu lesen, daß er nicht viel lieber nach einer Übersetzung fahndet, um nur den Inhalt herauszubringen, vergessen dann die Schönheit kosten zu können? Und wo ist der Theologe und Orientalist, der hebräische Kenntnisse auf die Universität mitbringt?

Meine Vorschläge beziehen sich nun im Folgenden nur auf die humanistischen Fächer; die realistischen Ansätze mögen bleiben.

1. Klasse. Religion: Biblische Geschichte. Alle Perioden in lebensvoller Auswahl.

Latein: Grammatik. Lesen und Übersetzen von Stücken altgeschichtlichen und geographischen Inhaltes, Lhomonds Bibel und römische Geschichte, Inschriften, Gedichte aus dem nachklassischen, uns näherstehenden Latein. Fünfzehn bis zwanzig Stunden.

Deutsch etwa zwei Stunden: Keine Grammatik, denn diese lernt der Schüler im Lateinischen. (In der 5. Klasse soll der Schüler dann eine richtige Grammatik erhalten.) Dagegen lese man die Balladen aus der alten Geschichte. Aus Ebers und Schack und Gerock und andern ließen sich Schulausgaben zusammenstellen. Auch altgeschichtliche Dramen wären vorhanden. Der Aufsatzstoff liegt dann natürlich nahe. Form: meist Umarbeitung.

Geschichte etwa eine Stunde zur Sammlung des in den genannten Stunden gewonnenen Stoffes.

Geographie: Der Orbis antiquus.

Buchhaltung und Kalligraphie etwa eine Stunde: Übung im Abschreiben schöner Vorlagen, deren Inhalt Quittungen und dergleichen bilden.

2. Klasse. Religion: Kirchengeschichte in lebensvoller Auswahl aus allen Perioden.

Latein: Grammatik. Lesen und Übersetzen von Stücken geschichtlichen Inhaltes aus der nachklassischen Zeit: Einhard, Urkunden, Chroniken, leichtere Humanisten, Gedichte des Mittelalters. Da fänden die Sammler prächtige und die Schüler interessierende Stücke. Geradezu für viele Neuland!

Deutsch: Balladen und Romanzen aus dem ganzen Umfange der deutschen Geschichte.

Französisch: Auch hier die Lektüre stark geschichtlich (Frankreich und Italien).

Geschichte eine Stunde: Sammlung und Sichtung des Stoffes der andern Fächer.

3. und 4. Klasse. Die dritte Klasse wird in all ihren Fächern den Geschichtsstoff der ersten, die vierte den der zweiten Klasse erweitern und so weit wie möglich pragmatisch und dogmatisch ausbauen; praktisch gesprochen, werden sie die Bücher, die schon in der ersten und zweiten Klasse gebraucht

worden, ganz auslernen, während sie vorher eben bloß in Auswahl durchgangen worden sind.

Hier sei nun die Bemerkung angebracht: Der stärkste Vorwurf, der dem bisherigen Gymnasialbetrieb, und zwar meines Erachtens mit Recht, gemacht worden ist, ist der, daß man nichts Reales lerne. Unter Realem versteht man Inhalt, und wirklich müssen alle Verteidiger des heutigen Gymnasiums den Wert der formalen Bildung arg hervorheben, ohne aber die Gegner überzeugen zu können. Es ließe sich eben reale und formale Bildung vereinigen, wenn man den Stoff darnach wählte. Nach meinem Plane erhielte der Progymnasiast einen praktischen Einblick in die unendliche Fülle realistischen Stoffes, der aus lateinischen Büchern geschöpft werden kann, respektiv nur da geschöpft werden kann. Da könnte er nicht mehr sagen: „Was habe ich davon?“ Aber das Vorurteil, daß nur die augustäische Periode Schulgerechtes biete, muß ausgerottet werden. So intolerant war nicht einmal Erasmus von Rotterdam. Im Griechischen würde die vierte Klasse Blicke ins mittelalterliche Byzantinisch werfen können (Photios, Anna Komnena), in Dinge, von denen der Durchschnittseuropäer keinen Hochschein hat.

Die 5. Klasse behandelt in ihren Fächern wieder das Altertum bis und mit Christus und die 6. Klasse die Geschichte von Christus bis heute, wobei in der 5. Klasse im Deutschen gotische Grammatik und daraus überhaupt deutsche Grammatik entwickelt werden soll. Es ist mir, nebenbei gesagt, immer ein Rätsel gewesen, wie man dort, wo man überhaupt Sprachgeschichte behandelte, das Althochdeutsche zugrunde legen konnte, von dem man nur Texte aus Übergangsstufen und zudem nur tastend geschriebene hatte, während das Gotische des Ulfila sichere Formen und zudem ältere, durchsichtigere bietet. Darum wünschte ich, es könnten auf dieser Stufe einige Kapitel aus Ulfila übersetzt und grammatisch erklärt werden. Wie die Weltgeschichte auf dieser Stufe pragmatischer behandelt wird, so sollte auch die Geschichte der Offenbarung im Rahmen der Weltgeschichte durchgenommen werden.

In der 6. Klasse würde ich statt Homers Ilias Chrysostomus und den einen oder andern griechischen Messiadendichter aufnehmen, so gut wie im Latein Ausonius, Balde, Leo XIII. Deutsch: Literaturgeschichte: Im großen und ganzen bleibt der Stoff dieser beiden Klassen, wie man erkennt, der überlieferte, und das Ziel sei die Förderung rhetorischer Kunst.

Das Lyzeum behält ebenso sein Programm und seinen Stoff. Nur sollte auch hier der Leseinhalt lebensdienlicher ausgewählt werden. Geradezu unverantwortlich war es, wie man bisher in Latein und Griechisch allem, was sich auf Bibel und Kirche bezog, aus dem Wege ging. Man denke, um nur eines zu nennen, wie die historische Hilflosigkeit des Tacitus in seiner Judengeschichte apologetisch ausgenutzt werden könnte, wie sein jüdischer Krieg und die vielen Personen, die bei ihm und in der Apostelgeschichte vorkommen, das neue Testament illustrieren würden.

So weit meine Andeutungen aus dem Plane, wie er mir seit Jahren vorschwebt. Durch größere Stundenzahl für die alten Sprachen brächte man's

zu größerer Sprachkenntnis, und durch Einführung der nachklassischen Schriftsteller aller Jahrhunderte ginge dem Schüler ein Licht auf, wozu man praktisch Latein und Griechisch lernt: nicht bloß zu formaler Bildung und nicht bloß, um die paar Klassiker zu lesen, die man später wirklich selten braucht, sondern um die Unmenge des Wissensstoffes heben zu können, der das lateinische und griechische Sprachgewand trägt. Gerade von diesen nachklassischen Schriftstellern Griechenlands und Roms ward unsere Kultur ausgebaut und von ihnen gilt mutatis mutandis auch: „Während sie in Weimar altklug schwatzten, haben wir das Vaterland befreit."

Die deutsche Sprache scheint bei mir schlecht wegzukommen. Wie man will. Aber Zeitvertrödelung bei Behandlung wenig sagender Lesestücke, wobei der Lehrer nach Gedanken schmachtet und der Schüler erst recht nicht weiß, wo hinaus, und das Analysieren von Schönheiten, die der Schüler nicht fühlt, war mir immer zuwider.

Wer sich nun die Mühe nimmt, wird leicht einsehen, wie man von einem so gearteten Gymnasium die andern Schultypen ablösen kann, wie ich's eingangs getan.

Die Biblische Geschichte an unseren Mittelschulen.

Von Dr. P. Ignaz Heß.

In der Bücherecke der „Mittelschule" 3. Jahrg., S. 125 erschien jüngst eine Besprechung von Professor G. Zweifels: Kurzer Abriß der alttestamentlichen Geschichte für Seminarschulen. Ich habe das Erscheinen dieses praktischen Büchleins sehr begrüßt, weil es einerseits nicht weniger bietet als die gewöhnlichen Lehrbücher der Biblischen Geschichte für die Volksschule, welche an den meisten unserer Mittelschulen im Gebrauche sind, und andererseits auch ausdrücklich die Heilige Schrift in den biblischen Unterricht einbezieht, was die eben genannten Lehrbücher nicht tun. In einer kurz gefaßten Einleitung über Offenbarung und Inspiration, die geschichtliche Wahrheit der alttestamentlichen Bücher, die Göttlichkeit der vorchristlichen Offenbarung und die Beziehungen des Alten Testamentes zum Neuen werden die Schüler vorab in das Verständnis und die richtige Auffassung der Heiligen Schrift als Geschichtsquelle eingeführt, und am Schlusse folgt zudem eine literarische Besprechung der Bücher des Alten Testamentes mit einer Übersicht über dieselben und zwei poetische Proben. Ich möchte diesem Büchlein, das sich auch in seinem Texte durch bessere Motivierung und wahrheitsgetreuere Darstellung von den gebräuchlichen Volksschulbüchern für Biblische Geschichte vorteilhaft abhebt, die Aufnahme in unsere Mittelschulen wünschen, wobei ihm freilich ein in entsprechender Weise abgefaßtes Lehrbuch für das Neue Testament als Fortsetzung an die Seite treten müßte.

Eine sehr bedeutsame Frage möchte ich hier beifügen: Wird überhaupt unseren Mittelschülern zugleich mit der Behandlung der Biblischen Geschichte oder unabhängig davon eine Kenntnis der Hl.

Schrift vermittelt, wie sie denselben für ihr späteres Leben an der Universität und in der Praxis so dringend notwendig wäre? Kennen unsere gebildeten katholischen Laien das Buch der Bücher, die Heilige Schrift? Wo und wann wurde ihnen diese Kenntnis vermittelt? Etwa auf der Mittelschule? Oder hören vielleicht unsere Mediziner, Juristen, Journalisten u. s. w. auf der Universität ein kurzes, praktisches Kolleg über die Einführung in die Heilige Schrift? Jedenfalls nicht an unseren akatholischen Universitäten!

In Nummer 6 der „Schw. Kirchen-Zeitung" vom 7. Februar 1918, Seite 49, erschien soeben ein Aufsatz: Das Neue Testament im Religionsunterricht von Prälat Dr. P. von Mathies, worin der Verfasser den gleichen Mangel beklagt und nach Abhilfe ruft. Ich will hier nur zwei Sätze zitieren und verweise im übrigen auf den Artikel selbst. „Weniger — als mit apologetischen Fragen — scheint sich unsere gebildete katholische Männerwelt mit der Hl. Schrift zu beschäftigen. Bei vielen jungen Leuten, die das Gymnasium absolviert haben, muß man sogar eine ganz verblüffende Unbekanntschaft mit dem Neuen Testamente feststellen. Viele kennen aus den Evangelien fast nur die sonn- und festtäglichen Perikopen und von den Apostelbriefen so gut wie gar nichts. (Auch die Psalmen sind für die meisten Laien eine Terra incognita)." „Wir sind der Ansicht, daß man auf der Mittelschule die Bibel, besonders das Neue Testament, viel zu sehr vernachlässige."

Da taucht nun freilich auch die zweite Frage auf: Wie ist es möglich, an unseren Mittelschulen den Stundenplan und das Arbeitspensum mit dieser neuen Aufgabe zu belasten? In den meisten unserer katholischen Mittelschulen sind für den Religionsunterricht, der in den unteren Klassen Katechismus, Biblische Geschichte und meistens auch Liturgik, in den oberen Klassen eine erweiterte Religionslehre und Kirchengeschichte umfaßt, wöchentlich zwei Unterrichtsstunden angesetzt. Wie die Erfahrung lehrt, reicht die zur Verfügung stehende Zeit kaum für die gründliche Behandlung des einen der beiden Fächer aus, während das andere darunter leiden muß; in den meisten Fällen ist es die Biblische Geschichte. Das ist schade! Wollen wir gebildete und gegen Angriffe gerüstete Katholiken erziehen, so müssen wir nicht bloß den Katechismus, sondern auch die ganze Biblische Geschichte des Alten und Neuen Testamentes mit ihnen durchnehmen und zwar nicht bloß als Erbauungs- und Erzählungsstoff wie in der Primarschule, sondern als pragmatische Geschichte, und dabei nicht unterlassen, ihnen gleichzeitig eine hinlängliche Kenntnis und Hochschätzung der Heiligen Schrift zu vermitteln. Sonst verdienen wir Katholiken und zwar wir gebildeten Katholiken den alten Vorwurf, daß wir die Heilige Schrift nicht kennen.

Das ist alles schön und recht, so wird man zugeben, aber wie die Sache ins Werk setzen? Mehr Zeit wird dem Religionslehrer nicht zugestanden, und ohne dieses Zugeständnis geht es nicht! Vielleicht doch, freilich nicht

ohne Opfer. An den meisten unserer Mittelschulen wird die Religionslehre in einem zweimaligen Turnus durchgenommen, in den untern Klassen nach dem Diözesankatechismus oder Deharbe, in den oberen Klassen nach einem in der Anlage und im Text vielfach übereinstimmenden, aber erweiterten Religionshandbuch. Dazu kommt dann in unseren Lyzeen noch die Religionsphilosophie. Nun frage ich: „Ist es nun wirklich absolut notwendig und geboten, daß der Katechismus, der schon in der Primarschule gelernt und zwar meist besser gelernt wurde als die Biblische Geschichte, am Gymnasium noch einmal wiederholt und dann noch einmal in erweiterter Form durchgenommen wird, während die Biblische Geschichte gar oft zu kurz kommt?" Ich muß bekennen, daß mir selbst in meiner Studienzeit die unabläßige Wiederholung des Katechismus zum Überdruß geworden ist. Könnte nicht, wenn sich keine andere Lösung findet, während des einen Turnus die Biblische Geschichte in gründlicher Behandlung an die Stelle des Katechismus treten und für den letzteren durch die sonntägliche Predigt ein allfälliger Ersatz geschaffen werden? Die Gebote Gottes kommen ja auch in den alljährlichen Exerzitien zur Sprache.

Ohne Opfer geht es nicht ab, aber ist die Biblische Geschichte und die Hl. Schrift kein Opfer wert? Wird mit ihnen nicht auch religiöser, dogmatischer und apologetischer Unterricht geboten? Ist es recht, die Biblische Geschichte, die Geschichte des Volkes Gottes, die Erzählung von der frohen Botschaft des Heiles, das Bild des Erlösers, des Mittelpunktes der Weltgeschichte, die Darlegung der Schicksale der Urkirche und der welterobernden Wirksamkeit der Apostel an unseren katholischen Mittelschulen so in den Hintergrund zu rücken oder zu vernachläßigen? Soll die Heilige Schrift, selbst diejenige des Neuen Testamentes, auch fernerhin ein unbekanntes Land für unsere gebildeten Katholiken sein?

Vorschläge zur deutschen Grammatik.

(Als Beitrag zur Vereinfachung.)

Von F. A. H.

(Fortsetzung.)

3. Die Deklination der Adjektive.

Auch in guten Grammatiken und vor allem im Unterricht hört man gemeiniglich von einer starken und schwachen Deklination der Adjektive sprechen. Das ist nur zur Hälfte richtig. Wenn der Artikel dem Adjektiv vorausgeht, wird es schwach dekliniert, das ist wahr; aber stark wird ein Adjektiv nie, auch gar nie, dekliniert. Auch substantiviert, behält das Adjektiv immer seine adjektivische Deklination. Was man starke Deklination des Adjektivs nennt, ist die pronominale, fürwörtliche oder besser suffigale.

Koptisch heißt „die ganze Stadt": t-polis ter-es, der ganze Kosmos: p-kosmos ter-ef. Das heißt: an „ter" = „ganz" wird männlich „ef" = „er",

weiblich „es“ = „sie“ angehängt, was deutsch heißen würde: der Kosmos ganz er, die Stadt ganz sie, das Dorf ganz es. Oder eben richtig deutsch: ganz=er Kosmos, ganz=es Dorf. Mit Worten: Das deutsche Adjektiv hängt als Endung das dreigeschlechtige Pronomen der dritten Person an, aber enttont als Suffix. Ich will das selbständige (franz. pronom absolut) und das unselbständige, suffigale (franz. pronom conjoint) nebeneinander hinstellen:

männlich		weiblich		sächlich		Mehrzahl	
er	er	—	e	es	es	—	e
—	es	ihr(er)	er	es	es	ihr(er)	er
ihm	em	ihr	er	ihm	em	ihn(en)	en
ihn	en	—	e	es	es	—	e

Dabei ist zu bemerken, daß der Genitiv von „er“, der jetzt „seiner“ lautet, vor alters noch „is“, das jetzt „es“ wäre, lautete. Der Genitiv des neutralen „es“, „es“, kommt nur noch selten vor, z. B. in Sätzen wie: Ich hab es satt, ich bin es müde. Hier ist „es“ Genitiv und nicht etwa Akkusativ. Das „sie“ des Akkusativs des weiblichen Geschlechtes und der Mehrzahl entstand durch Zusammenwerfung des Nominativ fem. (si) mit Formen ohne s; der Nominativ fem. hatte in vorgotischer Zeit auch eine „s“=lose Form, etwa: „ie“. Man vergleiche die gotischen Formen selber:

Einzahl			Mehrzahl		
männlich	weiblich	sächlich	männlich	weiblich	sächlich
is	si	ita	îs	ijos	ija
is	izôs	is	izê	izô	izê
imma	izai	imma	im	im	im
ina	ija	ita	ins	ijôs	ija

(Die Frage ist nun allerdings, ob dieses dreigeschlechtige drittpersönliche Pronomen selber wieder aus einem Stamm (i) plus Endung zusammengesetzt ist. Ich glaube nicht.) Anwendung des Suffixes: Er da = da=er = der; welch=er; jen=er; dies=er; wo=er = wer; vier=e; gut=er usw.

4. Die Einteilung der starken Deklination.

Gewöhnlich werden die starken Substantive in drei Klassen eingeteilt: 1. in solche, die in der Mehrzahl keine Endung, 2. in solche, die in der Mehrzahl „e“ und 3. in solche, die in der Mehrzahl „er“ annehmen. Das ist eine schöne, übersichtliche Einteilung; aber eine Klasse davon ist überflüssig, die erste. Ebenso müßte man folgerichtig auch bei der schwachen Deklination eine entsprechende Unterscheidung vornehmen, da auch bei dieser das gleiche in die Erscheinung tritt.

Es ist eine neuhochdeutsche Regel (alemannisch gilt sie nicht allgemein), daß die Substantive auf e, er, el, en nie ein Endungs=e annehmen. Sieht man nun bei der starken ersten Deklination nach, so findet man lauter solche Wörter auf e, er, el, en, Wörter, die eigentlich in der Mehrzahl „e“ annehmen sollten, also nach der zweiten Deklination gehen. Ohne Geltendmachung der genannten neuhochdeutschen Regel würden diese Wörter wie folgt dekliniert werden: alemannisch Vatter:

Vatter	Vättere
Vatteres	Vättere
Vattere	Vätteren
Vatter	Vättere

Nun ſtreiche man das e der Endung und man erhält eben das, was man als Kennzeichen der ſogenannteu erſten Deklination zuſammenfaßt.

Die gleiche Regel kommt aber auch bei den ſchwachen Subſtantiven zur Anwendung: Schweſter=Schweſtern ſtatt Schweſteren, Schindel=Schindeln ſtatt Schindelen, See=Seen ſtatt Seeen, Seele=Seelen ſtatt Seeleen.

Damit fällt die erſte Deklination weg, und die beiden andern rücken in der Zählung hinauf.

5. Die Einteilung der ſchwachen Deklination.

Dieſe Deklination muß in den Schulgrammatiken viel Übles erdulden. Ein großer Heereshaufen ihrer Bewohnerſchaft wird zu einem ſtaatlichen Sonderleben verurteilt, und eine Gruppe ihrer Bürger wird zu Heloten geſtempelt; ſie leben nur geduldet unter Ausnahmegeſetzen, als Ausnahmen, während doch gerade dieſe die Stammbürger, die Ariſtokraten, genannt werden dürfen. Die eine ſtaatliche Sonderexiſtenz führenden ſind die Subſtantive, die man als gemiſchte Deklination verſelbſtändigt, trotzdem ſie nur eine Unterabteilung der ſchwachen Deklination bilden. Und die Heloten ſind die Subſtantive, welche wie Fels, Oſt, Wille, Glaube gehen, und traurigerweiſe gehört auch „Herz“ dazu. Im Gotiſchen gab es drei Arten ſchwache Subſtantive: Männliche, weibliche und ſächliche. Ich ſetze hier nur das Paradigma des weiblichen tungo = Zunge her:

tungo	tungons
tungons	tungono
tungon	tungom
tungon	tungons

Die männlichen und ſächlichen unterſchieden ſich nur durch andere Endungsvokale und das ſächliche noch dadurch, daß es im Akkuſativ und Nominativ die gleiche Endung hat. (Das iſt eine indogermaniſche Hauptregel, die heute im Neuhochdeutſchen nur noch im Worte „Herz“ zutage tritt.)

Später fielen dann die drei Gruppen in eine zuſammen, indem die Endungs=s abfielen, um dann aber ſofort wieder in drei neue Gruppen auseinander zu gehen.

Die erſte ſchwache Gruppe behielt die alten Formen ohne Endungs=s. Beiſpiel: Menſch. Die zweite Gruppe kehrte wenigſtens im Genitiv der Einzahl zu s zurück. Beiſpiel: Wille, Glaube, Oſt, Fels uſw. (Auch Herz gehört hieher, nur iſt zu bemerken, daß, weil Herz ſächlich iſt, das Akkuſativ=n keinen Platz finden kann, da, wie ſchon ſoeben geſagt, der indogermaniſche Akkuſativ gleich dem Nominativ lauten muß.) Die dritte Gruppe, meiſt ſächliche Wörter, warfen unter dem Eindruck des abgeworfenen Akkuſativ=n die n auch im Genitiv und Dativ ab, nahmen aber das Genitiv=s wieder auf

und erhielten also in der Einzahl die Endungen der starken Deklination, weswegen sie nun meist „gemischte Deklination“ genannt werden.

Wie zu ersehen, hat also die zweite Gruppe noch am meisten Ähnlichkeit mit der gotischen schwachen Deklination; aber es muß gleich auch gesagt werden, daß diese Gruppe seit Jahrzehnten eine starke Neigung zeigt, schon im Nominativ Einzahl das „n“ anzunehmen, das sonst erst vom Genitiv an in die Erscheinung treten sollte. So sind wir uns schon ganz gewohnt, Schatten statt Schatte zu sagen, Schaden statt Schade, Osten statt Ost, Felsen statt Fels. Mit angehängtem Nominativ-n treten dann aber diese Wörter aus der Gruppe der schwachen Deklination aus und in die starke Deklination ein, wo sie bislang zur ersten Klasse gestellt werden mußten, oder jetzt, wenn man diese als selbständige Klasse streicht, sich der Klasse anreihen, die bisher als zweite auftrat. Könnte man diesen wenigen noch zur zweiten schwachen Klasse gehörigen nicht einen gelinden Stoß geben, daß sie willig oder nicht willig dahin sich verfügen, wohin zu gehen sie doch über kurz oder lang beschließen werden? Dann hätte man auch bloß zwei schwache Gruppen. (Schluß folgt.)

Altes Leben in der Sprache.

Von Prof. A. Dillier.

Die Gesittung eines Volkes spiegelt sich wider in seinem Wortschatze. Wie der Geolog aus den verschiedenen Geschieben und Schichtungen des Gesteins die Erdoberfläche zu erschließen vermag und die Kräfte erkennt, die die Veränderungen erzeugt haben, so machen uns auch die Bedeutungsablagerungen unserer Sprache mit den Kräften bekannt, die einst im deutschen Volke wirksam waren, und eröffnen uns lohnende Einblicke in das Tun und Treiben, Denken und Empfinden unserer Vorfahren.

Wie sich beim Menschen das Gefühl für die Naturschönheiten der Heimat durch jahrelange Gewohnheit leicht so weit abstumpft, daß er fast gleichgültig durch die herrlichsten Landschaften schreitet, so ist ihm auch oft die richtige Empfindung für die Wunder der Sprache abhanden gekommen. Die Wörter dienen ihm gewöhnlich nur als Mittel, sich mit andern zu verständigen und gleiten ihm beim Verkehr mit den Sprachgenossen so rasch über die Zunge, daß er selten Zeit hat über ihre Herkunft nachzudenken oder gar nach ihrem Lebenslauf zu fragen. Allerdings haben sie sich innerlich und äußerlich, nach Inhalt und Form oft stark verändert und machen daher auf den Uneingeweihten den Eindruck verschleierter Bilder. Wollen wir daher die Schönheit des Baues und die Tiefe der Bedeutung richtig erkennen, so müssen wir die darüber gezogene Hülle entfernen. Aber der Lohn entspricht der Mühe, denn es eröffnet sich unserem Auge ein Ausblick, wie es sich einen schönern nicht wünschen kann. Unvermerkt trägt uns die Schwinge des Gedankens in längstvergangene Zeiten; wir vernehmen Laute und Wörter, wie sie an die Ohren unserer Vorfahren klangen, und ein Kulturgemälde entrollt sich vor

uns, so klar und deutlich, daß wir uns gleich Träumenden in eine andere Welt versetzt wähnen.

Zum Beweis des Angeführten nun einige leichtverständliche Beispiele.

Auf dem Schießplatz finden wir eine „Schieß*scheibe*“, auf dem Bahnhof eine „Dreh*scheibe*“ und im Hause bei den Fenstern „*Scheiben*“. Dreimal begegnet uns also das Wort *Scheibe*, und jedesmal haben wir etwas anderes vor uns. Wie kommt das nun? Bei der Schießscheibe und Drehscheibe haben wir etwas Gemeinsames: die Rundung; bei der Fensterscheibe, wenigstens bei der gewöhnlichen, fehlt dies. Bei der gewöhnlichen. Demnach gibt es verschiedenartige Fensterscheiben, und wahrhaftig! — wenn wir bei alten Häusern oder Kirchen nachsehen, so finden wir Scheiben, die das gemeinsame Merkmal, die Rundung, an sich haben; es sind die sog. Butzenscheiben. Nun geht uns ein Licht auf. Die ursprüngliche Scheibe war also die runde. Ungeachtet der Form haben wir dann heute den Namen auf unsere gewöhnliche Scheibe übertragen, obwohl er nicht mehr paßt.

So führt da die Sprache ein Stück altes Leben noch fort, das im Leben selbst vergangen ist, und das kommt vielfach so vor. Die Sprache ist wie eine Galerie von Bildern des alten Lebens, nur gewöhnlich etwas verwischt, so daß man sie deuten und lesen lernen muß.

So bei der *Uhr*, wenn man sagt: sie läuft ab, sie ist abgelaufen. Die Uhr läuft ja nicht; woher aber das Ablaufen? Das Ablaufen ist auf unsere Uhr mitübernommen von der letzten Vorgängerin, der Sanduhr. Da ist das Ablaufen richtig. Der feine Sand drängt sich nach unten, wie das Wasser in einem Trichter, um durch den engen Hals in das untere Glas zu fallen. „Die Uhr ist abgelaufen“ paßt eigentlich nur auf die Sanduhr, denn Uhr ist im Grunde nichts anderes als das lateinische hora, franz. heure = Stunde. Die Sanduhr aber war vielfach auf eine Stunde gerichtet.

Ähnlich ist es mit dem *Laden des Gewehrs*. Geladen wird eine Last; das ist ja aber eine Kugel im Gewehr eigentlich nicht. Es lebt aber darin ein Stück aus dem alten Schützenwesen nach. Die ältesten Feuerwaffen waren Geschütze von gewaltiger Größe. Die ältesten Geschütze oder Büchsen aber traten an die Stelle der vorherigen Wurfgeschosse. Bei denen aber war „laden“ der rechte Ausdruck, denn sie schleuderten aufgelegte Lasten, große Steine und Balken; daher also das heutige Laden des Gewehres.

Längstvergangenes festhaltend ist die Redensart „*Lunte riechen*“. „Er hat Lunte gerochen“, sagt man zum Beispiel von einem, der in einem Kreise, in dem er sich bewegt hat, auf einmal wegbleibt, weil er gemerkt hat, daß man ihm da nicht wohl will oder selbst Feindseliges im Schilde führt. Es ist die Lunte, die vor der Anwendung des Feuersteins, der seinerseits vom Zündhütchen abgelöst wurde, zum Anzünden des Pulvers auf der Pfanne diente, bei den Geschützen wie bei den Gewehren. Der glimmend gehaltene Hanfstrick mußte mit größter Deutlichkeit weithin riechbar sein. Wer also dem Kampfe auszuweichen Grund hatte, mußte an dem Geruch der Lunte den anrückenden Feind weit genug merken.

Wir leben in einer reiſeluſtigen Zeit, und ſo dürfen wir auch wiſſen, was eigentlich das Wort reiſen bedeutet. Reiſe iſt in alter Zeit nichts anderes als Heerfahrt, Kriegsfahrt, daher noch der Reiſige, obwohl ſich heute niemand mehr ſo nennt. Reiſen bedeutete: ſich zum Kriege rüſten, gerüſtet ausziehen. Man war ja meiſtens mit Waffen verſehen. Heute iſt eine Reiſe jede beliebige „Fahrt“, ohne daß es ſich um Kampf und Krieg handelt. Reiſen iſt ein „Fortziehen“ ohne Waffen.

Heute leben noch die Ausdrücke ſich „reiſen“ in der Bedeutung von: ſich rüſten, ſich anſchicken; man ſpricht auch vom „reiſen“ der Uhr, d. h. ſie in den gehörigen „gangbaren“ Zuſtand verſetzen.

In das Mittelalter führt auch die Redensart einem einen Korb geben, zugleich einer der merkwürdigſten Fälle, wie eine vergehende Sitte ſich in einer Redensart niederſchlägt, die nun halbdunkel doch fortgeführt wird und von dem lebensvollen Vorgange des Urſprungs nur die allgemein begriffliche Spitze beibehält.

Der Korb ſtammt aus dem modiſchen Minneleben des Mittelalters. Dazu gehören nächtliche Beſuche bei der umworbenen vrouwe (Frau) (entſprechend dem noch heute im Alpenlande geltenden „Fenſterlen“, „z'Stubete gah“, oder wie es ſonſt landſchaftlich heißt; auch „chilte“), oder Verſuche dazu, auch mit Gefahr auf dem gewagteſten Wege. Aber Unternehmungen, bei denen Leib und Leben eine Gefahr durchzumachen hatten, gehörten zur Lebensluſt der Zeit. Zu dem Gelingen des Wagniſſes, bei dem es meiſt eine Burg zu beſteigen galt, (denken wir auch an den Rotzberg) war ein Entgegenkommen der Frau nötig. Die Frau, wohl nicht ohne Hilfe der Dienerin, ließ an einem Seil einen Korb hinab, in dem ſie dann den Ritter hinanzog. Aber — und das iſt das Erfreuliche bei dem Ganzen: Die Frauen wehrten ſich oft gegen das modiſche Minneweſen, und zwar ſo oft, daß eben unſere Redensart daraus entſtehen konnte. Sie gingen wohl auf das Abenteuer ein, weil es eben Mode war, ſchlugen aber dieſer und dem Abenteuer ein ſcharfes Schnippchen. Die Frau ließ nämlich einen Korb hinab, der einen loſen Boden hatte, und der liebeatmende Ritter fiel dann in einer gewiſſen Höhe hindurch (wobei es auf ein Bischen Beinbruch oder doch ein geſchundenes Bein nicht eben ankommen mochte). So gab ihm die Frau eine deutliche Antwort, ohne daß er ihren böſen Willen gerade beweiſen konnte.

Die Sitte änderte ſich aber ſpäter und ging aus der derben in eine zahmere Form über, behielt aber den Korb und ſeinen Sinn bei. Im 17. Jahrhundert erſcheint es als Sitte, daß die umworbene Frau zur Abweiſung dem Verliebten einen Korb zuſchickt, auch mit Blumen und Kräutern geziert, die abweiſende Bedeutung haben (z. B. Schafgarbe), aber mit der Weiſung, ſich hineinzuſetzen; der Korb hatte aber auch einen loſen Boden, nur daß das Durchfallen, wenn der Liebende närriſch genug war, dem Begehren ritterlich nachzukommen, nun ohne Gefahr blieb.

Später ſchrumpfte das zum bloßen Korbgeben zuſammen. Anfangs wurde ein wirklicher Korb gegeben oder geſchickt, aber zuerſt noch ohne Boden,

jetzt iſt von dem Korbe nur das Wort übrig. Wenn von einer ſpröden Schönen zu ſagen iſt, daß ſie ſchon viele Bewerber abgewieſen habe, kann man dem Ausdruck kaum entgehen, der der Sache einen gewiſſen heiteren Anſtrich gibt: Sie hat ſchon viele Körbe ausgeteilt. Einen feinen Anſtrich dagegen gewinnt es in Geſellſchaft, wenn man einer Dame einen Wunſch oder ein Angebot vorträgt mit der Bemerkung dabei: Sie werden mir doch keinen Korb geben, d. h. es klingt darin unbewußt immer noch etwas von dem ritterlichen Minneweſen nach in ſtarker Verdünnung.

Wenn der Jüngling das Elternhaus verläßt, um draußen in der Welt ſein Lebensglück zu ſuchen, gibt ihm der Vater zum Abſchied weiſe Lehren als A n g e b i n d e auf den Lebensweg. Das Wort Angebinde gehört, wie jedermann leicht einſieht, zu anbinden. Wie bindet man aber gute Lehren an?

Zur Erklärung folgendes. In früheren Zeiten wurden Geſchenke, namentlich Patengeſchenke den Beſchenkten um den Hals gehängt. Davon denn auch der Schweizerausdruck „helſe“ = ſchenken. Dies gilt beſonders von dem Geſchenk, das jeweils am Neujahr dem Patenkinde verabreicht wird. Die Schweiz kennt auch das Wort „Ibindete“ für das erſte Patengeſchenk. In dem Ausdruck nun, einem gute Lehren als Angebinde mitgeben, iſt das alte Wort geblieben und führt ſo ein Stück altes Leben im Stillen fort.

Wer bei einem andern n o c h e t w a s a u f d e m K e r b h o l z h a t, der hat noch eine Abrechnung mit ihm zu erwarten. Auf einem mit dem Namen oder der leicht anzubringenden Marke einer Perſon bezeichneten Holze, ſchnitt der Kaufmann früher die Schulden ſeiner Abnehmer ein. Die Wirte ſchnitten die Anzahl der verabreichten Gläſer Bier oder Branntwein in das Kerbholz. Sogar über Kirchenbeſuch ſind Kerbhölzer gemacht worden. Ja, die Kinder haben an verſchiedenen Orten heute noch Stäbchen, worauf ſie die Anzahl Vaterunſer „kerben“ (einſchneiden), die ſie zu St. Nikolaus gebetet haben, damit er ihnen ja recht viel Geſchenke bringe.

In den Gaſthäuſern wurden ſpäter die Kerbhölzer meiſt durch Kreideſtriche an der ſchwarzen Tafel (oder am Kamin) erſetzt. In den Alpen des Maderanertales in Uri wurde noch 1865 der Betrag der einem Gaſtgeber gelieferten Milch auf Holzſtäben unter den Marken der einzelnen Lieferanten eingekerbt.

Auch hier wieder ein Stück altes Leben in einem viel gebrauchten Ausdruck.

Die oben angeführten Beiſpiele mögen nun einen kleinen Beweis liefern dafür, daß wir in unſerer heutigen Sprache unendlich viel altes Leben verborgen haben nnd uns zugleich zeigen, wie lohnend es iſt, nach dieſem Schatze zu graben.

Manch Wörtlein fliegt als Sperling aus
Und kommt als Elefant nach Haus.

Polniſches Sprichwort.

Zunftstube.

Ein Kollege aus der alten Benediktinerschule. Am vergangenen 8. März waren es 100 Jahre, seitdem der letzte Prior des „bayerischen Escorial", des berühmten Reichsstiftes Ottobeuren, P. Maurus Feyerabend, gestorben ist. Nach der Aufhebung (1803) der Abtei hatte er sich mit historischen Arbeiten beschäftigt und eine vierbändige Geschichte seines Stiftes sowie tüchtige Väterübersetzungen herausgegeben. Vor seiner Ernennung zum Prior (1802) war er während 17 Jahren Präfekt und Professor der Rhetorik an der blühenden Klosterschule gewesen, die 160 Zöglinge zählte. Einer von ihnen, der bekannte Volksschriftsteller Ludwig Aurbacher, hat uns in seiner Autobiographie (Veröffentl. in den Historisch-polit. Blättern, Bd. 83 (1879), S. 827 ff.) das ansprechende Bild dieses Schulmannes aufbewahrt. Er schreibt:

„Feyerabend war ein vorzüglicher Lehrer, der ganz die Kunst verstanden, uns jungen Leuten den Gegenstand ebenso anziehend als faßlich zu machen. Wenn er mit gerunzelter Stirn und mit seinem scharf durchdringenden Auge anfangs auf der Kanzel erschien, erweckte er ehrfurchtsvolles Stillschweigen und gespannte Aufmerksamkeit; im Verlaufe des Unterrichts erheiterte sich immer mehr sein Angesicht und entlockte uns Vertrauen, ja heiteres Entgegenkommen. Selbst durchdrungen vom Geiste der Dichter und Redner, wußte er auch uns für sie einzunehmen, die Schönheit ihrer Sprache zu fühlen, die Erhabenheit der Gesinnung zu bewundern. Er leibte und lebte ganz in ihnen, und er verschmähte es nicht, den Eindruck sogar durch sein deklamatorisches und mimisches Talent zu verstärken. Ich erinnere mich des gewaltigen Eindrucks, den sein emphatischer Vortrag der Rede in Catilinam auf uns machte; wir getrauten uns kaum Atem zu holen, und es stockte das Blut in unsern Adern ob dem Grauen, das seine donnernde Rede über uns verbreitete. Selbst die Posse vermied er nicht, wo sie eben anstand; bei jener Stelle in Virgils Aenëis, wo der Dichter Neptun schildert, wie er aus den Tiefen des Meeres aufsteigt, um die bösen Buben, die Winde, zu verscheuchen, ließ er sein hinter dem Skapulier verstecktes Haupt allmählich zum Vorschein kommen und schrie uns dann mit Stentorstimme das: quos ego! zu. Bei solchen Späßen, die er sich nicht selten erlaubte, konnte der sonst streng ernste und düstere Mann herzlich in unser Gelächter miteinstimmen. Auch seine Zucht als Präfekt der zahlreichen Lehranstalt war musterhaft. Wir waren nie sicher, zu keiner Stunde, weder bei Nacht noch bei Tage, daß er uns nicht mit seiner plötzlichen Erscheinung überraschte.

Es waren einige Wenige, mit denen er an den Winterabenden in den Feierstunden kleine musikalische Unterhaltungen hatte, die zu unserer Bildung gar sehr beitrugen, da wir prima vista zu lesen und schwierigere Partien des Kammerstyls zu bestehen genötigt waren. Er war dabei meistens sehr guter Laune und unterhielt uns in den Zwischenpausen mit heitern Allotrien,

deren Vortrag dem ſonſt ſo ernſten Mann gar wohl anſtand. Es bildete ſich zwiſchen ihm und uns ein durchaus freundliches, behagliches Verhältnis, wie das eines Großvaters unter ſeinen Enkeln.“ B. E.

Bücherecke.

H. Feuchtinger, Anſtandslehre für Seminarzöglinge. Ludwig Auer, Donauwörth. 123 Seiten. Gebd. Preis: Mk. 1.20.

Einleitend betont der Verfaſſer, daß der Anſtand in dem chriſtlichen Gebote begründet iſt: „Du ſollſt deinen Nächſten lieben wie dich ſelbſt,“ daß ſchöne Umgangsformen die Bedingung eines angenehmen Lebens ſind. Dann wird in ſchlichter Sprache aufmerkſam gemacht, wie ſich der Zögling gegen ſeine Obern, gegen Gleichgeſtellte und Dienſtboten zu benehmen hat, wie in der Kirche, bei Tiſch, im Studien- und Schlafſaal ꝛc. ꝛc.; Winke für die Heimreiſe, Ferien, Korreſpondenz werden erteilt. —

Das Büchlein iſt jedenfalls für ganz junge Zöglinge geſchrieben, weil es Regeln und Winke enthält, die jeder Junge von einer guten Mutter in der Kinderſtube zu hören bekommt. Wir können es für Zöglinge von 15—16 Jahren empfehlen ev. auch als Tiſchleſung (bei dieſer Altersſtufe) zu Anfang des Schuljahres.

Wollte der Verfaſſer, daß ſein Büchlein auch bei größern Zöglingen Anklang finde, dann hätte er nicht bloß die Regeln aufzählen, nicht bloß Anſtand vom äſthetiſchen Standpunkt aus verlangen ſollen, dann hätte er unbedingt betonen müſſen, wieviel die Beobachtung ſolcher Vorſchriften zur Charakterbildung beiträgt, zur Selbſtbeherrſchung, Selbſtüberwindung und Abtötung. Er hätte den großen Nutzen der Anſtandslehre mit Beiſpielen aus dem praktiſchen Leben erklären ſollen, wie dies z. B. im Monolog von Figaro ſo ſchön zum Ausdruck kommt: „Ich hätte es zu etwas bringen können; denn ich begann einzuſehen, daß zum Fortkommen in der Welt Wiſſen weniger nötig iſt als Manieren (savoir-faire)“ (Le Mariage de Figaro V. 3). — Bei einem gebildeten Katholiken ſollen freilich Anſtandsregeln nicht ein äußerer Firnis ſein, ſondern der Ausdruck wahrer, innerer Herzensgüte. Th. F.

Maria geht zum Grabe
Mit ſtillem, raſchem Schritt;
Sie trägt die duft'ge Gabe;
O Heil'ge, nimm mich mit!
Du bringſt Ihm fromme Gabe,
Voll Trauer und voll Schmerz;
Und weil ich ſonſt nichts habe,
So bring' ich Ihm mein Herz.

Luiſe Henſel, Oſtermorgen 1818.

4. Jahrgang. Nr. 3. 2. Mai 1918.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache. — Vorschläge zur deutschen Grammatik. — Zunftstube. — Bücherecke.

Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni, Sarnen.

Die Beschäftigung mit den Sprachen hat von jeher für jeden tiefer Denkenden einen besondern Reiz gehabt. Das Interesse, das der Mensch den Gedanken entgegenbringt, erstreckt sich notwendig auch auf die Form, in die der Gedanke gefaßt wird. Das Wort ist die zarteste Hülle, in der rein geistige Vorgänge der Menschheit sich offenbaren, die „vollkommenste Inkarnation des Gedankens“. Das Wort schlägt die Brücke zur Seele des Mitmenschen und ermöglicht uns, seine Ideenwelt zu studieren. Wie vermittelst des photographischen Apparates die äußere Physiognomie eines Menschen auf die Platte gebannt wird, so zaubert das Wort, der Satz, die Rede gewissermaßen ein Seelenporträt, eine Geistesphotographie in den Erkenntnisrahmen des Forschenden. Und diese Gedankenkopie hat ein ungleich zäheres Leben als das Bild auf der photographischen Platte; denn dies verflüchtigt sich rasch bei der Zersetzung der chemikalischen Mittel, das den Gedanken in bestimmte Konturen fassende Wort aber hat gewissermaßen Ewigkeitsbestand; sagt doch Göthe: „Ein geistreich aufgeschlossenes Wort wirkt auf die Ewigkeit.“

Kein Wunder, daß deshalb hervorragende Geister immer wieder über die einzigartige Fassung eines so zarten Inhaltes, wie es das menschliche Gedankengebilde ist, nachgedacht, und sowohl über Wort, Sprache und Rede im allgemeinen, als auch über den Charakter einzelner Idiome tiefsinnige Betrachtungen angestellt haben. Eine Blütenlese solcher Eindrücke und Gedanken, auf die wir bei unserer Lektüre im Laufe der Jahre gestoßen sind, möchten vielleicht dem einen oder andern Leser eine nicht unwillkommene Gabe sein.

Einen mächtigen Eindruck mußte das Wort auf den ersten Menschen Adam machen, als im Paradiese zum ersten Mal im Wechselspiel von Rede und Gegenrede mit Eva sich die Sprache voll entwickeln konnte und sich als geeignetes Werkzeug zur Wiedergabe ihrer Seelenstimmungen, zur Offenbarung

des menſchlichen Geiſteslebens erwies. Schön bringt der Dichter des „Weltenmorgen“, E. Hlatky, dieſe wunderbare Macht des Wortes zur Darſtellung. Adam ſpricht zu Eva:

„O Menſchenſtimme, Laut aus andrer Welt!
O Wort, der Widerhall des eignen Wortes,
Herabgeflattert aus den Himmeln! Macht,
Hier fort und fortzuſetzen ſeine Schöpfung!
Ob Nacht auch trennend zwiſchen uns ſich drängt,
Daß unſere Augen ſich vergebens ſuchen:
Mein Wort ruft die Gedankenwelten wach,
Dein Wort erweckt mir Welten ſüßen Wollens;
Und dein ſind meine Welten, mein die deinen.
Ach, ohne Sprache wären wir nur zwei,
Und erſt durchs Wort ſind unſere Seelen eins.
Drum hing mein Aug' gebannt an deinen Lippen;
Ich ſuchte nach dem Leben deines Lebens,
Nach Gottes Hauch! . . . .“

Aber auch als der Menſchenlaut vom Garten Eden mit unſern Stammeltern in das Land der Tränen gewandert, hat er viel vom Paradieseszauber mitgenommen. Ändern kann ſich wohl das Wort, aber immer wieder verjüngt es ſich und erſteht zu neuem Leben, gleich den Blättern der Bäume im Waldrevier. Das ſagt uns ſchön der Altmeiſter Horaz in dem treffenden Vergleich:

Ut silvæ foliis pronos mutantur in annos
Prima cadunt, ita verborum vetus interit ætas,
Et iuvenum ritu florent modo nata vigentque.[1])

Eingehender und tiefer iſt der Vergleich des Lebens der Worte mit dem Leben der Menſchen, den Kannenberg aufgeſtellt. Was den Alten verſchloſſen und auch den ſpätern Jahrhunderten noch ein Geheimnis blieb, daß die Sprachen der Inder, Perſer, Armenier, Griechen, Römer, Kelten, Deutſchen, Slaven und Litauer zu einem Sprachſtamm gehören und aus einer Urſprache erwachſen ſind, hat erſt die hiſtoriſch-vergleichende Sprachwiſſenſchaft der neuern Zeit klargelegt und damit auch dem Menſchengeiſte neue, weite Perſpektiven zu ſprachlichen Betrachtungen und Vergleichen eröffnet. Darauf beruht Kannenbergs ſchöne Ausführung über „Das Leben der Worte“. „Worte beſtehen, wie Menſchen aus Knochen (Konſonanten) und Fleiſch (Vokalen), aus Rumpf (Stamm) und Gliedern (Vor- und Nachſilben). Sie werden als Begriffe geboren und mit einem Namen getauft, ſie leben und wachſen ſich aus, machen eine Entwicklung durch und haben wie die Menſchen ihre Schickſale und ihre Geſchichte. Einige erheben ſich aus unſcheinbarem, oft dunkelm Urſprung zu glänzendem Anſehen, andere aus guter Familie ſinken von ihrer Höhe herab oder fallen gar der Verachtung anheim. Wie die Menſchen heiraten, ſo gehen auch die Worte Verbindungen mit anderen Worten ein und zeugen Kinder und Kindeskinder, (z. B. „ver-teidig-en“ aus „Tage-ding“); einzelne bleiben auch Junggeſellen. Andere machen weite Reiſen in ferne Länder und ſiedeln ſich dort an, oder auch: ſie kehren ſpäter

[1]) Ars poetica V. 60 ss.

ganz fremdländiſch und wie Ausländer gekleidet wieder in ihre Heimat zurück. (Z. B. Biwak aus franz. biv(ou)ac aus deutſch Beiwacht). Worte veralten und ſterben aus; manche leben nur noch in ihren Nachkommen fort, oder es tritt ein Fremdling an ihre Stelle. Oft erinnert an eine ehemals zahlreiche und angeſehene Wortfamilie nur noch ein kümmerlicher Abkömmling, der in fremder Familie ein verborgenes und kaum bekanntes Daſein friſtet (z. B. Bräuti-gam, lat. homo, „Menſch".) — So bilden die Worte wie Menſchen, Familien; ſie haben ihre Geſchwiſter, ihre Eltern und Großeltern, eine ganze Ahnenreihe, ſogar eine viel längere als die älteſten Adelsgeſchlechter der Menſchen. Man hat ihnen auch Denkmäler geſetzt: ſie liegen bei den Mumien der alten ägyptiſchen Könige in Papyrusrollen als Leichengewand eingehüllt und bieten in Marmor gemeißelt den Jahrtauſenden Trotz. Aber dauernder als die tote Materie bewahrt ſie das Andenken der Menſchen. Denn ſie ſind dem denkenden Menſchen ein heiliges Erbteil ſeiner Väter, ſie bilden für das alternde Menſchengeſchlecht ein geiſtiges Band mit den fernen Tagen ſeiner Kindheit, an die man mit nicht geringerer Rührung und Freude zurückdenkt als an die eigene Kindheit, da man zuerſt die von der Mutter vorgeſprochenen Worte lallte." [1])

Neben treffenden Vergleichen finden wir tiefſinnige philoſophiſche Betrachtungen von Dichtern und Denkern über Wort und Sprache. So äußert ſich Geibel:

O Wunder ſondergleichen, wie im Laut
Sich der Gedanke ſelbſt das Haus gebaut!
O zweites Wunder, wie dem Blick die Schrift
Den Schall verſinnlicht, der das Ohr nur trifft!
Nicht Willkür ſchuf das Wort, ſonſt wär es hohl;
Es iſt des Geiſts notwendiges Symbol.

Über dieſes „Wunder ſondergleichen" hat ſich J. G. Herder in ſeinen „Ideen zur Geſchichte der Menſchheit" alſo ausgelaſſen: „Zu ſeinem künſtleriſchen Geſchlechtscharakter, der Vernunft, kommt der Menſch allein durch die Sprache. Laſſet uns bei dieſem Wunder einer göttlichen Einſetzung verweilen: es iſt außer der Geneſis lebendiger Weſen vielleicht das größte der Erdſchöpfung. — Wenn uns jemand ein Rätſel vorlegte, wie Bilder des Auges und alle Empfindungen unſerer verſchiedenſten Sinne nicht nur in Töne gefaßt, ſondern auch dieſen Tönen mit innewohnender Kraft ſo mitgeteilt werden ſollen, daß ſie Gedanken ausdrücken und Gedanken erregen: ohne Zweifel hielte man dieſes Problem für den Einfall eines Wahnſinnigen, der höchſt ungleiche Dinge einander ſubſtituierend, die Farbe zum Ton, den Ton zum Gedanken, den Gedanken zum malenden Schall zu machen gedächte. Die Gottheit hat das Problem tätig aufgelöſt. Ein Hauch unſeres Mundes wird das Gemälde der Welt, der Typus unſerer Gedanken und Gefühle in des andern Seele. Von einem bewegten Lüftchen hängt alles ab, was Menſchen je auf der Erde Menſchliches dachten, wollten, taten und tun wer-

[1]) Sprachkunde. Blätter für Sprachforſchung und Sprachlehre. Langenſcheidtſche Verlagsbuchhandlung. 1. Jahrg., Heft 3, S. 40 f.

den: denn alle liefen wir noch in Wäldern umher, wenn nicht dieser göttliche Atem uns angehaucht hätte und wie ein Zauberton auf unsern Lippen schwebte. Die ganze Geschichte der Menschheit also mit allen Schätzen ihrer Tradition und Kultur ist nichts als eine Folge dieses aufgelösten göttlichen Rätsels. Was uns dasselbe noch sonderbarer macht, ist, daß wir, selbst nach seiner Auflösung, bei täglichem Gebrauch der Rede, nicht einmal den Zusammenhang der Werkzeuge dazu begreifen. Gehör und Sprache hängen zusammen . . . die innere Art der Zusammenwirkung aber kennen wir nicht. Daß alle Affekte, insonderheit Schmerz und Freude, Töne werden, daß, was unser Ohr hört, auch die Zunge regt, daß Bilder und Empfindungen geistige Merkmale, daß diese Merkmale bedeutende, ja bewegende Sprache sein können, — das alles ist Koncent so vieler Anlagen, ein freiwilliger Bund gleichsam, den der Schöpfer zwischen den verschiedensten Sinnen und Trieben, Kräften und Gliedern seines Geschöpfs ebenso wunderbar hat errichten wollen, als er Leib und Seele zusammenfügte."

„Wie sonderbar, daß ein bewegter Lufthauch, das einzige, wenigstens das beste Mittel unserer Gedanken und Empfindungen sein sollte! Ohne sein unbegreifliches Band mit allen, ihm so ungleichen Handlungen unserer Seele wären diese Handlungen ungeschehen, die feinen Zubereitungen unseres Gehirns müßig, die ganze Anlage unseres Wesens unvollendet geblieben, wie die Beispiele der Menschen, die unter die Tiere gerieten, zeigen. . . . Ein Volk hat keine Idee, zu der es kein Wort hat: die lebhafteste Anschauung bleibt dunkles Gefühl, bis die Seele ein Merkmal findet und es durchs Wort dem Gedächtnisse, der Rückerinnerung, dem Verstande, ja endlich dem Verstande des Menschen, der Tradition, einverleibt: eine reine Vernunft ohne Sprache ist auf Erden ein utopisches Land. Mit den Leidenschaften des Herzens, mit allen Neigungen der Gesellschaft ist es nicht anders. Nur die Sprache hat den Menschen menschlich gemacht, indem sie die ungeheure Flut seiner Affekte in Dämme einschloß und ihr durch Worte vernünftige Denkmale setzte. Nicht die Leier Amphions hat Städte errichtet, keine Zauberrute hat Wüsten in Gärten verwandelt: die Sprache hat es getan, sie, die große Gesellerin der Menschen. Durch sie vereinigten sie sich bewillkommend einander und schlossen den Bund der Liebe. Gesetze stiftete sie und verband Geschlechter; nur durch sie wird eine Geschichte der Menschheit in herabgeerbten Formen des Herzens und der Seele möglich. Noch jetzt sehe ich die Helden Homers und fühle Ossians Klagen, obgleich die Schatten der Sänger und ihre Helden so lange der Erde entflohen sind. Ein bewegter Hauch des Mundes hat sie unsterblich gemacht und bringt ihre Gestalten vor mich; die Stimme der Verstorbenen ist in meinem Ohre: ich höre ihre längst verstummten Gedanken. Was je der Geist der Menschen aussann, was die Weisen der Vorzeit dachten, kommt, wenn es mir die Vorsehung gegönnt hat, allein durch die Sprache zu mir. Durch sie ist meine denkende Seele an die Seele des ersten und vielleicht des letzten denkenden Menschen geknüpft: kurz, Sprache ist der Cha-

rakter unſerer Vernunft, durch welchen ſie allein Geſtalt gewinnt und ſich fortpflanzt.“ [1])

Die Sprache als nationales Gut in ihrem Zuſammenhange mit den übrigen Gütern des Volkstums würdigt Jakob Grimm in ſeiner Deutſchen Mythologie: „Von allem, was die Menſchen erfunden und ausgedacht, bei ſich gehegt und einander überliefert, was ſie im Verein mit der in ſie gelegten Natur hervorgebracht haben, ſcheint die Sprache das größte, edelſte und unentbehrlichſte Beſitztum. Unmittelbar aus dem menſchlichen Denken emporgeſtiegen, ſich ihm anſchmiegend, mit ihm Schritt haltend, iſt ſie allgemeines Gut und Erbe geworden aller Menſchen, das ſich keinem verſagt.“ Die Sprache iſt auch Menſchheitsgut: „Alle Sprachen ſind eine in der Geſchichte eingegangene Gemeinſchaft und knüpfen die Welt aneinander, ihre Mannigfaltigkeit aber iſt beſtimmt, den Ideengang zu vervielfachen und zu beleben.“ [2])

Wilhelm von Humboldt charakteriſiert vom Standpunkt der Sprache aus die Kultur als ein lebendiges Ganzes und gibt ſeiner univerſalen Auffaſſung der Sprachkunde in folgenden an F. A. Wolf gerichteten Worten Ausdruck: „Im Grunde iſt alles, was ich treibe, auch der Pindar, Sprachſtudium; ich glaube die Kunſt entdeckt zu haben, die Sprache als ein Vehikel zu brauchen, um das Höchſte und Tiefſte und die Mannigfaltigkeit der ganzen Welt zu durchfahren, und ich vertiefe mich immer mehr in dieſe Anſicht.“ In tiefſinniger Weiſe verbreitet er ſich an einer andern Stelle über das Weſen der Sprache als intelligibles Gut: „Die Sprache entſpringt aus einer Tiefe der Menſchheit, welche überall verbietet, ſie als eigentliches Werk und als eine Schöpfung der Völker zu betrachten. Sie beſitzt eine ſich uns ſichtbar offenbarende, wenn auch in ihrem Weſen unerklärliche Selbſtändigkeit und iſt, von dieſer Seite betrachtet, kein Erzeugnis der Tätigkeit, ſondern eine unwillkürliche Emanation des Geiſtes, nicht ein Werk der Nationen, ſondern eine ihnen durch ein inneres Geſchick zugefallene Gabe. Sie bedienen ſich ihrer, ohne zu wiſſen, wie ſie dieſelbe gebildet haben; deſſenungeachtet müſſen ſich die Sprachen noch immer mit und an den aufblühenden Völkerſtämmen entwickelt, aus ihrer Geiſteseigentümlichkeit, die ihnen manche Beſchränkungen aufgedrückt hat, herausgeſponnen haben. Es iſt kein leeres Wortſpiel, wenn man die Sprache als in Selbſtändigkeit nur aus ſich entſpringend und göttlich frei, die Sprachen aber als gebunden und von den Nationen, welchen ſie angehören, abhängig darſtellt.“ [3])

Die tiefgründigſten Gedanken über Wort und Sprache hat wohl Fried. v. Schlegel in ſeinem letzten Werke: „Philoſophiſche Vorleſungen insbeſondere über Philoſophie der Sprache und des Wortes“ 1829 niedergelegt. Das Sprachproblem iſt für ihn von ganz beſonderer Wichtigkeit, denn er findet in der Sprache die Zuſammenwirkung der Seelenkräfte erhalten, die ſeit dem

[1]) A. a. O. II. Teil, 9. Buch, 2. Kap.

[2]) Angeführt bei Willmann: Geſchichte des Idealismus, III. Bd., 2. Aufl., S. 766.

[3]) Ebdſ. Vergl. S. 772 f.

Sündenfalle ihren vollen Einklang verloren haben. Sie gilt ihm deshalb gleichsam als ein Mittel zum Hineinfinden, als ein Unterpfand der Wiederkehr jenes Einklanges. „Im Anfang," sagt Schlegel, „hatte der Mensch das Wort, und dieses Wort war von Gott und aus der lebendigen Kraft, welche ihm in und mit diesem Worte gegeben war, ging das Licht seines Daseins hervor. Dies ist die göttliche Grundlage der Menschengeschichte." [1])

Die Ursprache ist nach Schlegel keiner der uns bekannten Sprachen vergleichbar und infolge des unermeßlich weiten Abstandes, der uns von jenem ersten Anfange und Ursprunge trennt, unerfaßbar. „Von der Sprache, wie sie dem ersten Menschen, ehe er die ihm von Anfang verliehene hohe Macht, Vollkommenheit und Würde verloren hatte, eigen sein konnte und beigelegt werden mag, dürften wir mit unsern jetzigen Sinnen und Organen, wohl durchaus nicht im Stande sein, uns irgend einen, oder auch nur den allerentferntesten anschaulichen Begriff zu machen; eben so wenig wie von der Rede, mittelst deren die ewigen Geister sich durch die weiten Himmelsräume ihre Gedanken auf den Flügeln des Lichtes unmittelbar zusenden; oder auch von jenen durch kein erschaffenes Wesen je nachzusprechenden Worten, welche in dem unzugänglichen Innern der Gottheit von Ihr selbst ausgesprochen werden, wo ein Abgrund dem andern — wie es in dem heiligen Gesange heißt — die ganze Fülle der unendlichen Liebe und der ewigen Herrlichkeit antwortend zuruft. Wenn wir aber von dieser unerreichbaren Höhe wieder heruntersteigen wollen zu uns selbst und zu dem ersten Menschen, wie er wirklich gewesen ist, so ist die kindlich einfache Erzählung in jenem Buche unserer ersten Urkunde des Menschengeschlechtes, wie Gott den Menschen die Sprache gelehrt hat, wenn wir bloß bei diesem kindlich einfachen Sinne stehen bleiben wollen, mit dem natürlichen Menschengefühl eigentlich wohl nicht streitend. Denn wie könnte es das sein, oder einen solchen Eindruck irgend machen, wenn uns jenes Verhältnis dort so dargestellt, wenn es ganz so genommen wird, wie etwa eine Mutter ihr Kind die ersten Anfänge des Redens lehren würde? — Allerdings aber liegt neben jenem einfach kindlichen Sinne, wie überall in dem von beiden Seiten beschriebenen Buche, auch noch ein anderer, viel tieferer Verstand darin. Der Name eines Dinges oder lebendigen Wesens, nämlich wie es in Gott benannt und von Ewigkeit bezeichnet ist, enthält zugleich den Inbegriff seines innersten Wesens, den Schlüssel seines Daseins, die Macht und Entscheidung über sein Sein oder Nichtsein; wie dies oft in der hl. Sprache so gebraucht, und überhaupt da mit dem Begriff des Wortes oft ein so heiliger und hoher Sinn verbunden ist. Nach diesem tiefern Sinne und Verstande wird also durch solche Erzählung bezeichnet und angedeutet, daß mit dem von Gott dem Menschen unmittelbar verliehenen, ihm mitgeteilten, auf ihn übertragenen Worte, und eben dadurch derselbe zugleich als der Beherrscher und König der Natur, ja recht eigentlich als der Stellvertreter Gottes in der

[1]) Ebdſ. S. 776 f.

irdiſchen Schöpfung hingeſtellt werden, ſo wie dieſes ſeine urſprüngliche Beſtimmung geweſen iſt.“ [1])

Infolge der Sünde ging nach Schlegel für den Menſchen die innere und für das Menſchengeſchlecht die äußere Einheit verloren: „Nachdem das innere, von Gott dem Menſchen verliehene Wort verdunkelt, der göttliche Zuſammenhang verloren war, mußte nun auch die äußere Sprache in Unordnung und Verwirrung kommen.“ Trotz dieſer Verwirrung und Unordnung und trotz des unvergleichlich größern Erkenntnisgehaltes der Urſprache im Verhältnis zu unſern Sprachen haben auch dieſe ſolchen Gehalt; ſie ſind „das gemeinſame Gedächtnis des Menſchengeſchlechtes; und wir nehmen mit ihrer Erlernung die in ihnen niedergelegten Erinnerungen auf. Doch dringen wir dabei nicht zu der Geſamtintuition vor, aus der jede Sprache entſprungen iſt, gleich dem aus bunten Materialien beſtehenden, aber aus der einheitlichen Idee erwachſenen Kunſtwerke des Malers. Nur ausnahmsweiſe zeigt ſich ein Überſpringen des Gedächtniſſes und ein Finden des Zugangs zu jener Geſamtintuition, vermöge deſſen die Sprache ohne Aneignung ihres Materials ergriffen wird, eine Erſcheinung, die in dem Wunder der Gabe der Sprachen vorliegt, aber auch ſonſt bei außergewöhnlich geſteigertem Sprachvermögen beobachtet wurde“. [2])

Über die Macht des Wortes und der Rede haben ſich in neueſter Zeit beſonders drei Männer geäußert, der berühmte Literat Eduard Engel, der tiefgründige Pädagoge Otto Willmann und der zündende Redner Viktor Kolb S. J.

„Mehr als ein Volk,“ ſagt Engel, „hat in ſeiner Lieblingsdichtung, dem Märchen, die Zauberkraft eines einzigen Menſchenwortes geſchildert. „Seſam, tu' dich auf“, und die feſtverſchloſſene Pforte tut ſich auf. „Rumpelſtilzchen“ muß man rufen, ſogleich ſtampft das böſe Gezwerge die Erde und reißt ſich ſelbſt entzwei. Hauffs Mutabor im Kalifen Storch iſt zwar für ein Märchen zu gelehrt, tut aber ſeine Wirkung. Ohne Abrakadabra iſt der mittelalterliche Zauberer ohnmächtig, ohne Perlipe perlappe kein Teufelsſpuk in den älteſten Puppenkomödien von Fauſt. Und wie im Märchen, ſo in der Wirklichkeit, im hellſten Tageslicht der Preſſe, im Parlament, im Königsſaal, auf der ernſten und heitern Schaubühne — wie oft hat ein einziges Wort Myriaden, Millionen ergriffen, bewegt, gewandelt! Drei Worte nur ſchrieb unſichtbarer Finger auf weiße Wand, — ein Königsthron ſtürzte um in ſelbiger Nacht, und durch die Jahrtauſende hallen noch immer die kaum verſtandenen drei Worte Mene Tekel Ufarſin als warnende Zauberformel gegen gleiches Geſchick. Gueux, Bettelhunde, hatten die ſpaniſchen Machthaber die freiheitliebenden niederländiſchen Edelleute geſchimpft; furchtbar haben die Geuſen den Namen zu Ehren gebracht: er hat den Spaniern die Niederlage gekoſtet. Man denke an Carthago delenda, oder an Welf und Weibling; an Tabu, Schiboleth, Arier und Semiten.

[1]) Fried. v. Schlegels ſämtliche Werke, 2. Originalausgabe. 15. Band, 3. Vorleſung, S. 61 ff.

[2]) Angeführt bei Willmann. A. a. O. S. 777.

Iſt es kein Wort, ſo iſt es ein Satz. Je kürzer, deſto zauberkräftiger. Schlagt nur im Büchmann nach: da ſtehen ſie friedlich beiſammen die geflügelten Worte, die Sätzlein, deren viele wie Schickſalshammerſchläge dröhnen, deren mancher ein Lebenszauber oder ein Todesurteil für ganze Völker geworden. Vom *Ἔσσεται ἦμαρ*, dem Weisſageſpruch über Trojas Untergang, dem Wehruf des Siegers über Karthagos Zerſtörung — bis zu der Depeſche: „Welch eine Wendung durch Gottes Führung!“. Wo immer wir in den Büchern der Geſchichte blättern, auf jeder Seite ſteht ſolch ein bedeutungsſchwerer Satz, und es macht keinen Unterſchied, ob jeder wirklich geſprochen oder nachher vom Treppenwitz der Weltgeſchichte ebenſo gut oder beſſer erfunden wurde. . . .

Wir in dem Meere bedruckten Papiers faſt ertrinkende Menſchen des 19. und 20. Jahrhunderts werden ſtumpf und ſtumpfer gegen Worte und Sätze von noch ſo mächtiger Wucht, denn morgen ſchon umrauſchen uns neue Wellen der Rede und überfluten die Brandung von geſtern. Einſt aber gab es Zeiten, da man eingeritzten Worten, den Unheilzeichen bei Homer, den Runen bei den Nordländern, Macht über Tod und Leben zuſchrieb, und ein Nachklang jenes Glaubens oder Aberglaubens muß jeden Redner oder Schreiber durchzittern, der auf Menſchen, auf viele, viele Menſchen mit dem Hauche ſeines Mundes, mit den ſtummen Zügen einer Schreibfeder wirken will. — „Das Wort finden, heißt die Sache ſelbſt finden“, dies ſchrieb Hebbel nieder, ohne zu wiſſen, daß es, wie das meiſte Gute, ſchon mehr als einmal in anderer Sprache geſagt worden war. Jedem tiefen Sprach- und Stildenker iſt die Wahrheit aufgeleuchtet: es gibt nur ein einziges Wort für jede Sache. Le mot propre nennt es der Franzoſe mit ſchlagkräftigem, ſchlichtem Ausdruck, den wir zum bequemen Gebrauche mit Eigenwort ſchlicht verdeutſchen dürfen. Optima verba rebus cohaerent (Die treffendſten Worte hängen mit den Gegenſtänden zuſammen), heißt es überaus fein bei Quintilian, kürzer und feiner noch als La Bruyères: „Es gibt für jeden Gedanken nur ein Wort“; oder als Flauberts Rat an Maupaſſant: Quelle que soit la chose qu'on veut dire, il n'y a qu'un mot pour l'exprimer, qu'un verbe pour l'animer et qu'un adjectiv pour la qualifier. — Quintilian lüftet zugleich den Vorhang, hinter dem wir die Löſung des Geheimniſſes ſuchen müſſen. Sie lautet . . .: Wer die Sache hat, der hat das Wort.“ [1])

In ſeiner „Didaktik als Bildungslehre“ widmet Otto Willmann ein eigenes Kapitel der Sprachkunſt und betrachtet die Beherrſchung des Wortes, ſei es in Rede, Vers, Geſpräch, Schrift als einen wichtigen Beziehungspunkt des Bildungserwerbs. „Das Wort iſt ein Machtmittel, Sprachgewalt eine ſchneidige Waffe; bewegte Rede ergreift der Menſchen Gemüt und lenkt ihren Willen, mag ſie der Staatsmann auf die Menge wirken laſſen, mag ſie dem Dichter entſtrömen, dem „ein Gott gab, zu ſagen, wie er leidet“, mag ſie der Gemeinde die Glaubensbotſchaft verkünden. Was beim Redner

[1]) Deutſche Stilkunſt, 24. Aufl., S. 92 f.

und Dichter als ein mächtiges Können, als ein weihevolles Werk zutage tritt, hat für den nach innerer Gestaltung Strebenden die Bedeutung einer edlen Zierde der Persönlichkeit, ist ihm ein Element des schönen Daseins. Die Sprache ist der geistige Stoff des plastischen Vermögens; sich aussprechen können, Gefühltem und Gedachtem den Körper der Sprache zu geben wissen, ist ebensowohl Genuß als Mittel zur Klärung und Durcharbeitung des Innern. Die Vielseitigkeit ist unvollständig, wenn sie nur aufzunehmen und nicht zugleich auf die Mannigfaltigkeit der Eindrücke zu antworten weiß; zum Vollbesitze des Geistes gelangt noch nicht, was er ergriffen, sondern erst was er mit seinem Gepräge versehen, an dem er die assimilierende Kraft des lauten Denkens geübt hat." [1])

Ein prächtiges Wort über die Kraft und Gewalt der Rede hat P. V. Kolb anläßlich der Gründung der rhetorischen Sektion der Leo-Gesellschaft am 6. Oktober 1913 in Salzburg gesprochen: „Das Stärkste auf Erden ist der Mensch, und das Stärkste im Menschen ist sein freier Wille. . . . Man kann mit Hebel und Maschinen Felsen heben, aber dem Widerspruch des Menschenwillens ist keine Maschine gewachsen; ich kann mit Kanonen und Kartätschen Armeen in die Flucht zwingen, aber einen Menschen zum Wollen zwingen, dazu sind alle Armeen der Erde zu schwach. Einen Menschen in Ketten schlagen heißt noch nicht seinen Willen beugen, einen Menschen in Stücke reißen, heißt noch nicht seinen Willen brechen. Nun dieses Mächtigste, dieses Geistigste, diese ureigenste Fähigkeit des Menschen ist das eigentliche Gebiet der Redekunst: den Menschenwillen beugen, ihn, selbst den widerstrebenden, dorthin führen, wohin der Redner will; daß der Mensch sich ergibt, sein Widerspruch verstummt, daß er sich leiten läßt, gerne, freudig, mit Begeisterung dem Redner folgt. Menschen, die man mit Eisen und Schwert nicht zwingen kann, durch sein Wort zu zwingen! Das ist der Zweck und die Aufgabe der königlichen Kunst der Rede, — der „seelenbeugenden Beredsamkeit". „Mir kommt vor, schreibt Cicero (de oratore I, 8), es gäbe überhaupt nichts Gewaltigeres, als imstande zu sein, durch das Wort eine Versammlung von Menschen in Atem zu halten, ihren Geist zu fesseln, ihren Willen zu lenken, wohin du willst, und sie wegzureißen, von wo es dir gefällt." Der Orgelvirtuos greift in die Tasten der Orgel, und das bisher tote, stumme Instrument gibt nun Antwort auf jeden Druck — jetzt leise wie Zephyrhauch, dann mächtig wie Gewittersturm: die Gewalt des Geistes über ein totes Instrument ist des Staunens, der Bewunderung wert! Aber was ist das, mit der Redekunst verglichen? Da stehen Tausende um eine Kanzel geschart, Männer und Frauen, Kinder und Greise, Reiche und Arme, Gebildete und Ungelehrte, die einen glücklich und die anderen gramgebeugt. Da stehen Freunde und Feinde, Gute und Böse: der Redner erscheint, sein Blick gleitet über die versammelte Menge, er hat sie nie geschaut, sie sind ihm fremd; aber wie er nun beginnt, wie seine Rede wächst, da ist es, als wenn er hineingriffe in die tausend Menschenherzen und ihre geheimsten Saiten rührte

[1]) **Didaktik als Bildungslehre.** 4. Aufl., S. 357 f.

mit mächtiger Hand, daß sie erklingen müssen, alle zusammen in mächtigem Akkord, so wie er will: jetzt sanft in stiller Ergebenheit, dann so gewaltig tosend wie ein brandendes Meer; jetzt läßt er sie aufjauchzen in Lust, dann zittern in Furcht, zerfließen in Mitleid, lodern in Haß, glühen in Heldenmut, entbrennen in Liebe, so wie der Hauch aus seinem Munde weht. Die ihm vor einer Stunde noch Fremdlinge gewesen, sie beugen sich vor ihm, bewundern ihn, vertrauen ihm und folgen ihm, — er herrscht über sie, ihr Herz, ihre Leidenschaften, ihren Willen; die man mit Ketten nicht führen könnte, leitet er durch den Hauch seines Mundes: er ist der König im Reiche der Geister. Was Schiller vom Sänger sagt, das darf der Redner voll und ganz für sich in Anspruch nehmen:

„Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen: —
So des Redners Wort aus dem Innern schallt —
Und wecket der dunklen Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

(Fortsetzung folgt.)

Vorschläge zur deutschen Grammatik.

(Als Beitrag zur Vereinfachung.)

Von F. A. H.

(Schluß.)

6. Komparativ und Superlativ.

Komparativ heißt vergleichende Form, Superlativ überhebende Form. Deutsch nennen wir das Steigerung ersten und zweiten Grades, was einen andern Sinn hat. Tatsächlich müssen wir hier zwei Bedeutungen unterscheiden: Eine Bedeutung, die den lateinischen Ausdrücken und eine, die den deutschen Ausdrücken entspricht. Die Komparation hat relative, die Steigerung aber absolute Bedeutung. Beispiele: Das Schulhaus ist höher als die Scheune; die Kirche aber ist am höchsten. Hier haben wir Komparation oder Vergleichung. Drei Gebäude werden mit einander verglichen. Anders liegt die Sache bei folgendem Beispiel: Ein Knabe aus besserer Familie dankt dir bestens. Bestens ist sicher ein sehr hoher Grad von gut; es ist die zweite Steigerungsform von gut. Besser ist der Form nach der erste Grad der Steigerung, hat aber — und darauf will ich aufmerksam machen — gerade den gegenteiligen Sinn. Eine bessere Familie ist weniger gut als eine gute Familie; es ist besser aus gutem Hause als aus besserm Hause zu stammen. Eine größere Versammlung ist noch lange keine große Versammlung, wie eine kleinere Gemeinde größer ist als eine kleine.

Man hat also zu unterscheiden zwischen der relativen Vergleichung und der absoluten Steigerung, bei welch letzterer die komparative Form eine Minderung andeutet.

7. Doppelter Akkusativ, prädikativer Zusatz, als, zu.

Aus der lateinischen Grammatik ist jedem der doppelte Akkusativ bekannt: »Franci elegerunt Pipinum regem«. In der deutschen Sprache

kommt dieſe Konſtruktion bei „nennen“ vor: „Ich nenne dich einen guten Schüler.“ Neuere Grammatiker kennen aber keinen doppelten Akkuſativ, ſondern dafür den prädikativen Zuſatz; „einen guten Schüler“ ſei prädikativer Zuſatz zu „dich“. Wenn ich den genannten lateiniſchen Satz ins Deutſche überſetzen will, geſtattet man mir zwei Möglichkeiten: „Die Franken wählten Pipin als König“ oder „zum Könige“. „Als König“ und „zum Könige“ nennen die neuern Grammatiker ebenſo prädikativen Zuſatz. Iſt das richtig? Ich finde nicht. „Zum Könige“ gibt eine Beſtimmung an, eine Würde. „Sie verurteilten ihn zum Tode.“ „Zum Tode“ iſt wieder eine Beſtimmung, allerdings nicht zu einer Würde, ſondern zu einer Strafe: eine Beſtimmung zum Gegenteil. Ich würde alſo dieſe Art Ergänzung zu einem Zeitwort „Umſtand der Beſtimmung“ nennen. Den Gebrauch von „als“ in dieſem Zuſammenhang finde ich falſch. Was heißt „als“? Man vergleiche „wann, wenn“ und „dann, denn“ miteinander und man ſieht, daß ſich ein urſprünglich gleiches Wort nach der Bedeutung (Zeit und Grund) ſpaltete; „wann“ und „dann“ geben die Zeit an, „wenn“ und „denn“ aber den Grund. Das Wort „als“ hat ſich auch geſpalten, es hat aber für Zeit und Grund die gleiche Form behalten. Man prüfe die beiden „als“ im Beiſpiele: „Als du kamſt, ging ich als überflüſſig weg.“ Das erſte „als“ hat zeitlichen Sinn, das zweite aber begründenden: ich ging, weil ich überflüſſig war. Die Erkenntnis, daß „als“ auch begründenden Sinn hat, vermittelt nun auch das Verſtändnis, warum man in Komparationsſätzen ſtatt „als“ auch „denn“ ſagen kann: „Du biſt größer als“ oder „denn ich“. („Wie“ ſoll in ſolchen Sätzen nicht gebraucht werden; „wie“ iſt nur im Poſitiv zuhaus.)

Wenn alſo „als“ begründenden Sinn hat, ſoll es nicht nach den Verben des Wählens, um die Würde anzugeben, benutzt werden; man entſcheide ſich für „zu“. Noch ein Beiſpiel: „Die Franken wählten Pipin als tüchtigſten Mann zum Könige.“ Hier ſieht man handgreiflich, daß zwiſchen „als“ und „zu“ ein gewaltiger Unterſchied iſt und aufrecht erhalten werden muß. Die Bezeichnung prädikativer Zuſatz aber hat keine Berechtigung. „Zum Könige“ iſt Umſtand der Beſtimmung; „als tüchtigſten Mann“ aber iſt begründende Appoſition.

8. Die Periode.

Die Periode wird meiſt in der Grammatik nicht behandelt; eigentlich mit Recht, ſie gehört nicht mehr zur Syntax, ſondern zur Rhetorik. Wenn ſie aber doch einbezogen wird, wird meiſt nur Unverſtändliches von ihr geſagt, und die Auswahl der Beiſpiele zeigt, daß die Verfaſſer der Grammatik ſelber kein rechtes Verſtändnis haben.

Die Periode iſt nicht nur eine Zuſammenſtellung verſchiedener Haupt- und Nebenſätze, denn das wäre nichts anderes als ein einfach erweiterter oder zuſammengeſetzter Satz (vielleicht ein Bandwurm!). Die Periode iſt mehr, und man iſt ſich dieſes Mehrs bewußt, wenn man den Ausdruck Periodenbau braucht. Die Periode iſt ein architektoniſches Kunſtgebilde. Das äußere Mittel der Kunſt aber iſt die Ordnung, der Parallelismus, gleichartiger Teil-

ſtücke. So iſt die Periode der bewußte kunſtgerechte Aufbau eines Satzganzen aus mehreren gleichartigen, möglichſt gleichlangen, gleichkonſtruierten Haupt- oder Nebenſätzen oder Satzteilen. Beiſpiele: (Ich lege den Aufbau klar durch Verteilung auf verſchiedene Zeilen.)

Du Törichter, geh hin
und frage Gott und ſeine Geſchichte und Offenbarung,
und ſie werden dir antworten:
frage das Leben und die Erfahrung des Lebens,
und ſie werden dir die Worte deuten.
(Arndt. Bei Gadient II. 530.)

Du ſollſt den Frieden begehren, aber die Welt begehret den Krieg;
du ſollſt den Frieden lieben, aber die Welt haßt die Ruhe:
darum iſt der Krieg. (Ebendort.)

Und die ganze Geſchichte des menſchlichen Geſchlechtes redet nur
von zerſtörten Völkern und Städten,
von geſchleiften Mauern und erſchlagenen Männern,
und wie die einen kommen und die andern verſchwinden,
und die einen ſteigen und die andern ſinken:
und erſcheint nichts Bleibendes auf Erden. (Ebendort.)

Weil wir ſo böſe ſind, darum iſt Krieg;
und weil wir ſo nichtig ſind, darum iſt das Übel.
Wehe aber dem Manne,
der nach unſchuldigem Blute dürſtet,
der unſchuldige Völker zu unterdrücken trachtet!
Seine Bosheit fällt auf ſeinen Kopf zurück,
und Gott im Himmel wird den Wüterich ſtrafen. (Ebendort.)

Das ſind wundervolle Perioden, und darnach beurteile man andere Beiſpiele. Es iſt weſentlich die Sprache der Propheten Iſraels, bei denen unſere alten Schriftſteller in die Schule gingen. Man leſe in der Bibel ſelber nach.

9. Abgekürzte Nebenſätze.

Es gibt Grammatiker, die überall abgekürzte Nebenſätze wittern, wo nur Satzglieder ſind. „Die Stunde, leiſe wandelnd, wandelt alles.“ „Ich ſtehe auf, um zu ſpazieren.“ Hier ſollen „leiſe wandelnd“ und „um zu ſpazieren“ abgekürzte Nebenſätze ſein. Richtig iſt, daß man aus dieſen Satzgliedern mühelos Nebenſätze bilden könnte; ſie ſind es aber nicht. Warum nicht einfach ſagen: „leiſe wandelnd“ iſt Appoſition und „um zu ſpazieren“ Umſtand des Zweckes?

10. Die Ellipſe.

Wenn in einem Gebilde entweder kein Subjekt oder kein Prädikat vorhanden iſt, nennt man es Ellipſe. Jeder Satz iſt ein Urteil. Wo alſo die zu einem Urteil notwendigen Glieder fehlen, iſt auch kein Urteil vorhanden. Nun aber rechnet man häufig den Imperativ zu den Ellipſen, weil das Subjekt fehle. Das iſt nicht richtig. Das Subjekt iſt in der Endung enthalten, wenn man allerdings zugeſtehen muß, daß bei den ſtarken Verben der erſten

Ablautreihe (e, i=a=e z. B. geben) der Imperativ Einzahl das Endungs=e abwirft, z. B. „gib“ ſtatt „gebe“ oder „gibe“. Früher war das nicht.

Desgleichen fehlt das ausdrückliche Subjekt in Sätzen, die mit dem Paſſiv eines intranſitiven Zeitwortes gebildet ſind, z. B. „Dem Lehrer wird vom Schüler gehorcht.“ Hier iſt nicht etwa ein „es“ ausgefallen, ſondern das Subjekt liegt wieder in „wird“, das eigentlich „wirdt“ geſchrieben werden ſollte.

Zunftſtube.

Engliſche Neubildungen. Die drängende Haſt unſerer Zeit hat es mit ſich gebracht, daß wir nicht nur in der Schrift, ſondern auch in der Rede zahlreiche Abkürzungen verwenden, und zwar nicht bloß, indem wir ſchriftliche Abkürzungen ohne Auflöſung buchſtabieren (wie S. B. B. oder S. S. S.), ſondern indem wir aus den Anfangsbuchſtaben von Titeln oder aus Teilſtücken zuſammengeſetzter Wörter neue Wörter bilden. So haben wir einſt von der Juta (Internationale Unabhängige Telegraphen=Agentur) geſprochen und ſprechen heute von der Kipa (Katholiſche Internationale Preß=Agentur); der Bücherfreund intereſſiert ſich für die Bugra (Buchgewerbeausſtellung), der Kaufmann erwähnt in ſeinen Briefen das Okriko (Oberkriegskommiſſariat) uſw. Gerade der Krieg, dem eine Unmenge von Organiſationen ihr Daſein verdanken, hat in allen Ländern ſolche Wortbildungen außerordentlich begünſtigt. Dabei können wir beobachten, daß in England wenigſtens in zwei mir bekannten Fällen die neugebildeten Wörter nicht bloß als Bezeichnung der Organiſation gebraucht werden, aus deren Titel ſie gebildet ſind, ſondern daß ſie auch zur Benennung der einzelnen Mitglieder dienen. Es geſchieht dies bei der weiblichen Hilfsorganiſation für die Armee und die Marine. Die Angehörigen des Hilfsdienſtes bei der in Frankreich ſtehenden Armee, des Women's Auxiliary Army Corps, heißen einfach Waacs (oft auch W. A. A. C.'s geſchrieben), diejenigen, welche der Marine, d. h. dem Women's Royal Naval Service zugeteilt ſind, Wrens. So ſchrieb mir eine Dame aus London: „My daughter is not at home, neither is she a Waac.“ In den engliſchen Zeitungen lieſt man ſehr häufig von den guten Dienſten, die Waacs und Wrens leiſten. Jemand, dem dieſe Ausdrücke zufällig unter die Augen kommen, ohne daß er Zeuge ihres Entſtehens geweſen iſt, wird in ſeinem Wörterbuch vergeblich nach Aufklärung fahnden. B. E.

Füſilier. Woher eigentlich das Wort Füſilier bezw. fr. fusil ſtamme, fragt mich ein Kollege, der wahrſcheinlich gerne auf dieſen Titel verzichten würde. Das it. fucile führt uns zur Quelle, zum Diminutiv vom lt. focus, der Herd, foculus, das Feuerherdchen, das Kohlenpfännchen. Wie die Germanen das Schießgewehr nach dem Feuerſtein (engl. flint) benannten, ſo die Romanen nach dem Pfännchen, auf welches das Pulver ausgeſchüttet wurde. Ein extremer Sprachreiniger würde alſo Füſilier etwa mit „Feuerpfännler“ wiedergeben. Ihm würde übrigens auch der Ausdruck Soldat (solidatus,

von solidare, einem mittelalt. Verb von solidus [vgl. it. soldo, fr. sou, d. Sold] abgeleitet) nicht recht liegen. Auch der Wehrmann selbst würde mit Rücksicht auf die heutige Belöhnung sich für diese Bezeichnung wohl bedanken, wenn er Einblick in ihren wahren Sinn hätte. Mancher, der sich mit Stolz Soldat nennt, würde sich dagegen verwahren, Söldner geheißen zu werden, und doch ist der Söldner nur ein mehr germanisch gefärbter Zwillingsbruder, und dazu noch der ehrlichere, offenere, des Soldaten. Überhaupt weichen wirkliche Bedeutung und militärischer Gebrauch eines Wortes oft stark von einander ab. So ist die Infanterie (ursprünglich Heeresabteilung unter einem spanischen Infanten, vom lt. infans, Kind) keine „Kinderei", obwohl diese „Fußknechte", wie unsere Altvordern sie nannten, sich oft beklagen, daß sie wie „Unmündige" (infans von in-fari) behandelt werden. Wenn die Etymologie ins Heerwesen hineinzureden hätte, würde ja die ganze militärische Hierarchie auf den Kopf gestellt; denn ihr ist der Korporal (fr. caporal, it. caporale von capo, Haupt) ebenso gut ein Häuptling wie der Kapitän (spätl. capitaneus von caput) und der Chef (von caput). Vielleicht entschließt sich etwa ein Philologe dazu, einmal die ganze „Armee" in unserm Blättchen „Revue passieren" zu lassen; die Ergebnisse wären sicher sprachwissenschaftlich wie kulturhistorisch interessant und zur Belebung und Vertiefung des Unterrichtes wertvoll. Es gibt übrigens ein Werklein „Deutsches Heer und deutsche Sprache von Dr. Georg Stucke. Rastatt 1915, Selbstverlag", das rund 600 einschlägige Wörter behandelt; da ich aber das Buch nur dem Titel nach kenne, so kann ich für seine wissenschaftliche Gründlichkeit nicht gutstehen. B. E.

Bücherecke.

Der Mai. Jahrbuch für die katholische Jugend. 26. Jahrgang. gr. 4° (428). Gebd. Mk. 4.80. Volksvereins-Verlag GmbH., M. Gladbach.

Auch dieser Jahrgang bietet vielseitige Unterhaltung, Belehrung und Anregung für die Jugend.

Er weiß in seinen Erzählungen so gut zu treffen, was dem jugendlichen Hoffen und Fühlen entspricht. Von der modernen Kriegstechnik berichtet er, trifft in seinen Skizzen und Poesien über das gegenwärtige Kämpfen, Ringen, Bangen und Hoffen der Völker eine für die Jugend passende Auswahl. Auch die Länder- und Völkerkunde, die Kunst, und zwar hauptsächlich die christliche, Industrie und moderne Technik wollen der wißbegierigen Jugend reichen Stoff zu geistiger Verarbeitung bieten. Gediegene Abhandlungen über christliche Erziehung und Ethik erhöhen den Wert der Zeitschrift in bedeutendem Maße.

Das im Verhältnis zu seiner reichen Ausstattung billige Buch wird der lieben Jugend Freude und Segen bringen. Schw. Jg.

Stock, Dr. Max, Mehr Schularbeit — weniger Schularbeiten! Stalling, Oldenburg i. Gr. 1916. Preis: 90 Pfg.

Im Kampfe um den staatsbürgerlichen Unterricht tauchte unter anderem auch das sog. Überbürdungsproblem wieder stärker empor. Dieses bildet den Grundgedanken der angeführten kleinen Schrift des ehemaligen Direktors eines Berliner Realgymnasiums.

In vier Kapiteln behandelt der Verfasser in ansprechender, frischer und temperamentvoller Weise die Frage.

Im ersten Kapitel spricht er von der Arbeit im allgemeinen. Er gibt freilich keine Wesensbestimmung derselben, sondern formuliert in gedrängter Kürze die verschiedenen Ansichten über die Arbeit und ihren Zweck. Maßstab für die Beurteilung der verschiedenen Theorien über die Arbeit gibt ihm die hohe Lehre Christi über das Schaffen. Wenn auch die eigentliche Zweckbestimmung der Arbeit leider nicht ganz klar und scharf herausgearbeitet ist, so kommt man nach der Lektüre dieses Teiles doch zum Schluß: Arbeit ist Gottesdienst durch Menschendienst.

Das zweite Kapitel verbreitet sich über die Schularbeit. Die Schule soll zur richtigen Würdigung der Arbeit erziehen. Doch betont der Verfasser die formale Bedeutung derselben wohl etwas allzu stark gegenüber dem materialen Werte. (S. 18 und S. 27.) Begeisternd spricht er über die Auffassung des Lehrerberufes. Solche Worte machen einem den Autor lieb. Die Abschweifung über Kinderzahl und Volkstum (S. 21—23) wirkt an dieser Stelle unorganisch. Die Ausführungen auf Seite 24 unten enthalten entwicklungskräftige Keimgedanken und regen stark an.

Von der Arbeitskraft der Schüler handelt der dritte Teil. Wer kennt nicht die peinliche Stimmung, die einen überfiel, wenn man als Schüler Repetitionsmassen aufbekam, die man in keiner Weise zu bewältigen vermochte? Daran knüpft der Verfasser an. Er untersucht die Hauptursachen der Hausaufgaben, streift die Wirkungen derselben auf die Schüler und kommt zum Schlußresultat: Intensivere und methodisch durchgebildetere Schularbeit und weniger Schularbeiten (Hausaufgaben).

Der vierte Teil, über die Schularbeiten, ist zweifellos am besten geraten. Reiche Schulerfahrungen und große Liebe zur Jugend leuchten aus den höchst interessanten Ausführungen. Ein Kabinettstück gehaltvoller, kurzer Darstellung ist die Partie über die Psychologie der Massenarbeit (S. 34). Auch die Gedanken über das Verhältnis von Lehrerarbeit und Schülerarbeit und über die Technik und Ökonomie der Arbeit sind sehr lesenswert. Die Seele des ganzen Abschnittes aber wird wohl gebildet durch die Ausführungen über die Beziehungen der Hausarbeit zur Charakterbildung (z. B. Hausarbeit und Phrase S. 48).

Es wäre sehr wünschenswert, wenn einige Grundideen des ganzen Fragenkomplexes in der „Schweizer-Schule“ zur Besprechung kämen. Anknüpfungspunkte dazu finden sich viele in der kleinen Schrift, und weiteren Stoff liefert unser Mittelschulbetrieb jedenfalls auch. Prof. Arnold, Zug.

Al. Meiſter, Richtlinien für das Studium der Geſchichte des Mittelalters und der Neuzeit. Münſter i. W. 1916, Borgmeyer u. Co. 44 Seiten. Preis 1 Mk.

Der ſchon aus ſeinem „Grundriß der Geſchichtswiſſenſchaft“ rühmlich bekannte Verfaſſer gibt hier dem angehenden Geſchichtslehrer eine ſehr wertvolle Wegleitung, wie er das Studium der hiſtoriſchen Fächer auf der Hochſchule einzurichten hat. Vorausgehend behandelt er die Vorbereitung auf das akademiſche Studium und die Wahl der Univerſität, um dann im einzelnen auf die richtige Auswahl der Vorleſungen, Übungen und der Privatlektüre einzugehen. Das Büchlein zeichnet ein Studienideal vor Augen, dem der Akademiker nach Maßgabe ſeiner Talente und finanziellen Mittel nachſtreben kann. Behalten auch die Anweiſungen in erſter Linie die preußiſche Vorbildung im Auge, ſo wird ſie doch auch der Schweizer ohne beſondere Schwierigkeit auf ſeine Verhältniſſe anwenden. Die Schrift ſollte keinem Maturanden, der dem Berufe eines Geſchichtslehrers zuſtrebt, unvertraut bleiben. Sie wird ihn vor vielen Mißgriffen bewahren und die koſtbare Studienzeit ſyſtematiſch geſtalten. Selbſt der praktiſche Hiſtoriker empfängt daraus viele Anregungen, wie er ſein Privatſtudium auf Gebiete ausdehnen kann, in denen er während der Hochſchulzeit zu kurz gekommen iſt. Das Büchlein bildet eine erwünſchte Ergänzung zu des Verfaſſers früherer Schrift „Grundlage der Geſchichtswiſſenſchaft und des Geſchichtsunterrichts“. Dr. A. J.

Benedikt Maier, Dorfgeläut. Erzählungen aus dem Oberbayriſchen. 12° (VIII u. 96 S.) Freiburg 1916, Herderſche Verlagshandlung. Kartoniert Mk. 1.—.

Die vorliegende Sammlung kurzer Erzählungen führt uns vorzüglich in das Seelſorger- und Bauernleben Bayerns ein. Durch das Ganze pulſiert warmkatholiſches Leben, ländliche Urwüchſigkeit und geſunder Humor. Nächſtenliebe und Lebensfreude finden im Verfaſſer einen guten Freund.

In Hinſicht auf den literariſchen Wert obiger Erzählungen tritt zwar das originell künſtleriſche Moment meiſt etwas in den Hintergrund. Die häufige Wiederholung gleicher Ausdrücke hemmt manchmal den ſonſt friſchen Fluß des Erzählens. Auch ſind nicht alle Nummern gleichwertig. So z. B. erwartet man nach dem Titel „Auf der Menſchheit Höhen“ einen literariſchen Kunſtgenuß, wird aber leider etwas enttäuſcht ob dem bloßen Auftiſchen hiſtoriſcher Tatſachen in einem etwas ſchwerfälligen Satzbau. Anderſeits finden ſich Stellen, über denen der Zauber echter Poeſie liegt, wie in der Erzählung „Eine Wette“, da der Herr Cooperator die Prachtföhre entdeckt hat und mit ihr, der Waldesgroßmutter, Zwieſprach hält. Schalkhafter Humor, wie ihn das biedere Volk beſonders liebt, würzt die eine und andere Erzählung. Gerne wünſcht man daher dem Werklein in ſeinem einfach ſchlichten Kleidchen ein Heimatrecht in der Wohnſtube neben Goſſine und Sonntagskalender, aber auch auf dem Regal im Studierzimmer des Gebildeten. Schw. Jg.

4. Jahrgang. Nr. 4. 27. Juni 1918.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Kirchliche Strömungen und Zustände in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts. — Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache. — Bücherecke.

Kirchliche Strömungen und Zustände in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

Vorbemerkung. Vorliegende Arbeit eröffnet eine Artikelserie, die, in zwangloser Folge erscheinend, in ihrer Gesamtheit einen „Abriß der Geschichte der katholischen Kirche in der Schweiz vom Ausgang des 18. bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts“ bilden sollen. Da bisher, abgesehen von C. Decurtins prächtigem Essai „Katholizismus“,[1]) der aber allzukurz und nicht jedermann zugänglich ist, eine zusammenfassende Darstellung über unsern Gegenstand nicht existiert, so hofft der Verfasser, mit dieser Veröffentlichung einem Bedürfnis entgegenzukommen, das vielleicht von mehr als einem unserer Leser empfunden wird. Daneben leitet ihn die Absicht, kritische Äußerungen und Vorschläge zu veranlassen, um sie in einer event. Buchausgabe verwerten zu können.

Die katholische Kirche war im 19. Jahrhundert auch in der Schweiz eine streitende, weil eine angefeindete Kirche. Dennoch liegt uns nichts ferner, als mit diesen Blättern eine Kampfschrift in die Welt zu senden. Unser Ziel geht vielmehr dahin, ein ruhig und gerecht abwägendes Bild der vergangenen Ereignisse zu zeichnen; wir werden deshalb mit unserm Urteil auch dann nicht zurückhalten, wenn es sich mit herkömmlichen Auffassungen nicht allseitig decken sollte. Ein besonderes Augenmerk ward, soweit es die Knappheit eines bloßen „Abrisses“ zuließ, auf die Herausarbeitung der historischen Zusammenhänge gerichtet.

Es möge hier gleich einem Vorwurf begegnet werden, der sich vielleicht am ehesten einstellen wird, dem Vorwurf nämlich, daß dieser Abriß die Kirchengeschichte zu stark an die Profanhistorie binde, von ihr die Abgrenzung der einzelnen Perioden entlehne und überhaupt die politischen Verhältnisse in auffälliger Weise berücksichtige. Abgesehen von andern Gründen zwang hiezu die Tatsache, daß die kirchlichen Ereignisse in der Schweiz von jeher, ganz besonders aber im 19. Jahrhundert aufs engste mit der politischen Entwicklung unseres Vaterlandes verbunden und in hohem Maße von ihr bedingt waren, so daß hier das Umgekehrte von dem gilt, was Th. B. Macaulay mit Bezug auf die politische Geschichte Englands bemerkt: „Sie kann nirgends verstanden

[1]) Bei Paul Seippel: Die Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern und Lausanne 1899 ff. II 81 ff.

werden, wenn wir sie nicht in beständiger Verbindung mit der kirchlichen Verfassung studieren."

* * *

Die eidgenössischen Orte, die den Glauben unversehrt aus den Religionswirren des 16. Jahrhunderts gerettet haben, verdanken dies ihren damaligen weltlichen Obrigkeiten, in erster Linie den aristokratischen Regenten des katholischen Vorortes Luzern, der nicht nur für die Demokratien der Urschweiz politisch und militärisch den beherrschenden Mittel- und Stützpunkt bildete, sondern auch auf Freiburg und Solothurn einen nicht unbedeutenden Einfluß ausübte. Überzeugt von der göttlichen Wahrheit und dem unersetzlichen Werte des altererbten Glaubens, verwehrten jene Männer den Sturmkolonnen der kirchlichen Revolution in blutigen Kämpfen den Einmarsch über ihre Landesmarken. Mit der gleichen Tatkraft und Entschlossenheit stellten sie sich im Innern an die Spitze der „Gegenreformation", während die berufenen Organe größtenteils versagten; die Durchführung der tridentinischen Reformen, die nicht ohne harte Reibungen und Widerstände erfolgte, war fast ausschließlich ihr Werk.[1]) Noch nahezu anderthalb Jahrhunderte blieb dann das kirchlich-katholische Prinzip die Basis ihrer Politik und verlieh ihr Gehalt und Charakter, führte allerdings auch eine gewisse mißtrauische Ausschließlichkeit mit sich, die jedoch von den Reformierten in mindestens gleichem Maße erwidert wurde und schon mit der Defensivstellung, in die sie die Katholiken gedrückt hatten, notwendig gegeben war.[2])

Mit dem anbrechenden 18. Jahrhundert aber trat nach zwei Richtungen eine folgenschwere Wendung ein. Sie hatte sich während mehrerer Dezennien vorbereitet, zunächst als Rückwirkung und Wiederholung eines Umschwunges, der in der Politik der glaubensverwandten habsburgischen Weltmacht eingetreten war. Diese hatte im dreißigjährigen Kriege eine Erschütterung erlitten, wovon sie sich nie mehr erholen sollte; Spanien zerfiel, Oesterreich konnte sich des Übergewichts der Bourbonen nur durch Anlehnung an protestantische Mächte erwehren. Infolgedessen war fortan nicht mehr die Erhaltung und Verteidigung des katholischen Glaubens die Triebfeder ihrer äußern Politik, sondern, unter Verzicht auf höhere Gesichtspunkte, das bloße Bestreben, im Kräftekonzert der europäischen Mächte sich das nötige Schwergewicht zu erhalten. Damit verloren aber die kleineren katholischen Staaten ihren bisherigen Rückhalt.[3])

Das sollte die katholische Schweiz in besonders empfindlicher Weise in den Toggenburgerwirren erfahren, die mit dem zweiten Villmerger- oder Zwölferkrieg abschlossen.

---

[1]) Vgl. Ph. A. v. Segesser: Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern (1850 ff.). IV 237 ff. 441 ff. u. ö. H. Reinhardt-Frz. Steffens: Die Nuntiatur von Giovanni Bonhomini. Einleitung: Studien zur Geschichte der Schweiz im Zeitalter Carlo Borromeos. Solothurn 1910 VII, LXXIII f.

[2]) Johann Häffig: Die Anfänge des Toggenburger- oder zweiten Villmergerkrieges. (Diss.) Bern 1903, 5 f. Ph. A. v. Segesser: Ludwig Pfyffer und seine Zeit. II (Bern 1881) 2 f., 196 ff. Joseph Hürbin: Handbuch der Schweizer Geschichte II. (Stans 1908) 404 f.

[3]) Vgl. Segesser: Rechtsgeschichte IV 585 ff.

Seit dem Kappelerfrieden vom Jahre 1531 verfügten die katholischen Orte auf der Tagsatzung über die Mehrheit der Stimmen und überwogen auch in der Besetzung der Vogtstellen in den „gemeinen Herrschaften". Von diesen waren die Grafschaft Baden und die freien Ämter deshalb von besonderer Wichtigkeit, weil sie sich als trennender Keil zwischen die reformierte Westschweiz (Bern) und ihre ostschweizerischen Glaubensgenossen (Zürich) schoben. Der erste Versuch, den die protestantischen Stände unternahmen, um diese Verhältnisse umzustürzen, war im ersten Villmergerkrieg gescheitert. Allein sie gaben den Plan nicht auf. Ein Hausstreit des Abtes von St. Gallen mit seinen reformierten Untertanen in der Toggenburgischen Landschaft verschaffte ihnen den erwünschten Anlaß, die fünf Orte neuerdings zu bekriegen. Es geschah unter dem Namen der Religion, die eigentliche Triebfeder aber war die Machtgier der Stände Zürich und Bern.[1]) Die Aussichten waren für die Katholiken sehr ungünstig: die Gegner hatten seit Jahrzehnten zielbewußt ihre Rüstungen getroffen, auf katholischer Seite aber war außer Luzern niemand kampffertig, und Hilfe stand weder von Österreich noch von Frankreich her in Aussicht. Deshalb drang die Regierung des Vorortes mit Nachdruck auf gütlichen Vergleich. Allein die glaubenseifrigen demokratischen „Länder" und das mit diesen politisch und religiös gleichgesinnte Luzerner Landvolk geführt von der Geistlichkeit, an deren Spitze sich der neue apostolische Nuntius Jakob Carraccioli stellte, ließen ihr in ungestümem Drängen keine andere Wahl als die Aufnahme des ungleichen Kampfes — mit 20,000 gegen 64,000 Mann! Er endete mit der Niederlage der Katholiken in der zweiten Villmergerschlacht (1712). Der ungerechte und unbillige Friede, den die übermütigen Sieger den Unterlegenen aufzwangen, brach endgültig deren Übergewicht und entriß ihnen die wichtigsten Vogteien, schied aber auch das Schweizervolk schroffer als zuvor in zwei konfessionell verfeindete Lager.[2]) Nicht so seine Regenten! Die aristokratischen Häupter des katholischen Vorortes machten jetzt jene oben angedeutete Schwenkung: der Zorn über den angetanen Zwang, die Erbitterung über die erlittenen schweren Verluste, die blutige Strenge, womit sie die demokratischen Gelüste ihrer Untertanen in der Folge niederkämpften, entfremdete sie diesen und den „Ländern" und drängte sie zum Anschluß an die Aristokraten der protestantischen Stände Zürich und Bern. Damit verlor ihre Politik zusehends die konfessionelle Zielstrebigkeit und versandete im Zank der bürgerlichen Parteien.[3])

Diese Wandlung wurde in hohem Maße durch einen fast gleichzeitigen innerpolitischen Kurswechsel in der Republik Luzern begünstigt, der seiner-

[1]) Alexander Daguet bei Hürbin aaO. 422. Vgl. auch Joh. Häffig aaO. und Joseph Müller: Landweibel Joseph German, Zeitschrift für Schweiz. Kirchengeschichte 1914, 280 ff.

[2]) S. Hürbin aaO. 405 ff. Karl Löw: Die Schlacht bei Villmergen im Jahre 1712 (Diss.) Liestal 1912, bes. S. 18, 23, 87. Selma v. Lengefeld: Graf Domenico Passionei (Diss.) Ansbach 1900, 17 ff.

[3]) Vgl. Segesser aaO. III 50 ff. 365 ff. IV 587.

seits auch wieder auf jene fördernd zurückwirkte: die neue Frontstellung des Staatskirchentums.

Das Staatskirchentum unterwirft der weltlichen Gewalt auch die religiösen und kirchlichen Dinge. Grundsätzlich aufgefaßt und durchgeführt, vernichtet es die Voraussetzung der vom Sohne Gottes seiner Kirche gegebenen Verfassung, die unbedingte Freiheit und Unabhängigkeit der kirchlichen Gewalt von jeder weltlichen Macht und Autorität.

Staatskirchlichen Erscheinungen begegnen wir schon seit Konstantin überall in der Kirchengeschichte. Während sie jedoch in früheren Zeiten im wesentlichen als positive Rechtsverhältnisse, herausgewachsen aus kirchlichen Zugeständnissen, erscheinen, und sich zudem mehr nur auf den Grenzgebieten der beiden Mächte abspielten, so mehrten sich jetzt unter dem Einflusse des Protestantismus auch in jenen Staaten, die früher die Hochburgen der Kirche gewesen, die Versuche, das Staatskirchentum auf Grund der angeblich absoluten Staatsgewalt zum System auszubauen; im 18. Jahrhundert standen alle katholischen Mächte in seinem Banne.

Wie in so vielen andern Beziehungen, stellte die Schweiz auch in der Kirchenpolitik „im Kleinen das Abbild der großen Bewegungen europäischer Verhältnisse" dar. Auch hier gehen die staatskirchlichen Bestrebungen auf ein älteres Datum zurück: die Eidgenossen haben von jeher gern in Kirchenregierung gemacht. Es lag dies wohl im demokratischen Blut. Doch handelte es sich dabei keineswegs um ein System, die staatskirchlichen „Rechte" wurden stets auf (angebliche oder wirkliche) Privilegien, Exemtionen, Verjährungen usw. zurückgeführt, die von „Ort" zu „Ort" wieder andere waren.[1])

In der Reformationsperiode vermehrten und festigten sich die Kirchenhoheitsansprüche der katholischen Regenten. Wir haben die Verdienste schon berührt, die sie sich damals um die Erhaltung des heiligen Glaubens erworben haben. Sie gewöhnten sich dabei ein sehr selbständiges Verhalten in kirchlichen Dingen an, ja, traten vielfach geradezu an die Stelle der kirchlichen Autoritäten. Der Übelstand, daß ein großer Teil der Schweiz ausländischen und nicht immer leicht zugänglichen Oberhirten, den Bischöfen von Como, Mailand, Konstanz (und Besançon) unterstellt war, trug dazu nicht wenig bei. Bald wurde dann, was vorübergehend einigermaßen mit der Notlage entschuldigt werden konnte, als eine zustehende Befugnis der Obrigkeiten betrachtet.[2]) Die Übergriffe betrafen vorzüglich die geistliche Gerichtsbarkeit und die Pfründenverleihung. Diese, auch die Aufsicht über die geistlichen Stifte u. ä., nahmen die Behörden auf Grund ihres lehens- und schutzherrlichen Charakters in Anspruch. Was die Gerichtsbarkeit betrifft, so wurde in der Eidgenossen-

---

[1]) Vgl. Segesser aaO. II 731 ff. Privilegien waren den katholischen Eidgenossen in der Tat von Julius II. und späteren Päpsten erteilt worden; sie wurden aber zum Teil willkürlich ausgelegt und erweitert (vgl. Segesser aaO. IV 254 Anm. 1). Für die älteren „Privilegien und Freiheiten", auf die man sich so oft versteifte, ließen sich Beweise nicht aufbringen (Reinhardt-Steffens aaO. CCCL und CDXI Anm. 3).

[2]) Reinhardt-Steffens aaO. LXXIV, CDX. Segesser aaO. IV 245.

schaft von jeher eifersüchtig am Grundsatze festgehalten, daß die Verhängung weltlicher Strafen über Laien ausschließliches Recht der weltlichen Gerichtsbarkeit sei. Daher vermochte die Inquisition auf ihrem Gebiete nirgends zur Herrschaft zu gelangen.[1]) Nicht grundsätzlich und nur auf vereinzelte Fälle beschränkt waren gerichtliche Prozeduren der Laiengewalt gegen geistliche Personen; meist sind sie durch allzumildes und säumiges Vorgehen der bischöflichen Kurien veranlaßt worden.[2])

Dank dem gegenseitigen Entgegenkommen, zumal dem wohlwollenden und klugen Vorgehen des Kardinals Carlo Borromeo und des Nuntius Bonhomini, kam in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts auf der Grundlage der tridentinischen Bestimmungen ein befriedigender Ausgleich zustande,[3]) und Kirche und Regierungen stellten die Ordnung in einträchtigem Zusammenwirken wieder her.

Da brachte der Beginn des 18. Jahrhunderts auch hierin einen Wechsel. Er hing mit der erwähnten allgemeinen Zeitströmuug zusammen, hatte aber seinen unmittelbaren Ursprung in Frankreich.

Seit Ludwig XI. hatten Frankreichs Könige die schweizerischen Republiken, insbesondere die katholischen Orte, durch günstige Staatsverträge, noch mehr durch geheime und offene Pensionen und vorteilhaften Kriegsdienst immer enger an ihre Interessen gekettet. Die Eidgenossenschaft wurde gewissermaßen eine Provinz des mächtigen Nachbarstaates, abhängig nicht nur von seinen politischen und wirtschaftlichen, sondern auch seinen geistigen und sittlichen Bewegungen. Die Patriziersöhne der katholischen Orte, die früher ihre Bildung vorzugsweise an den Hochschulen Italiens geschöpft, wandten sich jetzt nach Paris. Die Folgen blieben nicht aus. Schon vor der zweiten Villmergerschlacht hatten sich einige von jansenistischen und gallikanischen Ansichten inspirierte Elemente in der Luzerner Regierung bemerkbar gemacht. Begünstigt durch die erwähnten Ereignisse, vor allem durch die zwischen der Regierung und dem apostolischen Nuntius eingetretene Spannung, errang sich ihre Partei die Oberhand und leitete, im Widerspruch mit den Gesinnungen des eigenen Volkes und der verbündeten Länderdemokratien, die Aera des religiösen Liberalismus ein. Es waren vorzüglich die durch Talent, Energie und uneigennützige Tätigkeit hervorragenden Patrizierfamilien der Balthasar, Keller und Meyer, in denen sich wie die aristokratischen Überlieferungen, so auch die Opposition gegen die Kirchengewalt vom Vater auf den Sohn und

[1]) Ausnahmen bildeten beispielsweise die Inquisitionsprozesse in Bern, vergl. die Berner-Chronik von Conrad Justinger, hrg. v. G. Studer (1870) S. 27, Nr. 43; S. 143, Nr. 228; S. 186, Nr. 303.

[2]) Dies gilt trotz der scheinbar widersprechenden Bestimmung des „Pfaffenbriefes", s. C. Hilty, Die Bundesverfassungen der Schweizerischen Eidgenossenschaft, Bern 1891, S. 85 Anm. 2 und 86. – Bez. der angedeuteten Gerichtsfälle vgl. Reinhardt-Steffens aa O. CCCXLIX f. CDX und Segesser aa O. IV 412 ff., den Ketzerprozeß u. a.

[3]) Vgl. den „Goldenen Bund" vom Jahre 1586, mitgeteilt von C. Hilty aa O. 246 ff, ferner den Jurisdiktionsvertrag vom 10. Mai 1605 zwischen Rom und Luzern, Segesser, Ludwig Pfyffer und seine Zeit II 97 ff.

Enkel vererbten.[1]) Allmählich begann nun unter dem Einfluß ausländischer Literatur das absolutistische Staatskirchentum das frühere positive zu überwuchern. Im Udligenschwylerhandel prallte die weltliche Gewalt mit der geistlichen zum erstenmal in erbittertem Kampfe zusammen. Es handelte sich um die kanonische Immunität. Der Streit beleuchtet trefflich die Gewalttätigkeit, mit der die damaligen Luzernermagnaten den Klerus behandelten. Doch endete er mit dem Siege der Kirche.[2]) Und als die liberale Partei gegen Ende der sechziger Jahre durch kühne Pamphlete, wie die Flugschrift Felix Balthasars: „De Helvetiorum iuribus circa sacra“ [3])

[1]) Segesser, Rechtsgeschichte IV 588. Aus ihm schöpfen auch andere Geschichtsschreiber, wie W. Oechsli: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert I. (Leipzig 1903) 60, ohne ihrer Quelle zu gedenken.

[2]) Eine treffliche Darstellung des Udligenschwylerhandels vom historischen und juridischen Standpunkt aus s. bei Segesser aaO. IV 601—650. Vgl. auch Hürbin aaO. 431 ff und J. v. Görres: „Der Kampf der Kirchenfreiheit mit der Staatsgewalt in der katholischen Schweiz“ im Katholik 1826, im Auszug mitgeteilt in den „Pol.-Schriften“ V. 328 ff. — Von gegnerischer Seite (einem Luzerner und zwei Zürcher Ratsherren, darunter J. J. Scheuchzer) war schon 1726 eine einseitige Schilderung des Handels mit ausführlichen staatskirchenrechtlichen Erörterungen erschienen unter dem Titel: „Lucerna lucens Alethophili. Eines katholischen Priesters Schreiben an Aretophilum, seinen lieben Freund und Mitkapitularen. MDCCXXVI Freystadt.“ Über den Geist der Schrift orientieren beispielsweise folgende Sätze: „ . . . weswegen (ich) in gewissem Verstande die sogenannten protestierenden Stände und Machten vor glücklich schätze, daß sie bei Anlaß ihrer Reformation die Respublicas in Rebuspublicis abgeschaffet, welche uns hergegen in beständige Unruhe setzen . . . Da denn eine Republik so viel innere Feinde hat, ja so viel feindliche Armeen, als viel Klöster, Stifter, Priester und Mönchen sind.“ (S. 5) Wertvoll ist die Beigabe sämtlicher (?) auf den Streit bezüglicher Aktenstücke aus den Jahren 1725—26.

[3]) Die Schrift kam ohne Angabe des Verfassers 1768 im Verlag Orell, Geßner & Co. Zürich heraus. Mir liegt die 1833 bei J. B. Curti in Rapperswil erschienene Neuausgabe vor. Sie trägt den Titel: „Kurzer historischer Entwurf der Freiheiten und der Gerichtsbarkeit der Eidsgenossen in sog. geistlichen Dingen; oder De Helvetiorum iuribus circa sacra. Von Felix Balthasar sel., Altseckelmeister von Luzern. Neue, von dem Verfasser selbst noch verbesserte Auflage mit einem Vor- und Nachwort der Herausgeber.“ Die Schrift steht sichtlich unter dem Einfluß gallikanischer Autoren, die sie oft zitiert. Sie stützt sich deshalb weniger auf abstrakte Staatsrechte als auf die „überlieferten Freiheiten“, die Balthasar, in starker Ausnützung des früher erwähnten Pamphlets Lucerna lucens, wieder zu Ehren bringen will. Die meisten davon haben gar nicht oder doch nicht so existiert, wie sie hier aufgefaßt werden (vgl. Segesser IV 650 Anm. 1). Der Verfasser bekennt sich als einen überzeugten Katholiken und betont eindringlich die Notwendigkeit eines einträchtigen Zusammenwirkens von Kirche und Staat. Trotzdem ist seine Flugschrift noch lange das Evangelium kirchenfeindlicher Publizisten geblieben. Nicht ohne Grund. Die Macht der Kirche erstreckt sich, wie Balthasar behauptet, nach alteidgenössischem Recht „nur auf das, was eigentlich der Kirche gehöret, was bloß geistlich, und was die Seligkeit der Menschen betrifft, das ist, über Dinge, welche Glauben, Geheimnis und Religionsgebote heißen, oder noch kürzer über das, was man Dogma nennt und was zum wesentlichen Gottesdienste gehöret.“ Was aber „die bloße Kirchendisziplin und derselben Temporalia und die souveränen Gerechtsame des Staates“ betrifft, das hat „an sich selbst nicht vim legis, es sei denn, daß der Landesherr denselben diese Kraft durch besondere Einwilligung und Annehmung erteilet habe“. Als solche Staatsgerechtsame werden aufgeführt: die Pfründenverleihung, die Gerichtsbarkeit über die Geistlichen bei allen Vergehen, die nicht

und die angeblich von Valentin Meyer verfaßten „Reflexionen eines Schweizers über die Frage: Ob es der katholischen Eidgenossenschaft nicht zuträglich wäre, die regularen Orden gänzlich aufzuheben oder wenigstens einzuschränken," [1]) wieder einen entschiedenen Vorstoß gegen die Kirche vorbereiteten und durch den Beitritt zur Helvetischen Gesellschaft offen eine engere Fühlung mit dem Freisinn und dem Protestantismus anstrebten,[2]) führte dies zum Sturz des liberalen Parteiregiments und, für eine kurze Zeit, zur Erneuerung einer kirchlich gerichteten Politik.

Die Helvetische Gesellschaft war, im Gegensatz etwa zum Freimaurerorden, bodenständig schweizerisches Gewächs, hatte auch mit der Geheimtuerei jener Verbindung nichts zu schaffen. Sie wurde 1761 vom Basler Stadtschreiber Jakob Iselin und einigen seiner Zürcherfreunde im Bade Schinznach ins Leben gerufen und gehörte in die Reihe jener Vereinigungen mit gemeinnützigen oder idealen Zwecken, wie sie als praktische Auswirkungen des Aufklärungsgedankens in den letzten Jahrzehnten vor der Revolution in so großer Zahl erstanden. Bald vereinigte sie die liberale Intelligenz der aristokratischen Protestanten und Katholiken der Schweiz; zeitweilig zählte sie aber auch Männer streng katholischer Richtung zu ihren Mitgliedern. Die allgemeine Veranlassung zu ihrer Gründung lag in der Unzufriedenheit über die politische Verlotterung und innere Zerrissenheit der damaligen Eidgenossenschaft und im Verlangen nach einer gründlichen Verbesserung dieser Übelstände. Den unmittelbaren Anstoß zu ihrer Entstehung aber gaben wahrscheinlich die „Patriotischen Träume eines Eydgnossen von einem Mittel,

---

rein kirchliche Gesetze berühren, die alleinige Disposition über die Einkünfte der frommen Stiftungen, die Aufsicht über die Verwaltung der Klöster und verwandter Institute, die Regelung der Novizenaufnahme in den Frauenkonventen, die Bestätigung der frommen Vermächtnisse und Legate, der Statuten der Chorherrenstifte, die Kirchenpolizei usw. Auch „die Visitation der Priester, die Publizierung der bischöflichen Bullen (!) und Verordnungen, die Stiftung und Einführung neuer Klöster, neuer Kirchen, neuer Pfründen, Bruderschaften und Andachten müssen an die Hoheit jedes Ortes gebracht, ihrer Einsicht vorgelegt und ihr Genehmhalten oder sog. placet und exequatur darüber eingeholt werden." (Vgl. S. 14 ff. 50 ff. 54 f.) Außerordentlich mild urteilt Segesser über die Schrift und ihren Verfasser: Felix Balthasar „hat aus dem Büchlein keine Tendenzschrift machen wollen, wie sich aus der Einleitung deutlich ergibt (?), auch bleibt er weit mehr als seine Nachbeter auf positiven Grundlagen; allein die allgemeine Tendenz der Zeit, in welcher er schrieb, drückte dem Schriftchen ihr Gepräge in einer Weise auf, welche mit dem ganzen schriftstellerischen Charakter des verehrungswürdigen Mannes im Widerspruch steht. Merkwürdigerweise hat die neuere Zeit ihr Urteil über Balthasar an dieses, sein in jeder Beziehung schwächstes Werk geknüpft, während seine übrigen historischen Schriften vollkommen hinreichen, um ihn den Ruhm entbehren zu lassen, den man von gewisser Seite aus diesem Büchlein unbegründetermaßen für ihn ableiten will, und auch um den Tadel auf gerechte Grenzen zurückzuweisen, den man von anderer Seite auf ihn werfen zu müssen glaubte." (Rechtsgeschichte II 731 Anm. 1.) Vgl. auch: Adolf Sazer: Joseph Anton Felix Balthasar als Staatsmann und Geschichtsschreiber (Diss.) Luzern 1913.

[1]) Der wirkliche Verfasser dieser Schrift, die den Hauptanstoß zum erwähnten politischen Umschwung gab, war der Zürcher Ratsherr Heidegger. Hürbin aaO. 450.

[2]) Segesser aaO. IV 587. A. Sazer aaO. 41.

die veraltete Eydgnoßschaft wieder zu verjüngern", eine 1758 anonym erschienene Schrift, worin jene Bestrebungen einen freimütigen, von warmer Vaterlandsliebe getragenen Ausdruck gefunden hatten. Ihr Verfasser war der Luzerner Schultheiß Franz Urs Balthasar, der Vater des Felix, einer der Hauptbeteiligten im Udligenschwylerhandel.[1])

Balthasar erblickte das Mittel jener Verjüngung in einer von den Kantonen unterhaltenen Zentralschule, einem „Eidgenössischen Seminar", das der aristokratischen Jugend, die sich dem Staatsdienste zu widmen gedachte, vor allem eine einheitliche vaterländische Bildung und Erziehung vermitteln sollte. So kamen denn in der Helvetischen Gesellschaft zunächst pädagogische Vorschläge zur Erörtertung;[2]) sie gab dann auch mannigfache militärische und gemeinnützige Anregungen, warf politische Probleme, so die Idee des Einheitsstaates auf usw.,[3]) kurz, sie wurde „zum Sprechsaal für alles, was patriotische Herzen bewegte". Allein, wenn auch die meisten ihrer Ideen in späterer Zeit in dieser oder in jener Form zur Verwirklichung gelangten, sie selbst kam in alledem über fromme Wünsche nicht hinaus, und ihr hervorstechender Charakterzug blieb ein, wie es sich für die Zeit der Empfindsamkeit nicht anders schickte, sehr gefühlsseliger Patriotismus, „der Zweckessen und Reden schon für rühmliche Taten nimmt und sich dabei beruhigt".[4]) Ihr Hauptziel erblickte sie in der Bemühung, den Schweizergedanken wieder hochzuheben und die Eidgenossen über die kantonalen und konfessionellen Schranken hinweg in Eintracht und Freundschaft zu verbinden. So berechtigt nun dieses Bestreben und so edel auch die Absichten der meisten Teilnehmer waren, so erwuchs der Gesellschaft doch aus kirchlichen Kreisen nicht ohne Grund eine starke Gegnerschaft, weil sie eine verflachende allgemeine Toleranz in religiösen Dingen predigte, pädagogische Unternehmungen im Geiste Rousseaus und Basedows unterstützte, dem Staatskirchentum anhing und sich in der Folge je länger je mehr vom freidenkerischen Liberalismus als Sprachrohr gebrauchen ließ.[5])

---

[1]) Karl Morell: Die Helvetische Gesellschaft, Winterthur 1863, 169 ff. Karl Hilty: Öffentliche Vorlesungen über die Helvetik, Bern 1878, 66 f. Heinrich Flach: — Die Bestrebungen der Helvetischen Gesellschaft des 18. Jahrhunderts. Zürich 1916, 8 ff. — Die „Patriotischen Träume" wurden abgedruckt und sind jetzt noch am leichtesten zugänglich in den „Verhandlungen der Helvetischen Gesellschaft in Schinznach im Jahre 1765" 13—60.

[2]) Vgl. Morell aaO. 224 ff. O. Hunziker: Geschichte der schweiz. Volksschule I 183 ff. Johann Mösch: Die Solothurnische Volksschule vor 1830, IV (1918) 124 ff.

[3]) Morell aaO. 250 ff. 292 ff. 300 ff. Flach aaO. u. a.

[4]) W. Oechsli aaO. 80 f. Günstiger urteilen Hilty aaO., Th. Curti: Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert 78 ff., O. Hunziker aaO. u. a. — Erst nach dem Wiederaufleben der H. G. in den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts wurde sie ein politisch aktiver „Massenverein" radikaler Tendenz, in welchem bald nur „die banale Phrase, das die Massen aufregende und beherrschende Schlagwort" regierte (Morell aaO. 410 ff.). Seit 1849 ging die Gesellschaft ein.

[5]) In Luzern wurde die Teilnahme an der Schinznacherversammlung 1769 vorzüglich aus religiösen Gründen verboten (Segesser aaO. IV 587 Anm. 3). Ähnliche Verbote

Mittlerweile hatte sich nämlich eine jüngere Generation im gleichen Land, aus dem der kirchliche Liberalismus hergetragen worden, eine neue Geistesrichtung angeeignet. In Frankreich war um die Mitte des 18. Jahrhunderts die Aufklärungsphilosophie von England her eingedrungen. Sie vollendete die Revolution des 16. Jahrhunderts auf dem religiösen Gebiet und übertrug sie zugleich auf die politische Arena. Dort erklärte sie nicht nur jeder kirchlichen, sondern auch der göttlichen Autorität den Krieg und machte sich an die Vernichtung der Grundlage und des Kerns der Religion, des übernatürlichen Glaubens. Hier vertrat sie eine absolutistische Demokratie, vor welcher keine der überlieferten Staatsformen Gnade fand, die altschweizerischen Volksverfassungen ebensowenig als die Aristokratie oder das Königtum.

Bei den vielfachen Beziehungen zwischen der Eidgenossenschaft und Frankreich fanden, wie der Luxus und die Leichtfertigkeit, so auch die neuen freigeistigen und revolutionären Ideen frühzeitig in der Schweiz Eingang. Diese letzten wurden namentlich vom Pariser-Schweizerklub, einer Vereinigung von politischen Flüchtlingen und Verbannten aus allen Gebieten der Eidgenossenschaft, besonders den romanischen, gefördert.[1]) Sie fielen nicht auf spröden Boden: die stolze Ausschließlichkeit der „regimentsfähigen" Patrizierfamilien und ihre verknöcherte, keiner Reform zugängliche Willkürherrschaft, die Bevorzugung der Bürger der Hauptorte durch Gewerbs- und Handelsmonopole, die angebliche Steuerfreiheit des Klerus, die Unterdrückung der beschworenen Rechte und Freiheiten der Landschaften, die blutige Strenge, mit welcher auch die legalsten Versuche, notwendige Verbesserungen einzuleiten, als Hochverrat bestraft wurden, der Hochmut und die Habsucht einzelner Landvögte: all das hatte in den verschiedensten Kreisen schon längst eine große, berechtigte Unzufriedenheit hervorgerufen,[2]) und der Ruf nach Freiheit fand jubelnden Widerhall, vorab in den Untertanenländern der Westschweiz, aber auch im Bürgertum und in der niedern Aristokratie der Städtekantone, am wenigsten noch bei der Landbevölkerung,[3]) trotzdem sie zum Teil am härtesten bedrückt war.

Das religionsfeindliche Freidenkertum rekrutierte sich aus den gleichen Gesellschaftsklassen wie die Revolution, ergriff aber auch die regierenden Kreise — die den Glauben zersetzenden Schriften Voltaires, Diderots, d'Alemberts usw., vielfach die Lieblingsliteratur der patrizischen Familien, blieben nicht ohne Wirknng. Sogar einige Mitglieder des Klerus huldigten der Freigeisterei. Ihr hauptsächlichster Träger aber war der Freimaurerbund,

---

erließen die Regierungen von Bern, Freiburg und Solothurn aus politischen Rücksichten (Morell aaO. 352). Von katholischer Seite stellte man ihr zu Luzern den Literatenbund „Concordia oder löbliche Wissenschaft und Eintracht liebende Ehrengesellschaft" unter dem genialen Musiker Meyer von Schauensee entgegen; sie vermochte aber nicht durchzudringen. (Th. v. Liebenau: Die Schweiz am Ende des letzten Jahrhunderts, bei Paul Seippel aaO. I 42. Karl Dändliker, Geschichte der Schweiz III³, Zürich 1904, 117. Anm.)

[1]) Hilty, aaO. 57, 91.

[2]) Hilty, aaO 40 ff. 104 ff. Hürbin aaO. 453 ff. u. a.

[3]) Sogar im Waadtland, s. Hilty aaO. 165 ff.

der, 1717 in London gegründet, schon 1737 in Genf die erste Loge auf dem heutigen Schweizerboden eröffnete, welcher bald andere in Lausanne, Bern, Zürich usw. folgten,[1]) während von Deutschland her der Illuminatenorden in gleichem Sinne wirkte.

So sehen wir denn wie anderswo auch in der Regierung des katholischen Vorortes Luzern neben der ältern eine neue liberale Gruppe, neben dem der Kirche entfremdeten, aber noch positiv gläubigen Liberalismus denjenigen des ungläubigen Freidenkertums, den Radikalismus, auftauchen. Beide werden, zugleich mit der altkirchlichen, der spätern „konservativen" Partei, ins neue Jahrhundert treten und sich während seines Verlaufes den Vorrang streitig machen; meist wird aber die gemäßigte Richtung im Schlepptau der schärferen gehen und von ihr schließlich absorbiert werden.

Vorläufig standen aber dem jüngern Liberalismus in den katholischen Teilen des Schweizerlandes zwei große Hindernisse im Wege: die herrschende Staatsordnung und das Landvolk.

Das schweizerische Staatswesen trug am Ende des 18. Jahrhunderts noch überall einen durchaus christlichen Charakter: der Christenglaube, ja auch die Konfession war Staatsgesetz, Übertretungen der göttlichen und der kirchlichen Gebote wurden von der weltlichen Obrigkeit bestraft; auf katholischem Gebiete hatte auch das Kirchenrecht trotz aller bisher darüber hingegangenen Stürme im wesentlichen seine Geltung behauptet.[2])

Diese Staatsordnung aber hatte ihre Stütze im gläubigen Volke. Schon mit dem älteren Liberalismus vermochte es sich nicht zu befreunden. Streng kirchlich gesinnt und tief religiös wie es war, erregte der staatliche Polizeistock in der Kirche seine Entrüstung. Es war zudem offensichtlich, daß die herrschende Aristokratie die Macht der Kirche sich hauptsächlich deshalb zu Diensten zu zwingen suchte, um sie gegen den demokratischen Volksgeist auszuspielen. Mit der Freiheit der Kirche stand und fiel jederzeit auch die Freiheit des Volkes.

Noch weniger Anklang als der ältere fand bei ihm der Jungliberalismus. In seinem politischen Ideal, der bürokratischen, zentralistisch gerichteten, alles nivellierenden Demokratie, witterte es mit Recht eine Tyrannei, neben welcher das Aristokratenregiment noch als sehr freiheitlich erscheinen mußte, und so konnte es sich trotz mancher schwer empfundenen Unzukömmlichkeiten für die Revolution nicht erwärmen. Viel bedenklicher noch als das politische Programm des neuen Liberalismus erschien ihm mit Recht das religiöse: der Vernichtungskampf gegen die Kirche. Den zahmern Anhängern der Partei war er Mittel, den extremen Zweck. Jene befehdeten die Kirche, deren Wesen sie nicht erfaßten, aus politischer Befangenheit, weil ihnen eine unabhängige Kirchenmacht mit dem demokratischen Einheitsstaat noch weniger vereinbar schien, als ein selbständiges Volksleben; für diese war das Staatsinteresse

[1]) Vgl. Oechsli aaO. II 569 ff.

[2]) Segesser aaO. IV 592.

nur ein Deckmantel, worunter sie ihren Haß gegen den Glauben verhüllten, der Einheitsstaat nur das Mittel, das sie in den Stand setzen sollte, jede positive Religion auszurotten. In den Händen einer solchen Faktion mußten die Iura circa sacra das Verderben der Kirche besiegeln.

Daß sich das katholische wie das noch gläubige protestantische Volk die Lebenswurzeln des Glaubens nicht abschneiden lasse, ohne entschiedensten Widerstand zu leisten, das war vorauszusehen. Deshalb griffen die jüngeren Liberalen, wie früher die älteren, zur Gewalt. Diese hatten sich durch die absolutistische Ausgestaltung der aristokratischen Organisation gegen den Willen des Volkes durchgesetzt; jene verbündeten sich, um zur Geltung zu kommen, mit den Revolutionären, brachten das alte Staatsgebäude zu Fall und riefen der französischen Invasion.[1])

Bevor wir auf diese Ereignisse eingehen, die eine neue Zeit einleiteten und wie die staatlichen, so auch die kirchlichen Verhältnisse von Grund aus änderten, müssen wir noch einen kurzen Blick auf zwei Gebiete werfen, die beide von jeher sich der besondern Obsorge der Kirche erfreuten, und von denen das eine neben der kirchlichen Freiheit bald das hauptsächlichste Kampfesobjekt zwischen Kirche und Staat in der Schweiz werden und bis auf den heutigen Tag bleiben sollte, die Armenfürsorge und die Schule.

(Schluß folgt.)

Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni, Sarnen.

(Fortsetzung.)

Das sind wohl einige der markantesten Gedanken, die im Laufe der Zeit über Wort, Rede und Sprache ganz im allgemeinen gedacht und geschrieben wurden. Aber auch über die einzelnen Sprachen und die Kraft ihrer Worte ist manche geistreiche Beobachtung gemacht worden und manch treffende Bemerkung gefallen. Wir beschränken uns hier nur auf Gedanken und Aussprüche, die auf die zwei klassischen Sprachen: Griechisch und Latein, und unsere deutsche Muttersprache Bezug haben.

Wenn es nach Buffons treffender Bemerkung: „le style est l'homme même," möglich ist, von der Schreibart eines Menschen auf seinen Charakter zu schließen, so ist noch viel eher von der Sprache eines Volkes auf seine ganze Denk- und Empfindungsart ein Rückschluß erlaubt. „In der Art," sagt Willmann, „wie ein Volk den Aufbau seiner Sprache vorgenommen, die Sprachwurzeln gepflanzt, die Stämme verzweigt, die Formen geschliffen, die Sprachmittel aus- und durchgearbeitet hat, betätigt es ebensowohl seinen Charakter, seine Denkweise, seine Geistesrichtung, wie in der Art, wie es den Boden bestellt, Gewerbe betrieben, Steine zu Bauten, Töne zu Weisen gefügt hat. Es ist die feinste Emanation des nationalen Geistes, womit es

[1]) Segesser aa O. III 366, IV 730 ff.

das Sprachstudium zu tun hat, so fein, daß sie dem blöderen Blicke nur als eine Form anderer Emanationen erscheinen konnte." [1])

Das Verdienst, auf dieses Moment des Sprachstudiums in besonderer Weise aufmerksam gemacht zu haben, kommt vornehmlich Friedrich Schlegel, dem Begründer der eigentlichen Sprachforschung, und Wilhelm von Humboldt zu. Letzterer ist der Ansicht, daß in jeder Sprache eine eigentümliche Weltansicht sein sollte und es in der Tat bis auf einen gewissen Grad ist, da jede Sprache das ganze Gewebe der Begriffe und die Vorstellungsweise eines Teiles der Menschheit enthüllt. [2]) Welch reichen Ertrag die Ausbeute des Erkenntnisgehaltes der Sprachen dem Lernenden in Aussicht stellt, sagt uns in trefflicher Weise Friedrich Rückert in seinem Gedichte „Sprachkunde":

„Sprachkunde, lieber Sohn, ist Grundlag allem Wissen;
Derselben sei zuerst und sei zuletzt beflissen.

Einleitung nicht allein und eine Vorbereitung
Zur Wissenschaft ist sie, und Mittel zur Bestreitung;

Vorübung nicht der Kraft, um sie geschickt zu machen
Durch Ringen mit dem Wort zum Kampfe mit den Sachen:

Sie ist die Sache selbst im weitsten Wissenskreise,
Der Aufschluß über Geist und Menschendenkungsweise.

In jeder räumlichen und zeitlichen Entfernung
Den Menschen zu verstehn, dient seiner Sprach Erlernung.

Nur Sprachenkunde führt zur Weltverständigung:
Drum sinne spät und früh auf Sprachenbändigung!

Mit jeder Sprache mehr, die du erlernst, befreist
Du einen bis daher in dir gebundnen Geist,

Der jetzo tätig wird mit eigner Denkverbindung,
Der aufschließt unbekannt gewes'ne Weltempfindung.

Empfindung, wie ein Volk sich in der Welt empfunden:
Nun diese Menschheitsform hast du in dir gefunden.

Ein alter Dichter, der nur dreier Sprachen Gaben
Besessen, rühmte sich, der Seelen drei zu haben.

Und wirklich hätt' in sich nur alle Menschengeister
Der Geist vereint, der recht wär' aller Sprachen Meister."

Der alte Dichter, von dem Rückert spricht, daß er sich „dreier Sprachen Gaben rühmte", war Ennius, der sich selbst tria corda (drei Seelen) zuschrieb, weil er Latein, Oskisch und Griechisch verstand. Die Griechen nannten Kekrops, der mit der Kenntnis der Sprache seiner Heimat die des Griechischen verband, *διφυής*, einen Menschen mit zwei Naturen. König Theodorich und ebenso Kaiser Karl V. soll den Ausspruch getan haben, man habe so viele Seelen, als man Sprachen verstehe. In etwas übertriebener Weise sagt ein Sprichwort: „Tantum valeo, quot linguas calleo"; „so viel gelte ich, als ich Sprachen beherrsche". [3])

[1]) Didaktik als Bildungslehre. 4. Aufl. S. 354 f.
[2]) Vgl. ebendaselbst.
[3]) Vgl. Willmann, Didaktik S. 352.

In das Wesen der einzelnen Sprachen nun sind zahlreiche Gelehrte mit Aufbietung all ihrer Geisteskräfte eingedrungen, besonders in den Geist der zwei antiken Idiome, und haben in seiner Analyse das Ergründete und Erlauschte auf die Nachwelt vererbt.

Ernst Curtius, der wie kaum einer die griechische Psyche erfaßt, gibt uns nach einem Vergleich der griechischen Lautgesetze mit denen der Italiker folgende Charakteristik der griechischen Sprache: „Das Volk, welches den gemeinsamen indogermanischen Sprachschatz in so eigentümlicher Weise auszubilden gewußt hat, bezeichnete sich selbst, seit es sich als ein Ganzes fühlte, mit dem Namen der Hellenen. Ihre erste geschichtliche Tat ist der Ausbau dieser Sprache, und diese erste Tat ist eine künstlerische. Denn als ein Kunstwerk muß vor allen Schwestersprachen die griechische betrachtet werden wegen des in ihr waltenden Sinnes für Ebenmaß und Vollkommenheit der Laute, für Klarheit der Form und angemessene Darstellung des Gedankens. Wenn wir von den Hellenen nichts besäßen als die Grammatik ihrer Sprache, so wäre dies ein vollgültiges Zeugnis für die außerordentliche Begabung dieses Volkes, das sich mit schöpferischer Kraft das sprachliche Material angeeignet und dasselbe mit Geist durchdrungen, eines Volkes, das bei entschiedener Abneigung gegen alles Umständliche und Unklare mit den einfachsten Mitteln unendlich viel zu leisten gewußt hat. Die ganze Sprache gleicht dem Leibe eines kunstmäßig durchgeübten Ringers, an dem jede Muskel zu vollem Dienste ausgebildet ist; nirgends Schwulst und träge Masse, alles Kraft und Leben."

„Die Hellenen müssen den Sprachstoff empfangen haben, ehe er zu spröder Masse erstarrt war; sonst wäre es ihnen unmöglich gewesen, in demselben wie in dem bildsamsten Tone die ganze Mannigfaltigkeit ihrer geistigen Anlage so klar auszudrücken, ihnen künstlerischen Formensinn sowohl, wie jene Schärfe des abstrakten Denkens, wie sie sich nicht erst in den Büchern ihrer Philosophen offenbart hat, sondern schon in der Grammatik der Sprache, namentlich in dem Gebäude der Verbalformen, einem für alle Zeiten gültigen Systeme der angewandten Logik, deren Verständnis noch heute die volle Kraft eines geübten Denkers in Anspruch nimmt."

„Wie in der Bildung der Sprache sich die edlen Kräfte des Volkes in unbewußter Triebkraft bezeugt haben, so hat wiederum die ausgebildete Sprache rückwirkend auf das Volk im Ganzen und alle Glieder desselben den wichtigsten Einfluß geübt; denn je vollkommener der Organismus einer Sprache ist, um so mehr wird der, welcher sich ihrer bedient, zu gesetzmäßigem Denken und klarer Durchbildung seiner Vorstellungen aufgefordert und gewissermaßen genötigt. Die allmähliche Aneignung ihres reichen Wortschatzes erweitert den Kreis der Anschauungen und Vorstellungen; sie leitet, wie sie gelernt wird, stufenweise zu einer immer allseitigeren Ausbildung; der Reiz, sie immer vollkommener zu beherrschen, stirbt niemals ab, und während sie so den Einzelnen zu immer höherer Lebenstätigkeit erzieht und entwickelt, erhält sie ihm zugleich, ohne daß er sich dessen bewußt ist, in dem gemein-

samen Zusammenhange der ganzen Nation, dessen Ausdruck die Sprache ist; jede Störung dieses Zusammenhanges, jede Entfremdung verrät sich am ersten in der Sprache." [1])

Daß die griechische Sprache „mit den einfachsten Mitteln unendlich viel zu leisten" vermag und schon durch ihre Terminologie wie kaum eine andere Sprache für haarscharfe Wiedergabe abstrakter Gedanken geeignet ist, zeigt vielleicht am besten der Umstand, daß man in den Zeiten der trinitarischen und christologischen Streitigkeiten zur Fassung der erhabensten und tiefsten Lehren des Christentums, zur Formulierung des Dogmas der allerheiligsten Dreifaltigkeit und des Verhältnisses des „Gottgesandten" zum Wesen Gottes, sich zahlreicher Begriffe bediente, die der zeitgenössischen griechischen Philosophie entnommen sind. Welche Kraft und Tiefe z. B. in den Worten Logos, Pneuma, Hypostase usw. liegt, betont mit besonderem Nachdruck P. Lippert S. J. in seinem schönen, tiefschürfenden Büchlein „Der dreipersönliche Gott":

„Das sprachliche Zeichen, das bis zum heutigen Tage am vollkommensten unser intellektuelles Hervorbringen und Werden ausdrückt, verdanken wir der christlichen Dogmatik. Dieses Zeichen ist „Logos", vielleicht der geheimnisvollste und tiefsinnigste aller Menschenlaute. Dieses Sprachzeichen ist allerdings dem Schatze der griechischen Philosophie entnommen. Aber die christliche Theologie schon der ersten, der apostolischen Zeiten hat es in gottbegnadeter Betrachtung und mit liebevoller Begeisterung solange zubereitet, vertieft und geformt, bis es fähig wurde, als wertvolles Symbol für die Zeugungsfrucht des göttlichen Lebens zu dienen. Und so ist uns auch klar geworden, daß wir mit keinem besseren Wort auch die Zeugungsfrucht unseres eigenen Geistes bezeichnen können, das Geheimnis des Gedankens, dieses Ebenbildes der Seele, das aus ihr hervorgeht und doch eins mit ihr bleibt in einem einzigen Leben. Der Ausdruck „Logos" ist so die sprachliche und philosophische Höchstleistung der christlichen Dogmatik geworden."

„Ursprünglich bei den Griechen, bezeichnete Logos die Vernunft, die Ordnung, den guten Sinn. Aber bereits die geniale Inspiration des vierten Evangelisten hat das Wort in jener tiefen Bedeutung erfaßt, die es eigentlich unübersetzbar macht; und in dieser Bedeutung steht es nun für immer in dem Text der Offenbarungsurkunden, in der ersten Zeile des Johannesevangeliums: „Im Anfange war der Logos". Der Lateiner übersetzt den Ausdruck mit „Verbum", wir Deutsche sagen dafür „das Wort". Auch diese beiden Zeichen, „Verbum" und „Wort", sind ihrer ursprünglichen Bedeutung nach matt und farblos gegenüber der leuchtenden Fülle, der blendenden Tiefe, die sie nunmehr als Übersetzung jener berühmten Johanneszeile besitzen. Immerhin ist es so, auf einem mühseligen Umwege, durch eine fast ausgeklügelte Ableitung gelungen, die wundervollste Hervorbringung, die es im geschaffenen wie im göttlichen Geiste gibt, mit einem einigermaßen treffenden Symbol zu bezeichnen. Das Wort, das äußere, mündlich gesprochene Wort, dieses wun-

[1]) Griechische Geschichte. 5. Aufl., I. Bd. S. 21 f.

derbare Ausdrucksmittel der Seele, dem es in glücklichen Augenblicken gelingt, mit einem einzigen Laut seelische Zustände von unermeßlicher Kraft und unsagbarer Schönheit zu erzeugen und zu übertragen, seelische Abgründe bis in unerforschliche Tiefen hinab ahnen zu lassen, die Sprache, die eigentlich nur eine äußere Fortsetzung, ein Sichtbarwerden des inneren Zeugungsprozesses der Ideen ist, sie ist uns nun zum Symbol geworden, das, einfach und doch bedeutungsvoll, uns die Frucht der geistigen Zeugung und Geburt begreifen läßt als ein inneres Wort, als einen inneren Laut und seelischen Ausruf, in dem der Geist für sich und andere die Offenbarung seiner selbst findet. Mit diesen Zeichen, Logos, Verbum, Wort benennen wir also auch, oder vielmehr vor allem und im vollsten Sinne, die gewaltigste aller Ideengeburten, den Urvorgang des geistigen Erzeugens, den Ausgang des „Einziggeborenen vom Vater." [1])

In ähnlicher Weise vertieft sich P. Lippert in die griechische Bezeichnung der dritten Person der Gottheit. „Der Sohn selbst hat ihn (den hl. Geist) zumeist mit einem Worte bezeichnet, das in der griechischen Zunge „Pneuma" lautet. Aber dieses Wort ist so farbenbewegt, daß wir erst sorgsam die zahlreichen Töne darin sondern müssen. In der lateinischen Sprache ist es mit Spiritus übersetzt; in der deutschen Sprache aber ist es gar zerfallen in mehrere Teilzeichen, deren ursprüngliche Einheit wir schier vergessen haben: Wind und Wehen, Hauch und Odem, Geist und Seele, Leben und Wille, das Inwendige und Gemütstiefe, das Ungreifbare und Unerforschliche, all das war ursprünglich in dem einzigen Zeichen Pneuma vereinigt, und all das muß uns auch aus dem deutschen „Geist" entgegenströmen und klingen, wo dieses Wort uns als Übersetzung des Pneuma gelten soll." [2])

In prächtigen Ausführungen sucht P. Lippert dann die ganze Sinnesfülle dieses „geheimnisvollen Griechenlautes" auszuschöpfen, um sich hernach (S. 76) in ebenso packender Weise über das Wort Hypostase zu verbreiten.

(Schluß folgt.)

Bücherecke.

W. Rettich, (Dr. phil. in Zürich) **Welt- und Lebensanschauung des spätrömischen Dichters Rutilius Claudius Namatianus.** Zürich 1918, Leemann & Co., 74 Seiten.

Rutilius, ein vornehmer Südgallier, wahrscheinlich aus Toulouse, wurde in Rom ausgebildet und brachte es bis zum præfectus urbis Romæ, welche Stelle er 414 n. Chr. bekleidet hat. Zwei Jahre später, im Herbst 416 reiste er in seine Heimat zurück, weil seine gallischen Besitzungen durch einen Einfall der Westgoten gelitten hatten. Über diese Reise hat er ein recht anmutiges Gedicht in zwei Büchern verfaßt, gewöhnlich de reditu suo

[1]) A. a. O. S. 40 ff.
[2]) A. a. O. S. 53 f.

betitelt, das aber nicht vollständig auf uns gekommen ist; von Buch II kennen wir bloß 68 Verse. Wiederholt schon ist über die Weltanschauung dieses für römisch-aristokratisches Wesen schwärmenden Dichters und Staatsmannes geschrieben worden. Noch Schenkl bezeichnet ihn als Christen (Rhein. Mus. LXVI 393 f). Wegen der giftigen Ausfälle gegen die Juden (I 383 f) und gegen die Mönche (I 439 f 517 f) darf man den Rutilius jedenfalls nicht zum Heiden stempeln. Das sieht auch Rettich ein. Daher untersucht er eine Anzahl anderer Stellen, aus denen hervorgeht, daß des Dichters Weltanschauung eine starke Übereinstimmung mit den Lehren der Stoa verrate, daß er also nicht Christ gewesen sein könne. Die untersuchten Stellen lassen diesen Schluß zu; entscheidend sind das Gebet an die Dea Roma I 47 f und die Erwähnung des Osirisfestes I 375 f. Doch hat es Rettich unterlassen klarzustellen, welche Gedanken dem Gehirne des Dichters entsprungen sind und welche er früheren Schriftstellern entlehnt hat; aus Entlehnungen darf kein Schluß auf dessen eigene religiös-sittliche Anschauungen gezogen werden. Rutilius war ein feiner Kenner älterer Dichter und hat vieles aus ihnen geschöpft. Die breite Darstellung der Lehre der Stoa S. 19 f hätte zum Vorteile der Arbeit gekürzt werden sollen. Wissowa, Religion und Kultus ist bereits 1912 in zweiter Auflage erschienen; Zeller, Philosophie der Griechen liegt in dritter bis fünfter Auflage vor (1879—1909). Beim Cicero-Zitate S. 26 hat der Verfasser das Werk nicht angegeben; es muß heißen de nat. deorum II 22. Außerdem sind mir einige Druckfehler aufgefallen, die der Leser leicht selber verbessern kann. Vorrede und Register fehlen. Sonst macht die Arbeit einen guten Eindruck. Karl Schneider, St. G.

Morel P. Gall, Der Franzos im Ibrig. Schwank in zwei Aufzügen in Iberger Mundart. Herausgegeben von P. Leonhard Hugener. Nr. 4 der Sammlung: Bühnenspiele für Schule und Volk. Luzern, Eugen Haag, 1917.

Die Sammlung „Bühnenspiele für Schule und Volk", über deren Zweck in unserem Blatte bereits früher berichtet wurde (vgl. 3. Jahrg. S. 90), rückt erfreulich rasch vorwärts. Es liegen nun 5 Nummern vor. Nr. 4 bietet das erste Lustspiel, ein Dialektstück mit 5 männlichen Sprechrollen. „Der Franzos im Ibrig" ist keine Neuheit; er geht schon bald hundert Jahre über die Bretter unserer Vereins- und Anstaltsbühnen. Aber weil das Stück nur durch Abschreiben weiter verbreitet wurde, erhielt es verschiedentliche Änderungen und Zusätze, die nicht im Sinne des Verfassers gehalten waren. Durch die Herausgabe des Schwankes im Urtext hat P. Leonhard Hugener sich um das Stück selbst und um den Ruf seines hervorragenden Mitbruders verdient gemacht. Die Zugkraft, welche das Lustspiel seit seinem Entstehen 1824 ununterbrochen ausgeübt hat, macht jede Empfehlung überflüßig. Wenn ein Verein über einige gute Komiker verfügt, die auch den unsinnigsten Situationen mit feierlichem Ernste gerecht werden, und nichts weiter erstrebt, als durch ehrbare Unterhaltung die Lachmuskeln gründlich in Tätigkeit zu setzen, wird er mit diesem Stück durchschlagenden Erfolg haben. B. E.

4. Jahrgang. Nr. 5. 1. August 1918

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Zur Gymnasialreform. — Kirchliche Strömungen und Zustände in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts. — Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache. — Bücherecke.

Zur Gymnasialreform.

Von Prof. Jakob Waßmer, Luzern.

Die in ihrer Tragweite und Konsequenz revolutionären Vorschläge und Ausführungen Hrn. Dr. Herzogs (Baldegg) in Nr. 2 der „Mittelschule“ vom 28. März rufen einer kurzen grundsätzlichen Erwiderung.

Seine Darlegungen, das jetzige Gymnasium genüge wohl als Vorbereitung für Mediziner, Mathematiker und Naturwissenschafter, aber nicht für Theologen, Juristen, Historiker, Philologen ꝛc. laufen trotz allem auf Trennung der einheitlichen Mittelschule und auf gesonderte Fachschulen in der Vorbereitung hinaus. Nun soll das Gymnasium grundsätzlich als Vorbereitung auf das Fachstudium, die Universität, eine allgemeine, für alle gelehrten Berufsarten dienliche und notwendige, mehr formale humanistische Ausbildung des Geistes bezwecken, zum erfolgreichen selbständigen Fachstudium befähigen, alle Geisteskräfte schärfen und zum „Können“ gewandt machen. Alles andere, möglichst viele reale Kenntnisse zu vermitteln, mögen diese noch so interessant und nützlich sein, geht über den Rahmen des Gymnasiums hinaus. Auf die modernen realistischen Kenntnisse können Mediziner und Mathematiker nicht verzichten, Theologen und Philosophen erst recht nicht, weil sie später diese Fächer nicht mehr studieren.

Das hindert freilich nicht, daß man, soweit möglich, jenen mehr realistischen Wünschen Rechnung tragen soll. Wir haben zahlreiche Chrestomathien für griechische und lateinische Lektüre, welche diesem Bedürfnis weitgehend entgegenkommen, ich meine die Lesebücher für das Griechische von Ulrich Wilamowitz-Moellendorf, von Reichelt, für das Latein von Chr. Harder mit je zwei Bändchen Text und zwei Bändchen Erklärungen, ferner die Chrestomathie latine von Burnier u. Oltramare (Lausanne). In allen wird eine Fülle Material für Geschichte, Kulturgeschichte, christliche theologische Abschnitte, Philosophie, Medizin, Jurisprudenz ꝛc. geboten. Darin sind die Franzosen uns in ihren trefflichen Lehrmitteln vorangegangen. Wenn man nur in weiterem Maße dazu käme! Alles Neue übt ja an und

für sich große Anziehungskraft aus, und leicht wird auch dieser Versuchung nachgegeben auf Kosten der gründlichen und methodischen „langweiligen" Schulung im alten Geiste. Das kann man genugsam beobachten. Lehrer und Schüler haben leicht ihre Schwäche für Interessantes, Nützliches, „Modernes"! Zudem ist solches oft leichter als gründliche Übung im Übersetzen ins Lateinische, Griechische, was doch auch zur gründlichen Schulung gehört und allein einigermaßen Sicherheit verbürgt.

Wilamowitz hat in seiner Darstellung der „Griechischen Literatur" im Sammelwerke „Kultur der Gegenwart" von P. Hinneberg in weitgehendem Maße die Bedeutung der nachklassischen Schriftwerke auf Kosten der klassischen Periode hervorgehoben und ihr Studium empfohlen. Aber er wie andere müssen doch immer den einzigartigen, unersetzlichen Wert der originellen klassischen Werke anerkennen. Da hat Griechenland und Rom doch sein Bestes und Charakteristisches geboten; dort lebt klassische Einfachheit und Natürlichkeit in schönster Harmonie mit vollendeter Kunst, dort ideale Gesinnung ohne sich aufdrängende Tendenz, dort die mustergültige Sprache und vor allem die unvergänglichen Ideen, wie sie Homer, den griechischen Tragikern, einem Platon, Aristoteles, Thukydides und Pindar eigen sind. Und die römischen Klassiker, ein Vergil, Horaz, Ovid, Cicero, Tacitus bieten wenigstens einen reichen Niederschlag und einen Abglanz griechischen Geistes und Idealismus in einem eigenartigen Kolorit, für viele, die nicht griechisch lernen oder nicht tiefer eindringen, einen wertvollen Ersatz, damit sie eine Vorstellung von griechischer Weltauffassung und Kultur in römischer Verarbeitung bekommen.

Jakob Burckhardt pflegte zu sagen, andere Völker hätten sicherlich mit der Zeit die wissenschaftlichen Entdeckungen und Resultate der Griechen auch erreichen, aber ihre Kunst, Poesie und Philosophie hätten sie schwerlich ersetzen können. Darum gilt es für alle Zeiten, an den originellen und höchsten Leistungen der alten Klassiker sich zu bilden, so viel als möglich in größere Muster derselben einzudringen und nicht nur zu nippen, um allerlei hübsche Allotria, wenn noch so interessant, kennen zu lernen.

Zudem haben die Nachklassiker nicht mehr einen einheitlichen, strengeren Stil mit fester Grammatik. Und doch sollte diese zuerst fest sitzen, wenn nicht alles in unbestimmten Wirrwarr ausarten soll. Da bleibt kein anderes Mittel übrig als eine weise Beschränkung. Unsere klassischen Studien, Lektüre und Schreiben, sind schon so sehr reduziert worden, daß man vom üblichen „Kanon" kaum das Notwendigste zustande bringt. Herr Dr. Herzog bedauert ja gerade die fehlende Übung und die zu wenig umfangreichen Kenntnisse aus der Lektüre und den antiken Realien, besonders der Geschichte gegenüber den Humanisten. Wenn das Klassische unerläßlich ist, dann darf man nicht noch allerlei anderes fordern auf Kosten des Vornehmsten. Dr. Herzog exemplifiziert mehr mit dem Latein. Wollte er Vergil missen mit Homer? Jener war doch der meist gelesene römische Nationaldichter, ein Schulbuch für die römische Jugend, der einen Dante begeisterte, obwohl er

ja an Originalität und Frische weit hinter seinem Vorbild zurücksteht? Auch Chamberlain hat in seiner „Grundlage der Kultur des 19. Jahrhunderts" vorgeschlagen, statt Horaz im Gymnasium Teile des Corpus juris wegen seiner Bedeutung als Rechtsquelle und zur Charakteristik der Römer zu lesen. Das ist wieder mehr Fachstudium und Nützlichkeitsstandpunkt. Horaz schildert in seinen mehr selbständigen Gedichten (Satiren und Episteln) die Menschennatur aller Zeiten mit ihren Vorzügen und Verkehrtheiten, ihren Leidenschaften und ihrem Glückssehnen so lebenswahr und psychologisch tief, daß er trotz römischem Hintergrund wahre Menschheitstypen geschaffen hat. In den lyrischen Nachahmungen der Griechen bietet er uns freiere Bearbeitungen der bedeutendsten griechischen Lyriker Alcäus, Sappho, Pindar. Wer könnte die unvergleichlichen Memoiren Cäsars (Commentarii), wer einzelne Reden und Partien der philosophischen Schriften Ciceros missen? Einzelne Briefe des jüngern Plinius, wie der über die Christenverfolgung, über den Ausbruch des Vesuv entsprechen dem, was Dr. Herzog besonders gepflegt wissen will, gerade so wie die Germania des Tacitus. Selbst die Komödien eines Plautus und Terenz lassen den Schüler einen tiefen Blick werfen in das wirkliche Leben der Griechen und Römer, in die (in mancher Hinsicht vielzuviel idealisierten) wirklichen Zustände. Aber schon für das alles reicht Zeit und Kraft nicht aus. Darum bleiben die vielen Wünsche Dr. Herzogs zumeist unerfüllt. Übrigens darf er sich nicht täuschen; denn junge Schüler haben bei weitem nicht das rege Interesse und Verständnis für die genauen Kenntnisse geschichtlicher und realistischer Art wie der reife Spezialist. Es ist gut, daß unsere erprobten Lehrpläne nicht nach jedem Wunsche und den Moden einzelner Liebhaber abgeändert werden dürfen. Zuerst das Bedeutendste!

Solche Leute, die nicht selbst am Gymnasium lehren, stellen sich schwer vor, was für Mühe das Übliche unseres Lehrplans der Großzahl bereitet. Darum geht Dr. Herzog so weit, am Gymnasium gotische Grammatik vorzuschlagen. Es ist wahr, daß das Gotische, gestützt auf die verhältnismäßig geringen Texte der Ulfilas-Überlieferung eine einfache und bestimmtere Grammatik bietet als das Althochdeutsche. Aber diese gotische Sprache mit ihren Deklinationen und Worten macht auf den Studenten doch völlig den Eindruck einer ganz andern Sprache. Das Altdeutsche aber wird am Gymnasium mit Recht nirgends eingehend gelernt. Das alles geht nicht so leicht, wie Nichtpraktiker aus der Distanz die Sache ansehen. Vor Jahren berichtete mir ein ehemaliger Schüler, im ersten Semester hätte ihnen (Medizinern) ein junger Dozent im Kolleg gesagt, das Latein, das sie wüßten, wollte er ihnen in einem halben Jahre beibringen. Ob dieser Gelehrte auch nur selbst die exakten Kenntnisse dazu besessen hätte, geschweige denn das richtige Urteil über alles Erforderliche?

Deutsche Grammatik ganz weglassen! Das war das Rezept der Lateinschulen bis an das Ende des 18. Jahrhunderts. Gewiß, am besten wird dieselbe an der Hand des Lateinunterrichtes gelernt. Dort begreift der Schüler, warum man die Sätze zergliedern muß, wenn z. B. Absichtssätze mit „daß"

ganz anders konstruiert werden als die Folgesätze mit „daß" usw. Nach meiner Erfahrung lernt fast nur der gewesene Lateinschüler gewisse Schwierigkeiten und Unterscheidungen im Deutschen mit Sicherheit überwinden. Aber in der „Grammatik" muß doch auch Interpunktion, Orthographie und anderes gelernt werden, und eine gewisse Satzergliederung wie Perioden und Satzgefüge, genaue Unterscheidung der verschiedenen Sätze fördert doch das richtige Verständnis und baut dem Studium anderer Sprachen bedeutend vor, abgesehen davon, daß dadurch der „Kopf geputzt wird". Übrigens ist heutzutage die Gefahr nicht groß, daß zuviel Grammatik getrieben wird. Im Unterricht der Muttersprache sieht man heute mit Recht das Zentrum des Schulbetriebes. Da ist auch am Gymnasium neben Balladen und anderem antiken Stoffe noch viel andere Lektüre wünschenswert und dazu viel Aufsätze, damit man Übung bekommt.

Die fachmännisch gebildeten Geschichtslehrer werden sich bedanken für den Vorhalt, in diesem Fache seien die Kenntnisse der Schüler meistens unzureichend und unpragmatisch. Von rechter Pragmatik wird erst an den obern Klassen die Rede sein können. Darum soll der Unterricht der untern Kurse für den jugendlichen Geist faßlich und mehr erzählend sein; dieser Stoff soll dann in den höhern Klassen ausgebaut und vertieft werden.

Weil das heutige Wissen in den Realien viel reicher sein muß, wird dasselbe nicht in erster Linie aus der Latein- und Griechischlektüre geschöpft werden können. Der Hauptzweck ist ein anderer. Darum hören wir mit recht skeptischem Geiste den Vorschlag, alle Mittelschulen sollen Latein als Hauptfach treiben. Das wäre für Realschulen, Lehrerseminarien denn doch ein Umweg und nicht fruchtbar, weil man doch nicht zur Lektüre der tiefern Schriftsteller gelangte.

Jene Chrestomathien verfolgen mit Recht zugleich den Hauptzweck, eine Illustration zu geben zur Entwicklung der Literatur, und zu dem Zweck bieten sie kurze charakterische Proben der Schriftsteller, die gewöhnlich nicht in der Hand der Schüler sind.

In einem Punkte stimmen wir mit Dr. Herzog vollständig überein, eine bedeutende Ausdehnung des Studiums der Lehrerseminaristen sei nicht nötig. Eine Hauptforderung für den Primarlehrer ist ein einfacher Sinn bei soliden Kenntnissen. Viel Wissenschaft bläht bekanntlich leicht auf. Dagegen ist für die Bezirks- oder Sekundarlehrer (des Kts. Luzern) eine fachmännische Bildung entweder humanistischer oder realistischer Richtung erforderlich und sind möglichst zwei Lehrer in zweiklassigen Schulen wie in andern Kantonen notwendig. Das könnte die Volksbildung um einen bedeutenden Ruck vorwärts bringen.

Laßt ab im Namen des heiligen Christ,
des Friedensstifters, von Zank und Zwist.
Und gebt dem Haß, der des Teufels ist,
den Paß für Zeit und Ewigkeit. Amen!

Hofer, Eidgenössischer Weckruf.

Kirchliche Strömungen und Zustände in der Schweiz während des 18. Jahrhunderts.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

(Schluß.)

In den älteren Zeiten wurde die Armenfürsorge ausschließlich von der Kirche, unter privater Mithilfe, ausgeübt. Vom 16. Jahrhundert an ward sie polizeilich geregelt: Kirche, Staat, Gemeinde und Private teilten sich fortan in ihre Aufgaben. In den katholischen Gemeinden widmeten sich ihr zahlreiche Bruderschaften. Außerdem bestanden überall, freilich meist nur für die Ortsgenössigen, mehr oder minder reich dotierte Spitäler und Armenhäuser, in katholischen Gegenden auch Pilgerherbergen und auf den Bergpässen von religiösen Genossenschaften besorgte Hospize zur Aufnahme von Reisenden jeder Herkunft und jedes Glaubens. Die Klöster übten die altgewohnte Gastfreundschaft; in geradezu fürstlicher Weise gewährten sie sie den zahlreichen französischen Geistlichen, die sich gegen Ende des Jahrhunderts zur Flucht vor der Revolution gezwungen sahen. [1]) In Zeiten der Not unterstützten die Klöster das Volk durch großartige Hilfeleistungen. So kaufte der Abt Beda Angehrn von St. Gallen beim Eintritt der Hungerjahre 1770 und 1771 Getreide in Venedig um die Summe von 240,000 Florin und verkaufte es unter Verlust von 95,000 Florin an seine Untertanen; die Armen erhielten es unentgeltlich. In den folgenden Jahren ließ er, um die Arbeitslosen zu beschäftigen, gewaltige Nutzbauten aufführen, ohne Rücksicht darauf, daß das Kloster dadurch finanziell fast ruiniert wurde. Leider waren diese und andere Wohltaten nur zu bald vergessen. [2])

Wenn man einen gerechten Maßstab anlegt und die Verhältnisse nicht nach modernen, sondern nach den zeitgenössischen Bedürfnissen und Anschauungen beurteilt, so stand es um die Schule im 18. Jahrhundert in den katholischen Gegenden der Schweiz keineswegs ganz so schlimm, wie man es sich gewöhnlich vorstellt. [3]) Die meisten Schweizer waren im Lesen und Schreiben wohl bewandert. [4]) In den katholischen Orten hatte unter dem

[1]) Liebenau aaO. 38 ff. Decurtins aaO. 87.

[2]) Ildefons von Arx: Geschichten des Kantons St. Gallen, 1813, III 616 ff. Nach Liebenau aaO. 39 hätte der Abt Beda unter Verlust von 240,000 Florin Getreide an seine Untertanen verkauft und überdies noch für 95,512 Florin Brot an die Armen verschenkt.

[3]) Vgl. Martin Ochsner: Die schwyzerischen Schulberichte an Minister Stapfer, in den Mitteilungen des Vereins des Kt. Schwyz 1909, 20. Heft, 310. Segesser III, 13. Buch S. 167 Anm. 2: „Der aufgeblasene und geistlose Radikalismus der Gegenwart ist nicht nur unfähig, die Zustände einer entferntern Vergangenheit unbefangen zu würdigen, sondern es wird in seinem Munde auch das Lob Pestalozzis lächerlich, dessen System, die Jugend zur Selbständigkeit zu erziehen, zu der modernen Dressur in eben so großem Gegensatz steht, als seine anspruchslose Bescheidenheit und Liebenswürdigkeit zu der Selbstüberhebung heutiger Scholarchen."

[4]) Liebenau aaO. 35. Hilty's Behauptung: „Nur selten konnte jemand auf dem Lande lesen und schreiben" (Öffentliche Vorlesungen über die Helvetik, Bern 1878, 629) ist völlig aus der Luft gegriffen.

Einfluß der tridentinischen Vorschriften seit der Reformation ein reger Eifer für das Schulwesen eingesetzt. Die Landschule zeigte sich gerade in den demokratischen Urkantonen am besten entwickelt, [1]) sie fehlte auch den ärmsten und entlegensten Berggemeinden nicht. Ihre Hauptstütze war der Klerus. [2])

Im Vergleich mit dem heutigen Stande der Volksschule waren aber die damaligen Verhältnisse im ganzen doch recht armselig, und es darf der „Aufklärung" das große Verdienst nicht abgesprochen werden, daß sie das Interesse für Erziehungsfragen mächtig angefeuert und vertieft und im besondern auf dem Gebiete der Volksschule neue Bahnen erfolgreich gebrochen hat. Wir haben schon erwähnt, daß z. B. von der Helvetischen Gesellschaft pädagogische Anregungen ausgingen: Pestalozzi und Pfarrer Martin Planta, der Gründer der rationalistischen Erziehungsanstalt in Haldenstein bei Chur, zählten zu ihren Mitgliedern, auf katholischer Seite die Solothurner Schulförderer Chorherr Franz Philipp Gugger, Kantor Franz Jakob Hermann, Franz Philipp Glutz von Blotzheim [3]) und andere. Aber schon beim letztgenannten machte sich bald ein Einfluß geltend, der von anderer Seite kam und für die Entwicklung des Volksschulwesens in der katholischen Schweiz als überaus fruchtbar sich erwies: es waren dies die glänzenden Reformen des schlesischen Augustinerabtes Johann Ignaz Felbiger. [4]) Über Österreich, wo Felbiger von Maria Theresia 1773 zum Generaldirektor des Erziehungswesens ernannt worden war, nahmen seine Lehrerseminarien und die vielen von ihm verfaßten methodischen und pädagogischen Handbücher den Weg auch in die Schweiz und fanden hier, in erster Linie beim Klerus, begeisterte Aufnahme. Es mag genügen, an die Bemühungen des schon erwähnten Abtes Beda von St. Gallen zu erinnern, [5]) ferner an P. Konrad Tanner zu Einsiedeln, den späteren Abt, und seinen Freundeskreis, [6]) an den aus Schenkon (Luzern) gebürtigen Je-

[1]) O. Hunziker: Die Schule (in der deutschen Schweiz) bei Seippel aaO. II 11. Ebenbürtig waren den demokratischen Landschulen diejenigen der gemeinen Herrschaften und Untertanenländer (ebendaselbst).

[2]) Hunziker aaO.

[3]) Über die genannten und andere Solothurner Schulmänner und Schulfreunde s. Mösch aaO. III 8 ff. 17 ff. 68 ff. IV 5 ff.; Hunziker, Geschichte der schweizerischen Volksschule, Zürich 1881, I 248 ff. II 56 ff.

[4]) Vgl. Kahl in Herders Lexikon der Pädagogik I 1250 ff. mit Literaturangaben.

[5]) Vgl. Franz Weidmann, Geschichte des ehemaligen Stiftes und der Landschaft St. Gallen unter den zwei letzten Fürstäbten. St. Gallen 1824, 7 f. 242 ff. Alexander Baumgartner S. J.: Gallus Jakob Baumgartner, Landammann von St Gallen und die neuere Staatsentwicklung der Schweiz. Freiburg i. B. 1892, 3.

[6]) Tanner hat mehrere Schulschriften verfaßt. Der Titel der bedeutendsten lautet: „Vaterländische Gedanken über die mögliche gute Auferziehung der Jugend in der helvetischen Demokratie". Sie wurde ohne Einwilligung des Verfassers 1787 in Zürich veröffentlicht. Ein Neudruck mit Einführung von P. Karl Brandes findet sich im Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln 1852/53. (Vgl. auch P. Benno Kühne bei Hunziker aaO. I 227 ff.) Tanner geht darin von dem patriotischen Gedanken aus, daß, angesichts des Eifers für die Hebung des Schulwesens in den monarchischen Staaten, die demokratischen Gemeinwesen am allerwenigsten zurückbleiben dürfen, und daß die beste und angemessenste Erziehung nur im eigenen Lande zustande kommen könne. Der Hauptzweck der

suiten Joseph Ignaz Zimmermann, [1]) den Solothurner Erziehungsschriftsteller Franz Gaßmann [2]) usw. Sie alle wurden überstrahlt von P. Nivard Crauer, [3]) einem Stadtluzerner, Kapitularen des Zisterzienserstiftes St. Urban. Zuerst Lehrer an der dortigen Klosterschule, wurde er 1781 von Abt Benedikt Pfiffer zum Direktor des von diesem kurz vorher eröffneten Lehrerseminars, des ersten in der Schweiz, ernannt. Er brachte die Anstalt unter Mithilfe einiger seiner Mitbrüder sehr bald zu hoher Blüte. Nicht nur aus dem Heimatkanton, auch von Bern, Basel und besonders aus dem Solothurnischen dräng-

---

Schule besteht darin, gute Christen und tüchtige Bürger zu bilden. „Du bist zuerst ein Christ und dann ein Patriot"! Die Schrift gibt sich als ein umfassendes Erziehungs- und Schulsystem, zunächst für den Kanton des Autors. Sie beginnt mit der frühesten („stummen" dann „wörtlichen") häuslichen Erziehung des Kindes und sieht sechs Jahresklassen „notwendige" (= Primar-) Schule und ein Jahr „nützliche" (= Fortbildungs-) Schule vor. Daran reihen sich kurze Anweisungen für eine Latein- und eine kleine Kriegsschule, praktische Vorschläge für die weitere Ausbildung durch Reisen, moderne Sprachen, Lektüre, Musik, Zeichnen; Philosophie, Theologie und geistliche Beredsamkeit; endlich Vorschläge zur Gründung einer Bürgerbibliothek und einer „Vaterländischen Gesellschaft" zur Hebung des Schulwesens. Besonderes Interesse bieten die „nützlichen" Schulen. Ihr Besuch soll jedermann, auch Erwachsenen freistehen. Sie zerfallen in drei Abteilungen, die aber nur einen Jahreskurs bilden: eine jede belegt mit den andern abwechselnd je zwei Tage der Woche. Die Abteilungen sind: 1. Die eidgenössische Schule: ihre „Vorlesungen" vermitteln das Notwendigste über Natur- und Völkerrecht, eidgenössische und kantonale Rechte und Gesetze und Landesgeschichte. 2. Die Schule des Wohlverhaltens: öffentliches Auftreten (die verschiedenen Arten der weltlichen Beredsamkeit) und Höflichkeit im Umgang; richtige Körperpflege. 3. Die ökonomische Schule: Land- und Hauswirtschaft. Für die zwei letzten Klassen der Primarschule wünscht der Verfasser einen geistlichen Lehrer, weil hier der Religionsunterricht den Hauptgegenstand bildet, für den Unterricht in der Körperpflege einen Arzt, für die eidgenössische Schule einen angehenden Staatsmann. Die Mädchen, die künftigen ersten Erzieherinnen der jungen Christen und Bürger, haben die Schule nicht weniger nötig als die Knaben. Sie soll mit dem Haushaltungsunterricht abschließen. Als Mädchenlehrerinnen denkt sich Tanner Mitglieder weiblicher Orden. Die Aufsicht über das Schulwesen liegt bei der „Schulkommission", bestehend aus dem geistlichen und weltlichen Oberhaupte des Kantons und einem angesehenen Ratsmitglied. Überhaupt ruft Tanner, mit klarem Blick für das Notwendige, nachdrücklich der Mitwirkung des Staates, ohne den etwas Ersprießliches nicht zustande kommen werde, und der die Sorge für eine gute Jugenderziehung als sein „wichtigstes Werk" zu betrachten habe. Neben einigem zu weit Gegriffenen enthält die kleine Schrift sehr praktische, z. Teil recht moderne Gedanken; mehrere finden wir später im Erziehungsprogramm des helvetischen Kultusministers Stapfer wieder. — Zum oben erwähnten schulbegeisterten Freundeskreise Tanners gehörten vor allem seine Mitkapitularen P. Johann Schreiber, P. Raphael Genhardt, P. Fintan Steinegger, P. Isidor Moser u. a. Der erfolgreichste Praktiker unter ihnen war wohl Moser. Er reformierte die Schulen in und um Einsiedeln, hielt Unterrichtskurse für Schulmeister und gab tüchtige Schriften pädagogischen und methodischen Inhalts heraus. (Vgl. P. Odilo Ringholz: P. Isidor Moser, Einsiedeln, o. D. 44 ff.

[1]) Über J. J. Zimmermann s. Fiala bei Hunziker aaO. I 268 ff. Mösch aaO. III 14 ff.

[2]) Mösch IV 128 ff. Zum Aufschwung der katholischen Schulen vgl. auch Dändliker, aaO. 142 f.

[3]) Über P. N. Crauer vgl. Küttel bei Hunziker aaO. I 233 ff. Mösch aaO. IV 4 ff. Daselbst S. 34 ff. eine ausführliche Darlegung der Crauerschen Normalmethode.

ten ſich die Schüler heran, darunter ergraute Lehrer und Prieſter, um ſich in die neue Methode einführen zu laſſen. Bald wurden denn auch anderswo ähnliche Anſtalten ins Leben gerufen. So wurde St. Urban zum Mittelpunkt für einen neuen Aufſchwung des geſamten Schulweſens für weite Kreiſe. Noch nachhaltiger als durch ſeine Lehrtätigkeit wirkte P. Nivard durch ſeine Bücher. Im Gegenſatz zu den Aufklärungspädagogen ſeiner Zeit, die mit der Vergangenheit völlig brachen, wußte er die durch die Erfahrung erprobten Lehrmethoden der Vorzeit mit den modernen Fortſchritten auf der Grundlage des katholiſchen Volkslebens, für deſſen praktiſche Bedürfniſſe er einen überraſchenden Scharfblick beſaß, organiſch zu verbinden. Aus dieſem Grunde und wegen ihrer methodiſchen Gediegenheit und volkstümlichen Sprache wurden ſeine Schulbücher außerordentlich beliebt und wirken noch in den neuern ſchweizeriſchen Lehrmitteln nach. [1])

Das höhere Schulweſen vertraten die blühenden Kollegien der Jeſuiten zu Brig, Freiburg, Luzern (ſeit 1574), Pruntrut und Solothurn. Sie gingen nach der Aufhebung des Ordens, die ſelbſt von Felix Balthaſar beklagt wurde, [2]) nicht ſofort ein, ſondern wurden noch eine Reihe von Jahren von den ehemaligen Mitgliedern der Geſellſchaft fortgeführt oder von andern Orden übernommen, ſo beiſpielsweiſe in Luzern von den dortigen Franziskanern. [3]) Nicht minder berühmt war die ſchon erwähnte Kloſterſchule zu St. Urban, und einen faſt europäiſchen Ruf genoß das militäriſch eingerichtete Penſionat des Prämonſtratenſerſtiftes Bellelay im Jura, das außerdem ein vorbildliches Waiſenhaus und eine Mädchenſchule unterhielt. Eine Mädchenſchule führten auch ſeit 1659 die Urſulinerinnen in Luzern, P. J. Zimmermann geſtaltete ſie zur Muſterſchule. Den ſchweizeriſchen Benediktinern jener Zeit ſtellt Theodor Curti gegenüber den ſchmählichen Vorwürfen des Aberglaubens, der Trägheit und des Obſkurantismus, wie ſie der freche franzöſiſche Agent Mengaud den Patres von Engelberg zu machen ſich erdreiſtete, das Zeugnis aus: „Gerade auf die ſchweizeriſchen Benediktinerklöſter paßte dieſe Sprache durchaus nicht. Die Kultur des Jahrhunderts hatte bei ihnen eine Stätte gefunden: ſie ließen geſchmackvolle Bauten aufführen, verbeſſerten ihre Schulen, in welchen ſelbſt die Kantiſche Philoſophie Aufnahme fand (!), begünſtigten den induſtriellen Fortſchritt und übten eine mildere Herrſchaft als das Patriziat aus.“ [4])

[1]) Joſef Beck im Lexikon der Pädagogik (Herder, Freiburg i. B.) III 77 ff.

[2]) Die intereſſante Betrachtung des Verfaſſers der iura Helvetiorum circa sacra über die Auflöſung des Jeſuitenordens teilt Segeſſer aaO. IV 716 mit. Sie lautet: „Was hat Papſt Clemens XIV. bei der Abolition der Jeſuiten gewonnen? Den Tod. Was haben Ganganellis Nachfolger, was hat Rom gewonnen? Den Verluſt ihrer Schätze und den der weltlichen Herrſchaft. Was haben die Mönchsorden bei der heimlichen Freude (!?) über die Auflöſung des ihnen überlegenen Ordens gewonnen? Ihre eigene Auflöſung und immer zunehmende Vertilgung. Was hat Europa gewonnen? Revolutionen, Kriege und die Umwälzung der Staaten. Was hat die Religion, was die Sitten, die geſellſchaftlichen Tugenden, die Moralität gewonnen? Sehr wenig oder gar nichts.“

[3]) Möſch aaO. IV 127 Anm. 4. Joſef Buholzer: Die Aufhebung luzerniſcher Klöſter im 19. Jahrhundert, Luzern 1917, 9.

[4]) Th. Curti aaO. 231.

Gedanken großer Männer über Wort, Rede und Sprache.

Von Dr. phil. P. Rupert Hänni, Sarnen.

(Schluß.)

Neben dem feinen Idiom der Griechen hat von jeher die markante Sprache des alten Rom das Interesse der Gebildeten erregt. Man hat auch hier den Genius belauscht, der aus den Lauten, die einst am Tiberstrom erklangen, noch heute zu uns spricht und die Resultate dieses Studiums in wertvollen Essays niedergelegt. Uns scheint das, was der alte Literarhistoriker G. Bernhardy und unter den neuern der berühmte französische Akademiker Ferdinand Brunetière über die Lateiner im allgemeinen und ihre Sprache im besondern gesagt haben, zu dem besten zu zählen, was über dieses Thema geschrieben wurde.

„In der Sprache," sagt Bernhardy, „sahen die alten einen treuen Abdruck des Lebens und der individuellen Gesinnung. Was sich also naturgemäß erwarten läßt, daß der praktische Charakter des römischen Volkes in der Sprache sich abspiegelt und sie zum Organ seines politischen Ideenkreises gebildet haben werde, das bestätigt eine nähere Betrachtung des Lateins in Hinsicht auf Form und innern Gehalt." Es werden nun die Veränderungen und Schicksale, die das Latein nach seiner formellen Seite erfahren hat, im einzelnen dargelegt; dann fährt Bernhardy fort: „Den Geist und das literarische Vermögen ihrer Sprache haben die Römer selbst gewürdigt und in treffenden Merkmalen festgestellt. Sie schreiben ihr weniger Freiheit und Leichtigkeit als energische Kraft und Würde (potentia) zu, die auch eher mit Ernst und männlichem Charakter (gravitas) als mit heiterem Ton und genialer Grazie sich verträgt; ihren Geist finden sie nicht in der Raschheit und gewandten Kombination, sondern in einem gemessenen Gange und in besonnener Gemächlichkeit, die durch den Einfluß der schmückenden Rhetorik und getragen von rhythmischen Maßen zur Pracht und musikalischen Fülle (pompa) neigt. In dieser Eigenschaft liegt ein Mangel an Einfachheit und Natur oder ein Talent zu rhetorischer Beredsamkeit, welches beides von jeher dem italienischen Geblüt angehört, recht im Gegensatz zum griechischen Stil angedeutet. Doch entspricht kein Merkmal den politischen und praktischen Trieben der Natur so sehr als die Begriffmäßigkeit (proprietas), deren Wesen im Streben nach Einheit und logischer Schärfe liegt; ihre Ausbildung führte vorzugsweise zur Prosa. Zunächst hat die Einheit, welche man mit der Einfachheit nicht verwechseln darf, über das ganze Gebiet der Grammatik und grammatischen Normen geherrscht, wozu der Mangel an Dialekten und örtlichen Spielarten, die frühzeitig vor der römischen Waffengewalt erlagen oder in bäuerliche Einsamkeit zurückwichen, nicht wenig beitrug. Wie der Bau dieser Sprache den Charakter des Volkes, seine Verständigkeit und gediegene Kraft bis zur Einseitigkeit ausprägt, wie sie überall, am vornehmlichsten in ihrer körperlichen Erscheinung, ein ruhiges Ebenmaß verfolgt und

an der Stätigkeit von Klängen und Begriffen festhält, so vermeidet sie die grenzenlose Mannigfaltigkeit des griechischen Idioms. Denn jenes konnte dem individuellen Genius und der erfinderischen Laune jeden Spielraum eröffnen, weil er selber aus den Beiträgen verschiedener Stämme erwachsen war und das allen gemeinsame Prinzip, die sinnliche Plastik und anschauliche Lebendigkeit, ohne konventionelle Schranken entwickelte." Im weitern werden Belege jener Vereinfachung des Lateins gegeben, zuerst nach der formellen Seite hin in Rücksicht auf Akzent, Flexion, Wortbildung; dann geht der Autor zu den Kapiteln und Begriffen der Syntax über und zu dem Satzbau im allgemeinen und fährt dann fort: „In den erwähnten Eigenschaften liegt der vorzügliche Beruf der lateinischen Sprache zur Abstraktion und praktischen Darstellung. Hiefür hat sie, wenn auch kalt und zur Schwerfälligkeit geneigt, eine solche Durchbildung und Schärfe gewonnen, daß sie den fremdartigsten Nationalitäten, Provinzialen, Barbaren und Völkern des gesamten Mittelalters sich anschmiegen, eine pädagogische Gewalt ausüben und ein gediegenes Organ der Verwaltung und Gesetzgebung im weltlichen oder kirchlichen Leben, zuletzt auch für die allgemeinste literarische Mitteilung werden, sogar der modernen Nachahmung und Reproduktion in Vers und Prosa eine Reihe technischer Formen überliefern konnte. Diese Lebenskraft und Universalität einer Sprache, die das Eigentum einer politisch-gebildeten, in sich abgeschlossenen Nation war und doch aller Nationalität sich entäußerte, setzt einen hohen Grad verstandesmäßiger Energie voraus, der ohne das Vorwiegen des Charakters kaum denkbar wäre." [1])

Ferdinand Brunetière betont ebenfalls dieses letzte Moment mit besonderem Nachdruck. Der Geist der lateinischen Völker, meint er, zeige eine gewisse Tendenz zum Universalismus, ja man möchte sagen zum Katholizismus, wenn dieser letzte Ausdruck nicht griechisch wäre und einen gewissen Doppelsinn zuließe. Möge man sie in ihrer Politik oder im Zivilrecht, diesem unsterblichen Denkmal des römischen Genies, betrachten oder sie in den Kunstwerken ihrer Architektur, ihrer Beredsamkeit und ihrer Poesie studieren, überall mache sich die Tendenz zur Universalität bemerkbar. Diese Neigung verrate in besonderer Weise auch die Sprache. „Das alte Volkslatein war eine dunkle Sprache, lange nicht so klar, reich und fließend wie das Griechische. Um daraus eine Universalsprache zu machen, haben die römischen Schriftsteller und Grammatiker dem Mangel an Klarheit weniger durch Bereicherung als vielmehr durch Präzisierung und Meißelung des Ausdruckes abzuhelfen gesucht, indem sie der Sprache jene scharfen Umrisse, jenes Relief, jenen Ewigkeitscharakter verliehen, der die Schönheit einer Medaille oder einer Lapidarinschrift ausmacht. Es gibt Sprachen, die singen, andere, die zeichnen oder malen, das Lateinische aber meißelt ein, und das Eingemeißelte ist unaustilgbar. „Deshalb sprechen", wie de Maistre sagt, „die Medaillen und Münzen, die Trophäen, die Gräber, die ältesten Annalen, die

[1]) Grundriß der Römischen Literatur. 2. Aufl., S. 19 ff.

Geſetze, die kanoniſchen Bücher und Denkmäler lateiniſch.“ Noch heutzutage kann man auf engliſchen Münzen die Inſchrift leſen: Victoria, Dei Gratia Britanniarum Regina, Fidei Defensatrix, Indiarum Imperatrix. Der Lateiner verſchaffte alſo ſeiner Sprache, was er von ihrem urſprünglichen Charakter nicht erwarten konnte, jene Univerſalität durch die Allgemeinheit der Dinge, die ſie ausdrückt, durch ihre ganz einzigartige Kraft, durch ihre beiſpielloſe Bündigkeit und Kürze, durch ihre Würde und Majeſtät. „Was nicht klar iſt, iſt nicht franzöſiſch,“ hat man geſagt; richtiger könnte man bemerken: „Was nicht univerſell und ewig iſt, iſt nicht lateiniſch.“ Bei den Meiſtern der lateiniſchen Sprache verknüpft ſich daher zum Zwecke des vollen Hervortretens des Gedankens eine ewig muſtergültige Form mit einem ewig gültigen, univerſalen Inhalt. Den Vorwurf, es fehle der lateiniſchen Sprache an Geſchmeidigkeit und Beweglichkeit, kann man meinetwegen gelten laſſen; in Wahrheit hat ſich auch das Lateiniſche von einer gewiſſen Steifheit nie frei machen können und es vielleicht auch gar nicht gewollt; das bringt das Meißeln und Gravieren mit ſich. Eine Sprache kann unmöglich zu gleicher Zeit lapidar ſein und glatt dahinfließen. Der Stil der Inſchriften iſt grundverſchieden von dem der Konverſation. Dagegen ließe ſich allerdings einwenden, daß es einem Plautus und Terenz nicht an Geiſt, einem Tibull und Properz nicht an Feuer und Leidenſchaft gefehlt habe, allein ganz allgemein betrachtet, hat doch das Lateiniſche einen mehr ſtrengen als bezaubernden Charakter, iſt eher ernſt als geiſtreich, mehr autoritativer als einſchmeichelnder Art. Wie die Lateiner ſelten geſchrieben haben zum bloßen Zeitvertreib, ſo leſen wir ſie auch nicht, um uns zu zerſtreuen, ſie ſind weniger unterhaltend als erziehend und bildend.“ [1])

Neben den Sprachen von Hellas und Rom iſt auch ſtets unſere deutſche Mutterſprache von eindruckvollſter Wirkung auf jeden tiefer blickenden, kraftvoll empfindenden Geiſt geweſen. Klopſtock ſteht nicht an, ihr die Palme unter allen lebenden Sprachen zuzuerkennen, wenn er warnend ruft:

„Daß keine, welche lebt, mit Deutſchlands Sprache ſich
In den zu kühnen Wettſtreit wage!
Sie iſt, damit ich's kurz, mit ihrer Kraft es ſage,
An mannigfalter Uranlage
Zu immer neuer und doch deutſcher Wendung reich;
Iſt, was wir ſelbſt in jenen grauen Jahren,
Da Tacitus uns forſchte, waren:
Geſondert, ungemiſcht und nur ſich ſelber gleich.“

So faßt auch Fichte in ſeinen berühmten „Reden an die deutſche Nation“ unſere Mutterſprache auf und meint, allerdings etwas übertreibend, „daß der Deutſche eine bis zu ihrem erſten Ausſtrömen aus der Naturkraft lebendige Sprache redet, die übrigen germaniſchen Stämme eine nur auf der Oberfläche ſich regende, in der Wurzel aber tote Sprache. Allein in dieſen Umſtand, in die Lebendigkeit und in den Tod, ſetzen wir den Unterſchied;

[1]) Seine Ideen über die Lateiner hat Brunetière hauptſächlich in den Aufſätzen „La question du latin“: „Le génie latin“ und „Pour les humanités classiques“ niedergelegt.

keineswegs aber lassen wir uns ein auf den übrigen innern Wert der deutschen Sprache. Zwischen Leben und Tod findet gar keine Vergleichung statt, und das erste hat vor dem letzten unendlichen Wert; darum sind alle unmittelbaren Vergleichungen der deutschen und der neulateinischen Sprachen durchaus nichtig und sind gezwungen von Dingen zu reden, die der Rede nicht wert sind. Sollte vom innern Werte der deutschen Sprache die Rede entstehen, so müßte wenigstens eine von gleichem Range, eine ebenfalls ursprüngliche, also etwa die griechische, den Kampfplatz betreten. — Welchen unermeßlichen Einfluß auf die ganze menschliche Entwicklung eines Volkes die Beschaffenheit seiner Sprache haben möge, der Sprache, welche den einzelnen bis in die geheimste Tiefe seines Gemüts bei Denken und Wollen begleitet, und beschränkt oder beflügelt, welche die gesamte Menschenmenge, die dieselbe redet, auf ihrem Gebiete zu einem einzigen gemeinsamen Verstande verknüpft, welche der wahre gegenseitige Durchströmungspunkt der Sinnenwelt und der Geister ist, und die Enden dieser beiden also ineinander verschmilzt, daß gar nicht zu sagen ist, zu welcher von beiden sie selber gehöre; wie verschieden die Folge dieses Einflusses ausfallen möge, da, wo das Verhältnis ist wie Leben und Tod, läßt sich im allgemeinen erraten."

In so stolzen Worten sprach Fichte zu der Zeit der schmachvollsten Erniedrigung Deutschlands, im Winter 1807/08. Er glaubte schon damals an die Einheit des deutschen Volkes und sprach prophetisch: „Ich erblicke diese Einheit schon als entstanden, vollendet und gegenwärtig dastehend." [1])

Sein feuriger Patriotismus ließ ihn allerdings die Sprachen der andern Nationen in einem etwas zu weiten Abstande von seiner Muttersprache schauen. Interessant ist es aber zu sehen, wie die von ihm gerühmte Einheit des deutschen Volkes in der Sprache im heutigen Weltkriege auch politisch auf das glänzendste zum Ausdruck gekommen ist.

Von einem starken Optimismus ist auch Schiller getragen, der ausruft: „Das köstliche Gut, die deutsche Sprache, die alles ausdrückt, das Tiefste und das Tüchtigste, den Geist, die Seele, die voller Sinn ist: die deutsche Sprache wird die Welt beherrschen."

Das Wort hat besonders im gegenwärtigen Weltkrieg zündende Wirkung, und im Anschluß an dasselbe sagt Chamberlain in seinen Kriegsaufsätzen: „Durch nichts lasse ich mich irre machen: dieser Sprache ist gewiß der Sieg bestimmt! Auch andere Sprachen gibt es, reich an Werken des Geistes; wer möchte das in Abrede stellen? Ich am allerwenigsten, der ich von Kindheit an und bis zur Stunde im Englischen und im Französischen daheim bin, so daß Shakespeare, Hume und Sterne, Rousard, Pascal und Rousseau meinem Ohre und meinem Verstande in ihren ureigenen Worten und in den unübertragbaren Redewendungen der schillernden, aus Geschichte und Klang entstehenden Beziehungen ebenso nahe und vertraut sind, wie Luther, Herder, Göthe. Auch besitze ich wenigstens eine Art Ahnung von dem Gefüge und der Kraft

[1]) Johann Gottlieb Fichtes Reden an die deutsche Nation, von Immanuel Hermann Fichte. Tübingen 1859. 4. Rede. S. 62.

der alten Sprachen, kann Italieniſch leſen und verdanke dauernde Eindrücke dem Studium des Spaniſchen und des Serbokroatiſchen. Auf Grund dieſer Kenntniſſe und auch anderer, aus den Ergebniſſen der vergleichenden Sprachwiſſenſchaft gewonnenen, behaupte ich: Unter den lebenden Sprachen ſteht fraglos die deutſche einzig da, in einer Majeſtät und einer Lebensfülle, die jeden Vergleich ausſchließen. Dies liegt zum Teil in der Struktur dieſer Sprache begründet, wie ſie ſich aus ihrer Geſchichte ergibt, zum Teil in dem Inhalte, den ſie durch eine beiſpielloſe Reihe tüchtiger, bedeutender, hervorragender, zum Teil heroiſcher Geiſter gewonnen hat." [1])

Mit gleichem Hochgefühl ſpricht Börne: „Welche Sprache darf ſich mit der deutſchen meſſen, welche andere iſt ſo reich und mächtig, ſo mutig und anmutig, ſo ſchön und mild als unſere? Sie hat tauſend Farben und hundert Schatten. Sie hat ein Wort für das kleinſte Bedürfnis der Minute und ein Wort für das bodenloſe Gefühl, das keine Ewigkeit ausſchöpft. Sie iſt ſtark in der Not, geſchmeidig in Gefahren, ſchrecklich, wenn ſie zürnt, weich in ihrem Mitleide und beweglich zu jedem Unternehmen. Sie iſt die treue Dolmetſcherin aller Sprachen. Was der rollende Donner grollt, was die koſende Liebe tändelt, was der lärmende Tag ſchwätzt und die ſchweigende Nacht brütet; was das Morgenrot grün und gold und ſilbern malt und was der ernſte Herrſcher auf dem Throne des Gedankens ſinnt. . . ." [2]) das alles vermag dieſe Sprache auszudrücken.

Das zarteſte und doch zugleich kräftigſte Loblied auf die herrliche Germanentochter aber hat der ſprachgewaltige Friedrich Rückert in dem Gedichte: „An unſere Sprache" geſungen, das den Schlußakkord in dieſem ſtolzen Stimmenrauſchen bilden ſoll:

Reine Jungfrau, ewig ſchöne
Geiſt'ge Mutter deiner Söhne,
Mächtige von Zauberbann,
Du, in der ich leb' und brenne,
Meine Brüder kenn' und nenne,
Und dich ſelber preiſen kann!

Da ich aus dem Schlaf erwachte,
Noch nicht wußte, daß ich dachte,
Gabeſt du mich ſelber mir,
Ließeſt mich die Welt erbeuten,
Lehrteſt mich die Rätſel deuten,
Und mich ſpielen ſelbſt mit dir.

Spenderin aus reichem Horne,
Schöpferin aus vollem Borne,
Wohnerin im Himmelszelt!
Alle Höh'n haſt du erflügelt,
Alle Tiefen du entſiegelt,
Und durchwandelt alle Welt.

Durch der Eichenwälder Bogen
Biſt du brauſend hingezogen,
Bis der letzte Wipfel barſt;
Durch der Fürſtenſchlöſſer Prangen
Biſt du klingend hergegangen,
Und noch biſt du, die du warſt.

Stürme, rauſche, liſpl' und ſäuſle!
Zimmre, glätte, hau und meißle,
Schaffe fort mit Schöpfergeiſt!
Dir läßt gern der Stoff ſich zwingen,
Und dir muß der Bau gelingen,
Den kein Zeitſtrom niederreißt.

Mach' uns ſtark an Geiſteshänden,
Daß wir ſie zum Rechten wenden,
Einzugreifen in die Reihn.
Viel Geſellen ſind geſetzet,
Keiner wird gering geſchätzet,
Und wer kann, ſoll Meiſter ſein.

[1]) A. a. O. S. 25.
[2]) Vgl. Engel, A. a. O. S. 93.

Bücherecke.

Bize et Flury, Cours gradué de langue française à l'usage des écoles moyennes de langue allemande. — Grammaire, exercices, lecture, conversation, composition. Deuxième édition entièrement refondue. XII et 322 pages. Zurich, Schulthess et Cie., Editeurs-imprimeurs, 1916.

La 1re édition de ce „Cours" de langue française a paru en 1911. Un livre qui s'impose ainsi d'emblée au choix des maîtres, à une époque où tant de grammaires se disputent leurs faveurs, ne peut pas être une œuvre médiocre. Dans le cas présent le succès était parfaitement mérité. Cependant les auteurs ne se sont pas endormis sur leurs lauriers, et la nouvelle édition, après cinq ans, se présente à nous „complétement refondue". Cette refonte n'ayant porté ni sur le fond ni sur la méthode, disons en quoi ils consistent, avant d'indiquer les changements qui caractérisent cette 2e édition.

Le „Cours gradué" suppose un enseignement de deux ans de français dans une école secondaire ou dans un gymnase. Laissant au cours inférieur le soin d'acquèrir les éléments de la langue par moyen de l'induction, l'école moyenne doit s'efforcer d'organiser systématiquement les connaissances acquises, de leur donner plus d'étendue, d'apprendre à l'élève à s'en servir et à les exploiter avec facilité; elle doit viser à augmenter le vocabulaire et, par de nombreux exercices de style et des lectures, à fournir une certaine sûreté dans le maniement de la langue. Voilà l'idéal, le but proposé. Comment l'atteindre? Les auteurs, après 12 années d'expérience, ont sacrifié la méthode inductive ou directe; dans leur système, le morceau de lecture, au lieu d'être le point de départ de la leçon, en sera le point d'aboutissement. La leçon s'ouvre, comme dans les grammaires du bon vieux temps, par quelques règles, que viennent corroborer des exemples. Suivent des exercices que l'élève doit compléter ou expliquer. A la fin du volume se trouvent une quarantaine de thèmes d'application à traduire de l'allemand en français. Chaque chapitre ou leçon se termine par un ou deux morceaux de lecture, des sujets de conversation et de compositions. Tout est disposé et choisi de manière à stimuler l'activité de l'élève, qui possède ainsi un véritable instrument de travail. Cette méthode, faite de bon sens et d'expérience, n'aura pas peu contribué au succès de cette grammaire.

La refonte à laquelle a été soumise la nouvelle édition a porté sourtout sur le choix des morceaux de lecture. Guidés par le très louable souci de faire œuvre nationale, les auteurs ont fait appel aux écrivains de la Suisse romande. L'élève aura ainsi l'occasion de s'initier à la littérature de nos Confédérés de la Suisse occidentale. Ces morceaux — la plupart délicieux — fait honneur à la main

singulièrement fine qui les a choisis. — Les morceaux à traduire en français ont été réduits et une place plus considérable a été faite aux sujets de conversation. Le vocabulaire, à la fin, correspond à chaque morceau, au lieu d'être disposé par ordre alphabétique. Enfin les règles de la syntaxe ont été soumises à plus de précision; quelques-unes sont plus approfondies. C'est dans cette partie que, pour mon compte, la refonte aurait dû être plus complète. Dans trop de cas on trouve des règles conçues dans le genre de celle-ci: «On ne peut pas établir de règles fixes sur l'omission de l'article. Comparez à cet effet les exemples suivants.» Suivent de nombreux exemples montrant l'article tantôt omis, tantôt exprimé devant les noms de mois et de jours de la semaine, de nationalités, titres, professions, etc. Des règles de ce genre n'ont aucune valeur pratique, ou bien le maître devra les compléter; dès lors pourquoi le „Cours" ne serait-il pas plus précis et un peu plus complet. E. Truan, dans son excellent „Cours pratique de Grammaire française" (Aarau 1918) a su montrer comment on peut, dans les cas auxquels je fais allusion, dire l'essentiel sans dèpasser certaines limites.

Félicitons aussi les auteurs du „Cours" d'avoir su écrire une bonne grammaire sans invoquer les tolérances de Leygues, que tant d'autres ont si mal comprises (p. 207, Remarque 2° fait pourtant exception, et je le regrette).

La nouvelle édition du „Cours gradué", supérieure à la 1re sous bien des rapports, ne manquera pas d'obtenir le même succès et ce ne sera que justice.

Chr. Favre.

Arthur Stein, [Professor, Dr. in Prag.] **Untersuchungen zur Geschichte und Verwaltung Aegyptens unter römischer Herrschaft.** Stuttgart 1915, Metzlersche Buchhandlung. 260 Seiten. Preis 9 Mark.

Ich bedaure, dieses Buch erst jetzt anzeigen zu können. Doch liegt die Schuld nicht an mir; es ist erst vor etwa drei Monaten an die Redaktion und durch sie an mich gelangt. Eine gründliche kritische Sichtung des reichen Stoffes war mir neben den Berufsarbeiten nicht möglich; ich beschränke mich deshalb darauf, einiges aus dem Inhalte mitzuteilen.

Einleitend sucht der Verfasser das Verhältnis zwischen Kaiser Augustus und dem Senate (Dyarchie) klarzulegen. Die Macht des ersten römischen Kaisers wächst beständig, trotzdem er sich bemüht, seine Herrschaft auf dem Boden der bestehenden Verfassung auszubauen; in gleichem Maße sinkt der Einfluß des Senates. Diese Erscheinung tritt äußerlich zutage im Herrscherkult. In den westlichen Reichsteilen beschränkt sich die göttliche Verehrung des lebenden Kaisers auf Privatleute, Gemeinden und Provinzlandtage; im Osten dagegen setzt der Kaiserkultus als Fortsetzung bereits bestehender Einrichtungen weiter, so natürlich auch in Ägypten, wo Augustus als Nachfolger der Lagiden König ist.

Der erste Hauptabschnitt des Buches schildert in eingehender und fesselnder Weise die Eroberung Ägyptens und bringt zum Abschlusse ein Itinerarium Octavians von der Schlacht bei Actium bis zu seinen Triumphen in Rom.

Als erobertes Land ist Ägypten eigentlich dem Sieger verfallen, wird also strenggenommen Eigentum des Siegers. In der Tat tritt Augustus hier als absoluter Monarch auf und läßt das Land, unter völliger Ausschaltung des Senates, durch einen Vizekönig verwalten, den kaiserlichen Präfekten, der dem Ritterstande entnommen wird. Dem Senatoren ist sogar das Betreten des Nillandes ohne besondere Erlaubnis versagt. Die Neuregelung der Verwaltung Ägyptens schließt möglichst an die bisherige Übung an. Das berühmte Museion in Alexandria, diese antike „Akademie der Wissenschaften", bleibt ebenso gut bestehen wie der ptolemäische Epistrateg und wie die Drachme. Die Goldwährung freilich muß weichen. Stark verändert wird die Wirtschaftsordnung. Als Kornkammer Roms hat Ägypten ausschlaggebende Bedeutung für den neuen Herrscher, und sozusagen die ganze Regierungskunst besteht in einer möglichst einträglichen Finanzverwaltung. Das ehemalige Königsland wird aber nicht etwa kaiserlicher Privatbesitz, sondern Staatsland. Die bisherige Sonderstellung Alexandrias bleibt weiter bestehen. Allerdings muß nun der Alexandriner gegenüber dem römischen Bürger an die zweite Stelle rücken; die übrigen Griechen sinken an den dritten Platz, und die eigentlichen Ägypter nehmen als dediticii den untersten Rang ein. Die Rechtsprechung wird in der Hand des Präfekten zentralisiert, und die übrigen Richter sprechen Recht im Namen des Vizekönigs.

Der dritte Abschnitt untersucht zum erstenmal tiefdringend den Sprachgebrauch in der Verwaltung Ägyptens mit dem Ergebnis, daß Latein naturgemäß die Amtssprache in der neuen Provinz ist. Als Vermittlungssprache dagegen für den Verkehr mit den Landesbewohnern, den staatlichen Unterbeamten und Lokalbehörden, außerdem größtenteils als innere Kanzleisprache der Präfektur dient das Griechische, in vielfacher Abweichung von den sonst für die Ostprovinzen üblichen Verwaltungsgebräuchen der Römer. Sogar in der ägyptischen Armee ist das Lateinische nicht ganz allein herrschend.

Von den folgenden drei Anhängen bespricht der erste die Stellung des *εἰσαγωγεύς* und des *ὑπομνηματογράφος* in der Kanzlei der kaiserlichen Präfektur; der zweite gibt eine Übersicht über die lateinisch geschriebenen Papyri aus Ägypten; der dritte enthält Register und Quellenverzeichnis. Den Schluß bilden Bibliographie und Nachträge.

Steins Buch, von dessen reichem Inhalte vorstehende Ausführungen nur eine schwache Vorstellung geben können, ist für Philologen und Historiker gleich wichtig. Es sei daher warm empfohlen. Übrigens bietet es nicht nur besonnene und wohlerwogene Urteile, soweit es nach dem gegenwärtigen Stande der Forschung möglich ist, sondern liest sich auch angenehm. Beiläufig verweise ich auf die Besprechung Schubarts in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen 1916, S. 355—362.

Karl Schneider, St. Gallen.

4. Jahrgang. Nr. 6. 26. Sept. 1918.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe | Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Lektüre der Evangelien an unsern Mittelschulen. — Ein neues Lesebuch für Sekundarschulen. — Zu zwei geschichtlichen Balladen von C. F. Meyer. — Der Gebrauch der „Schweizer-Schule“ im Pädagogik-Unterricht. — Deus — Gott. — Unsere Orthographie. — Zunftstube. — Literatur.

Lektüre der Evangelien an unsern Mittelschulen.

Von Dr. Jos. Scheuber.

„Langes Rinnen trübt die Welle,
Ich trink' lieber aus der Quelle.“

Dieses schöne Wort Grillparzers hat vor allem auch Geltung für die Bücher der Heiligen Schrift. Durch tausend Bächlein, Rillen und Rinnen fließt unserer studierenden Jugend das Schriftwort zu in Predigt und Katechese, in der Biblischen Geschichte, bei der Lektüre, selbst beim Unterricht in den profanen Wissenschaften. Das sind liebliche, silberne Brünnlein, die plätschern und rieseln im jungen Herzen und manchmal auch mächtig rauschen, wie wenn man eine Meeresmuschel ans Ohr hält. Aber so frisch und klar und erquickend wie der Urquell der Evangelien, wo der volle Inhalt des göttlichen Wortes in reichem, ununterbrochenem Strahl hervorsprudelt, sind diese oft weit hergeleiteten Brünnlein doch nicht mehr. Daher der oft geäußerte Wunsch: In den obern Klassen unserer Mittelschulen sollten sich die Schüler mit den Quellen der Offenbarung selbst vertraut machen; Evangelien und Apostelbriefe sollten sie in unverkürzter Lektüre kennen lernen. — Dieses Verlangen kommt gewiß einem Herzenswunsch unseres Hl. Vaters Benedikt XV. entgegen, der vor und nach seiner Erhebung auf den päpstlichen Thron die Verbreitung und Lektüre der Heiligen Schrift eifrig gefördert hat.

Sinnen wir ein wenig darüber nach, wie diesem Wunsche entsprochen werden könnte, ohne unsere bereits überbürdeten Lehrpläne noch mehr zu belasten.

Es ist sehr erfreulich, daß in einzelnen unserer katholischen Gymnasien bereits die Gewohnheit besteht, neben den griechischen Klassikern auch das Lukasevangelium im Urtext zu lesen. Aus bekannten Gründen empfiehlt sich der Urtext dieses Evangeliums für Schullektüre am meisten. Es nähert sich mehr als die übrigen Evangelien der harmonisch gerundeten, kunstvoll geglätteten und doch einfachen Ausdrucksweise der Klassiker. An einzelnen Stellen, so in der Einleitungsperiode, kommt es ihr völlig gleich. Allerdings ist es, wie die andern Evangelien, in der griechischen Gemein-

ſprache des helleniſtiſchen Zeitalters geſchrieben. Aber dieſe unterſcheidet ſich nach dem Urteile Sachkundiger doch nicht ſo ſehr vom Wort- und Formenſchatz der Klaſſiker, daß bei den Schülern, die ja auch den homeriſchen Dialekt bewältigen, Verwirrung oder Verbildung des Sprachgefühls zu befürchten wäre. Es kommt hinzu, daß das Lukasevangelium, abgeſehen von ſeinem übernatürlichen Lehrgehalt, ſoweit nur äſthetiſche oder allgemein menſchliche Saiten darin mitklingen, ſich den klaſſiſchen Schriftſtellern oft weit überlegen zeigt. Haben nicht ſelbſt Ungläubige z. B. den Abſchnitten über das Jugendleben Jeſu, den Gleichnisreden des Herrn und den Szenen nach der Auferſtehung ihre höchſte Bewunderung gezollt und ſie den ſchönſten Seiten der Weltliteratur beigezählt? Die reiche katholiſche Leben-Jeſu-Literatur und rege Schrift- und Paläſtinaforſchung alter und neuer Zeit gibt dem Lehrer auch die Mittel an die Hand, all das menſchlich Anziehende, womit das Leben Jeſu umwoben und umrankt iſt, auf die Schüler wirken zu laſſen: den Farbenglanz und die altehrwürdigen Volksſitten des Orients, die landſchaftlichen Reize des Sees Geneſareth, der Triften Bethlehems und des ſtillen Nazareth, die hl. Stadt Jeruſalem am Fuß des Ölbergs mit ihren Prachtbauten und dem herodianiſchen Tempel, die Poeſie des apoſtoliſchen Wanderns und Wirkens uſw. — *Aber über alles geht der Zauber der gottmenſchlichen Perſönlichkeit Jeſu ſelbſt*, die überall im Mittelpunkt ſteht, von der tauſend Strahlen auf die Jünglingsſeele übergehen und deren himmliſche Lehren im Urtext in ungeſchmälerter Fülle und Kraft auf den Leſer wirken.

Es iſt aber auch ſehr wünſchbar, die übrigen Evangelien beim Unterricht zu verwerten und ſie wenigſtens *in deutſchen Überſetzungen*, wie ſolche in billigen Einzelausgaben mit guten Anmerkungen z. B. bei Herder erſchienen ſind, *den Schülern zur Kenntnis zu bringen*. Gelegenheit hiezu wird ſich beim *Religionsunterricht* bieten.

In den obern Klaſſen unſerer Gymnaſien kommen in Verbindung mit der Kirchengeſchichte je in einem Jahreskurs Apologetik, Glaubenslehre und Sittenlehre zur Behandlung. Für alle dieſe Zweige des Religionsunterrichtes dienen die hl. Evangelien zum großen Teil als Grundlage oder Ergänzung. Wie anſprechend müßte es für die Schüler ſein, wenn ihnen, wie als Illuſtration zu den Kapiteln des Lehrbuches über die Sittenlehre, Züge aus dem Leben Jeſu, zuſammenhängende Ausſchnitte ſeiner Heilslehre dargeboten würden, wie ſie z. B. Matthäus, Kapitel 5—7, kunſtvoll und in ſyſtematiſcher Anordnung dargeſtellt hat! Wo findet man die Kirche, ihre Sendung und Aufgabe, ihre Eigenſchaften und Merkmale ſchöner, faßlicher und tiefſinniger veranſchaulicht als in den Gleichniſſen des Heilandes über das Reich Gottes? (Matth. 13; Mark. 4; Luk. 13 uſw.) — Wollte man einmal recht gründlich und einläßlich die *Meſſianität des Heilandees* behandeln, die Erfüllung des alten Bundes durch den neuen, ſo fände man die Belege hiefür kaum irgendwo *in reicherer Auswahl und beſſer zuſammengeſtellt als im Matthäusevangelium*, das zuerſt in aramäiſcher Sprache für

Judenchristen geschrieben wurde mit dem klar ersichtlichen Zweck, nachzuweisen, daß Christus der von den Propheten verheißene Messias sei. Der Evangelist verfolgt und erreicht sein Ziel mit einer Fülle von Beweismitteln, die in meisterhafter Synthese angeordnet sind.

Ein Haupt- und Herzpunkt der katholischen Glaubenslehre und Apologetik ist aber ohne Zweifel die Gottheit Christi. Dr. P. Hilarin Felder hat mit Recht auf dem Freiburger pädagogischen Kurs (1914) betont, daß dieser Grundwahrheit des Christentums im Religionsunterricht, zumal in der Apologetik, die allergrößte Aufmerksamkeit zuzuwenden ist. Alle unsere jungen Abiturienten, die vielleicht jahrelang an der Hochschule die Lehren des Unglaubens hören werden, sollten eine felsenfeste, durch tiefgründige Beweisführung gekräftigte Überzeugung von der Gottheit Christi mitnehmen. So lange die junge Seele vor Christus, dem Gottmenschen, anbetend verweilt, an ihn in festem Glauben sich hält, wird sie auch im Sturme nicht sinken, gleich Petrus, der auf den Wogen dem Heiland entgegenwandelte. Und sie wird auch seiner großen Stiftung, der Kirche, die Treue bewahren. Die Wichtigkeit dieser Wahrheit hat schon für seine Zeit keiner besser verstanden als der Liebesjünger Johannes. Keiner hat den Gottmenschen besser und tiefer erkannt als er, der seinen Platz hatte an des Heilands Herzen und unter seinem Kreuze. Er hat, wie er ausdrücklich betont, sein Evangelium geschrieben zum Beweis der Gottheit Christi, „damit ihr glaubt, daß Christus der Sohn Gottes ist und damit ihr in diesem Glauben das ewige Leben habet in seinem Namen“ (20, 30).

So oft, so schön und zwingend die Apologeten aller Zeiten die Gottheit Christi bewiesen haben, schöner und überzeugender wird es kaum einer getan haben als der Apostel Johannes. Kapitel für Kapitel ist das ganze Evangelium eine einzige herrliche Darlegung dieser Wahrheit, geschrieben aus eigener Erfahrung, Anschauung und Offenbarung, aus einer ganz unvergleichlichen und gottbegnadigten Erkenntnis der Persönlichkeit Jesu. — Wiederholt habe ich in der Apologetik den Schülern das Johannesevangelium in die Hand gegeben. Ich trug ihnen auf, von einer Religionsstunde zur andern je einige Kapitel für sich aufmerksam durchzulesen. In der folgenden Stunde besprach ich mit ihnen die Beweisstellen über die Gottheit Christi, die sie aufgefunden hatten, und machte sie auf Nichtgefundenes oder Nichtverstandenes aufmerksam. Nach Behandlung eines größern, zusammenhängenden Abschnittes wurden die erörterten Beweise kurz schriftlich zusammengefaßt und auf diese Weise das ganze Evangelium durchgearbeitet. Man konnte beobachten, mit welchem Interesse die Schüler selber diesen Beweisen nachgingen und welch tiefen und nachhaltigen Eindruck sie durch deren Gesamtheit gewonnen haben. — Dazu strahlt das Wort Gottes und insbesondere das Johannesevangelium so viel Licht, Segen und Wärme aus, daß es wie kein anderes Buch das erwirken muß, was Hauptziel und Ende des Religionsunterrichtes sein muß: Erkenntnis, Liebe und Nachahmung des göttlichen Heilandes.

Ein neues Lesebuch für Sekundarschulen.*)

Von X. Peter, Sek.-Lehrer, Engelberg.

Mit einer prächtigen Ostergabe, (die Herausgabe erfolgte nämlich auf Ostern 1918) „Deutsches Lesebuch für Sekundarschulen" überraschte uns der allverehrte, nun leider zurückgetretene Schriftleiter unserer lieben „Schweizer-Schule", Hochw. Hr. Dr. P. Veit Gadient. Der von den Lehrern an kath. Sekundarschulen längst empfundene Mangel an einem für die Bedürfnisse dieser Schulstufe geeigneten Lehrmittel ist nun in einer, für die meisten unserer Leser ganz unerwarteten und, ich darf gleich eingangs erwähnen, ungemein glücklichen Weise behoben worden. Der Autor, durch den geradezu glänzenden Erfolg ermutigt, den seine zwei Bände „Deutsches Lesebuch für schweiz. Gymnasien, Seminarien und Realschulen" innert kürzester Frist errungen, machte sich mit eben solchem Eifer und der ihm eigenen Geschicklichkeit an das neue Lehrmittel heran.

Die Wichtigkeit dieser Neuschöpfung verlangt es, daß derselben nicht bloß in dem einfachen Rahmen einer kurzen Rezension lobende Erwähnung getan wird. Speziell wir Lehrer an Sekundarschulen der Urschweiz haben allen Grund, uns etwas eingehender mit derselben zu befassen, sind wir ja bis anhin stets genötigt gewesen, zu den „Luzernern" und „St. Gallern" zu greifen. Doch mit keinem von ihnen konnten wir uns trotz ihrer vielen anerkannten Vorzüge restlos befreunden.

Soll ein Lesebuch für die Sekundarschule ein allgemein schweizerisches werden, so muß es alle und jede kantonale Färbung verlieren. Herr P. Veit schreibt unter anderm im Vorworte zu seinem neuesten Werke sehr treffend: „Das vorliegende Lesebuch wendet sich an Sekundarschulen und ähnliche Schulstufen. Von diesem Standpunkte aus wurde ihm ein rein literarischer Charakter gegeben, der es vom Primarschulbuch unterscheidet. Es bildet ein in sich abgeschlossenes Ganzes, wie es im Verlauf von 2—3 Jahren leicht bewältigt werden kann."

Bei der Auswahl des Stoffes hat der Verfasser zwei gefährliche Klippen glücklich umsegelt. Erstlich hat er das Zuviel vermieden, dafür aber Lesestücke gewählt, die nicht zu leicht sind (wenige Ausnahmen vorbehalten) und nicht schon in jedem Primarschulbuche begegnen, sondern solche, bei denen auch die Mitarbeit des Lehrers zur Geltung kommen kann, die den Schüler geistig heben und ihn auch sittlich-religiösen Gewinn schöpfen lassen. Zweitens macht uns das Lesebuch nicht den Eindruck eines bloßen Unterhaltungsbuches, ein Fahrwasser, in welchem gar viele „Neuerer", wenigstens auf den Unterstufen, schwimmen. Nein, es ist nicht ein wohlfeiles Mittel der Kurzweil, sondern in erster Linie ein Schulbuch, nicht wie andere, ein Schulbuch für alle Fächer, sondern für den deutschen Unterricht, und auch hier wieder nicht nur ein Mittel, die Schüler zu einem guten mündlichen Gedankenausdruck zu führen, sondern ihnen ebenso

*) Verlag Eugen Haag, Luzern, 1918. 415 S. Preis Fr. 4.85.

sehr ein Wegweiser zu einer mustergültigen schriftlichen Darstellung ihrer Gedanken zu werden. Die Bildung des Geistes nach der intellektuellen, ästhetischen und moralischen Seite hin, die Bildung des Sprachvermögens und der Sprache sowohl nach der mündlichen als schriftlichen Ausdrucksweise, das ist und bleibt eben das höchste Ziel eines deutschen Lesebuches, und dieses scheint mir, je mehr ich mich in das neue Lehrmittel vertiefe, Herr P. Veit in der Auswahl des Stoffes meisterhaft getroffen zu haben.

Mit großer Genugtuung möchte ich noch ganz besonders bemerken, daß unsere besten schweizerischen Schriftsteller ausgiebig zu Ehren gezogen worden sind, und daß nicht einzig, wie vielfach bislang üblich, nur unsere eigentlichen Klassiker und höhern Vertreter der Literatur zur Verwertung gelangten. Nur ungern vermisse ich H. Federer; ebenso hätte ich gewünscht, daß unsere geschätzte Schriftstellerin Isabella Kaiser nicht nur mit einer einzigen Nummer vertreten wäre. Auch noch andere hätten dem Buche gewiß nur zur Zierde gereicht. Im übrigen sind ja sicherlich die bedeutungsvollsten katholischen und akatholischen Dichter vertreten, damit sie in der Schule zu kurzer Besprechung kommen können und die Schüler so einen, wenn auch nur schwachen Einblick erhalten in die vornehmsten Erscheinungen der neuen Literaturgeschichte. Es ist eben nie zu vergessen, daß es sich um Sekundarschulbildung handelt, die auch nach dieser Richtung dem bald ins praktische Leben tretenden Schüler führende Winke geben muß. Begrüßenswert ist auch die Aufnahme von: Der Schweizerbauer, von G. de Reynold; Sumpf und Schnee, ein Bild aus der Mobilisation 1914, von Jegerlehner; Grenzwacht im Hochgebirge, von Krebs; Auf Auslug, von Graf; u. a., alles Stücke, die geeignet sind, den kommenden Generationen die selbstlose Aufopferung und Vaterlandsliebe ihrer Väter während der schweren Leidenstage des Weltkrieges in lebhafte Erinnerung zu rufen.

Die Anordnung des Stoffes erfolgte in Lebensformen und Lebenswerten in 20 Einheiten mit den Überschriften: Erwachen * Daheim * Durch Wald und Feld * Aus Dorf und Stadt * Friedensglocken * Sommerfülle * Firnelicht * Wanderlust * In den Werkstätten * Aus aller Welt * Es will Abend werden * Aus Sage und Geschichte * Von den Rittern und Burgen * Schweizertreue, Schweizerblut * Rufst du mein Vaterland * In Sorge und Not * Winter * Gestalten * Weisheit und Stärke * Zur Ausfahrt ins Leben. * Diese Stoffdisposition ist originell und erweckt an und für sich schon das Interesse. Es kann dann nötigenfalls von dieser oder jener Einheit aus der Stoff durch passende Klassenlektüre ergänzt werden.

Poesie und Prosa treten nicht getrennt auf, was sich natürlich bei genannter Disposition fast von selbst ergeben mußte. Es läßt sich dagegen vielleicht einwenden, daß ihre Trennung möglicherweise mehr im Interesse des Unterrichts läge, besonders wenn man ev. die 2. Klasse etwas in Poetik und Literaturgeschichte einzuführen gedenkt, doch würde dies auch wieder einer Ausscheidung nach Dichtungsgattungen rufen. Nun soll und darf man

aber mit Recht vom Lehrer verlangen, daß er mit dem Stoff des Lesebuches vollständig vertraut ist, und dann wird er auch so sich rasch zu orientieren wissen.

Die Ausstattung des Buches ist trotz der gewaltigen Verteuerung der Erstellungskosten sehr gefällig, nach dem Motiv: „Einfach und doch nett"; es darf dies der Buch- und Kunstdruckerei J. Speck-Brandenberg als ein besonderes Verdienst angerechnet werden. Der Druck ist groß, sauber und leserlich, was im Interesse der Schulhygiene nur zu begrüßen ist, hingegen fällt es auf, daß sämtliche Stücke in Fraktur gedruckt sind und kein einziges in Antiqua, und doch soll der Schüler beide Schriftarten gleich fließend beherrschen lernen.

Ich möchte vorstehende Ausführungen bloß als meine persönliche Ansicht betrachtet wissen und andern Meinungen und Gesichtspunkten durchaus nicht ihre Berechtigung absprechen. Es ist und bleibt eben vollauf wahr, daß es bei keinem andern Schulbuche so schwer ist, auch nur einigen ganz und ungeteilt das Rechte zu treffen, wie bei einem deutschen Lesebuch. Darüber aber lasse ich keinen Zweifel walten, daß unser „Deutsches Lesebuch für Sekundarschulen" von Dr. P. Veit Gadient die Feuerprobe der Praxis glänzend bestehen wird.

Zu zwei geschichtlichen Balladen von C. F. Meyer.

Von P. Alban Stöckli, Appenzell.

Konrad Ferdinand Meyer, der Dichter mit der starken historischen Ader, hat in seinen Balladen oft Ereignisse festgehalten, die selbst in größern Geschichtswerken nicht erwähnt werden; und doch ist der geschichtliche Hintergrund zum vollen Verständnis und Genuß des Gedichtes notwendig. Dieser Fall trifft sicher zu in dem Gedicht „Bettlerballade", das sich in vielen Lesebüchern findet.

Daß es sich in genanntem Gedicht um einen Longobardenfürsten handelt, ist aus dem Ausdruck „des Reiches ehrne Krone" zu entnehmen; denn die Lombardische Krone heißt die eherne, weil einer Legende zufolge ein Nagel vom Kreuze des Herrn darein geschmiedet sein soll. Nähere geschichtliche Anhaltspunkte bietet aber das Gedicht nicht außer im Namen des Prinzen, Bertarit. Zu diesem Namen gibt nun das Historisch-Geographische Lexikon von Jakob Christoff Iselin, gedruckt zu Basel 1724, folgende Notiz: „Bertharidus, ein Sohn Ariberti, Königs der Longobarden, teilte nach des Vaters Tode das Reich mit seinem Bruder Godebert und residierte zu Mayland. Als aber nachgehends zwischen beiden Uneinigkeit entstand, brachte Grimoald, Herzog von Benevent, Godebert um und verjagte Bertharit, der sich zu dem König der Avarer Cacano retirierte, nach einigen Jahren aber wieder kam und sich Grimoald gutwillig unterwarf. Doch traute ihm dieser nicht, sondern suchte ihn gefangen zu nehmen; stellte daher ein Gastmahl an, in welchem er ihn trunken zu machen gedachte; aber Bertharidus bekam Nachricht

davon und entfloh nach der Mahlzeit durch List seines getreuen Kammerdieners nach Frankreich; da ihm dann Clotarius III. Hilfe leistete, aber nichts ausrichten konnte, weil Grimoald seine Armee schlug. Bertharidus wollte nach diesem nach England gehen, als er aber Grimoalds Tod vernahm, kehrte er nach Italien zurück und ward von den Longobarden mit Freuden zu ihrem König angenommen, regierte auch noch 18 Jahre und ließ seinen Sohn Kunibert zum Nachfolger." Als Quelle wird angeführt Paul. Diac. de gest. Longob. l. 4. c. 53; l. 5. c. 2—5 und c. 32. 33—37.

Im Anschluß an Grimoald und Aribert sagt das Lexikon: „Grimoald wurde 663 von den Longobarden als König erklärt. Da sich die Brüder um die Krone zankten, tat er, als wollte er Godebert zu Hilfe kommen, nahm Pavia ein, stieß aber Godebert im Gespräch meuchlerisch nieder. Er siegte dann über die Franken, die Bertharit helfen wollten, starb 673, nachdem er letzlich die Franken, die Bertharit helfen wollten, auf seine Seite gezogen hatte."

Man sieht aus diesen Angaben, daß der Dichter mit großer Freiheit und dramatischer Kraft den Stoff auf eine Faustvoll Handlung zusammengedrängt hat. Im Gegensatz zur Geschichte, aber im ästhetischen Interesse läßt er seinen Held siegen und den Ohm für seine Freveltat büßen.

Eine andere Ballade, die zum Verständnis einiger aufhellender Bemerkungen bedarf, ist: „Der gleitende Purpur". Hier ist der geschichtliche Hintergrund weniger entlegen. Weiß bringt im vierten Band seiner Weltgeschichte die Episode mit aller wünschbaren Ausführlichkeit; dennoch mag eine kurze Zusammenfassung von einigem Nutzen sein.

Heinrich I. (918—936) hinterließ drei Söhne, Otto, Heinrich und Bruno, von denen aber nur die beiden ersten als Nachfolger in Betracht kamen; Otto, weil er der ältere war, Heinrich, weil er geboren wurde, als der Vater König war. Beide waren reich begabt. Otto war offen, einfach, ernst, das Abbild seines Vaters. Heinrich war wegen seiner Schönheit der Liebling der Mutter. Otto wurde vom Vater zum Nachfolger empfohlen. Die Sachsenstämme wählten ihn und die übrigen nahmen seine Wahl an. —

Heinrich verschwor sich zweimal gegen seinen Bruder. Zuerst mit dem Herzog Eberhard von Franken, dem König von Frankreich und den Bischöfen von Straßburg und Mainz. Er wurde aber besiegt und mußte barfuß vor dem König in Breisach erscheinen, sich auf die Erde werfen, seinen Fehler bekennen und um Gnade und Verzeihung bitten, die ihm der Bruder auch großmütig gewährte.

Heinrich erhob sich ein zweites Mal und gewann Mitverschworne. Otto sollte am Osterfest des Jahres 941 ermordet und Heinrich zum König ausgerufen werden. Der Plan wurde aber verraten. Viele Verschworene wurden hingerichtet. Heinrich selbst kam in schwere Haft nach Ingelheim. Sein stolzer Sinn konnte aber die Haft nicht ertragen; er entfloh nach Frankfurt und warf sich hier während des Frühgottesdienstes am Weihnachtstage 941 Otto zu Füßen. Dieser verzieh dem Bruder, der ihm nach Krone und Leben

getrachtet, eingedenk des Sanges der Himmlischen: „Friede auf Erden“ und im Hinblick auf die Bitten der Mutter. Solche Großmut bezwang Heinrichs stolzes Herz; er war fortan wie umgewandelt und wurde Ottos treuester Anhänger. Seine Gaben und sein Streben standen fortan nur im Dienste des Vaterlandes.

Der Gebrauch der „Schweizer-Schule“ im Pädagogik-Unterricht.

Von A—a in Ch.

Kann und soll die „Schweizer-Schule“ als Hilfsmittel für den Pädagogikunterricht gebraucht werden? — Ich glaube dies bejahen zu dürfen. Wenigstens für meine Seminaristinnen möchte ich die wertvollen Ergänzungen, welche diese Zeitschrift für die praktische Pädagogik bietet, nicht missen. Wie oft bringt dieselbe prächtige Artikel, besonders in den Beilagen „Volksschule“ und „Die Lehrerin“, die wie geschaffen sind, um als einschlagende Lektüre in den Pädagogikstunden benützt zu werden. Meine Schülerinnen freuen sich immer, wenn sie sehen, daß ich das ihnen wohlbekannte „Blättchen“ bringe.

Aber woher sollen wir Zeit nehmen, um im Pädagogikunterricht noch Artikel aus der „Schweizer-Schule“ zu lesen und zu *besprechen*, reichen doch die Stunden kaum aus, um den vorgeschriebenen Stoff für die Patentprüfung zu bewältigen! Ich stimme dem bei und sage: *Gerade weil* der Pädagogikunterricht, der doch im Seminar ein Hauptfach bilden soll, besonders durch die naturwissenschaftlichen Fächer genötigt wird, den kürzern zu ziehen, suche ich mich zu entschädigen.

Unter Pädagogikunterricht verstehe ich nämlich nicht nur das Durcharbeiten der vorgeschriebenen Thesen, sondern auch das öftere Besprechen praktischer, zeitgemäßer Fragen aus dem Gebiete der Pädagogik. Zu diesem Zwecke versammle ich meine Schülerinnen alle 14 Tage zu einem „Pädagogischen Kränzchen“. Bei schönem Wetter ziehen wir in den Wald. — Hier, unter den mächtigen Tannen, in tiefer Waldesstille, kommen unsere Fragen zur Sprache. Öfters lese ich dabei einen entweder den Zeitumständen oder dem behandelten Stoff im Pädagogikunterricht entsprechenden Artikel aus der „Schweizer-Schule“ vor, füge die nötigen Erklärungen bei und stelle Interesse erweckende Fragen. Am Schlusse wird von einer oder von mehreren Schülerinnen darüber eine Kritik abgegeben. Ich begnüge mich nicht mit dem *allgemeinen* Bemerken, daß der Artikel schön geschrieben sei u. s. w., sondern es muß gesagt werden, *warum* er schön sei, was gefallen habe, was besonders Praktisches für unsere Verhältnisse herausschaue. Öfters lasse ich dann ein *ähnliches Thema* fürs folgende „Kränzchen“ von einer bestimmten Schülerin ausarbeiten und *vortragen*. Es soll dieses kurze „Referat“ meine Seminaristinnen befähigen, sich über pädagogische Fragen frei auszusprechen. Wohl geht dies anfangs etwas unbeholfen, aber *es geht*,

— und wenn man aufmuntert und hilft, wird's nach und nach zur Freude. Ich erhielt im vergangenen Schuljahr mehrere wirklich gut ausgearbeitete Vorträge. Damit die Schülerinnen die Bearbeitung eines Themas noch lieber übernehmen, lasse ich das vorgetragene Referat auch ins Aufsatzheft eintragen.

Nach unserm kleinen „Referat" wird die Diskussion zur Besprechung des Gehörten oder auch anderer einschlagender Fragen eröffnet. Dazu wähle ich fast immer in der „Schweizer-Schule" besprochene Fragen und mache die Schülerinnen darauf aufmerksam; auch lese ich ihnen besonders bemerkenswerte Stellen vor. Dadurch lernen sie sich auf einem Gebiete aussprechen, auf dem sie später in Lehrerkonferenzen immer wieder ihr Urteil abgeben müssen. — Sprechen im gewöhnlichen Sinne können unsere Evastöchter schon. Ganz anders gestaltet sich die Sache, wenn sie vor einer „Versammlung", auch wenn diese nur aus den Mitschülerinnen und der Klassenlehrerin besteht, ihre Meinung abgeben sollen.

Im verlaufenen Schuljahr gab mir die „Schweizer-Schule" viel anregenden Stoff für unser „Kränzchen". Ich erinnere nur an den Artikel „Frühling" von J. Müller, der sehr schöne Anhaltspunkte bot zu einer Aussprache über die Erziehung der Kinder zur Naturſinnigkeit. Eine Frucht davon war die Ausarbeitung des Themas „Lerne und lehre lesen im Buche der Natur". Im schönen Mai war's, da lasen wir zusammen „Die Mutter Natur und die Mutter Maria" von Dr. P. Rupert Hänni; bei Beginn des neuen Semesters: „Man muß sich Ziele setzen" von Hans Mülli. Immer folgten die Zuhörerinnen mit großem Interesse, was mir die nachfolgende Kritik bewies. Wie oft bringt die „Schweizer-Schule" in letzter Zeit auch Artikel über „Staatsbürgerlichen Unterricht"! Da griff ich einige Hauptpunkte heraus — es gab ein Fragen und Gegenfragen, und als Frucht des Ganzen die Ausarbeitung des Themas: „Wie man staatsbürgerlichen Unterricht verstehen und erteilen soll." — Ich habe dabei noch für meinen Aufsatzunterricht den Vorteil, daß mir die Besprechung der Themen fast keine Zeit mehr beansprucht.

So ist mir die „Schweizer-Schule" eine liebe Frendin geworden. Meine Schülerinnen gewinnen sie auch lieb; sie sind in pädagogischen und methodischen Zeitfragen einigermaßen auf dem Laufenden und werden diese Fachzeitung nach dem Austritt aus dem Seminar nicht mehr missen wollen. — Und dies ist zuletzt noch, wenn auch nicht ein Hauptziel, so doch ein schönes Nebenziel — der „Schweizer-Schule" neue treue Abonnenten zuzuführen.

Mehr als Pest und Blattern und Hungersnot und Wasser und Feuer und Steinschlag und Erdbeben und Bär und Wolf und Gewürm, hundertmal mehr als das hat der Mensch dem Menschen Leides getan. O was könnte er sein, der Freund Mensch ohne den Feind Mensch!

Federer, Das Mätteliseppi.

Deus — Gott.

Etymologiſche Plauderei von Philologus.

Um die Deutung dieſer zwei Namen des höchſten Weſens hat ſich die Etymologie von jeher bemüht. Während nun das lateiniſche „Deus“ genügend aufgehellt iſt, liegt über dem deutſchen „Gott“ bis auf den heutigen Tag ein verhüllender Schleier, den man noch in jüngſter Zeit zu lüften verſucht hat.

Deus iſt bekanntlich aus dem Indogermaniſchen deivos entſtanden, das ſoviel heißt als der „Leuchtende“ oder der „Himmliſche“. Bei allen indogermaniſchen Völkern, d. h. bei den Indern, Perſern, Germanen, Griechen, Römern, Kelten, Slawen, findet ſich dasſelbe Wurzelwort zur Bezeichnung der Gottheit. Im Sanskrit devás, aus der Wurzel deja, di = ſcheinen, leuchten, dyaus lichter Himmel, Dyanspitar; im Griechiſchen das böotiſche *Δεύς = Ζεὺς πατήρ*; im Lateiniſchen deus, Jupiter = Diu-pater, (vgl. dies, Tag); im Althochdeutſchen Zio (nhd. Zieſtag, daraus verbildet Dienſtag); im Gotiſchen taikus; im Altisländiſchen Tyr, im Angelſächſiſchen Tig, gen. Tiwes, im Iriſchen dia „Gott“ u. ſ. w.

Bei der etymologiſchen Feſtlegung des Wortes iſt man zurückgegangen bis zur Sprache des uralten Kulturlandes Indien, bis zu den Veda-Büchern, (veda = Wiſſenſchaft), deren älteſte Teile bis in die Zeit von 2400—1200 vor Chriſtus hinaufreichen. Ein Blick in die Vedaliteratur zeigt uns eine Unzahl von Göttergeſtalten: Mitra, Indra, Varuna, Agni u. ſ. w. Aber im Rigveda heißt es: „Einer allein ſei Gott unter den Göttern“, und wie ein ſchwacher Nachhall dämmert noch die Erinnerung nach, dieſer eine höchſte Gott habe Dyu geheißen. „Aus den Trümmern einer untergehenden Glaubenswelt,“ ſagt Dr. Hardy,[1]) „in die des Rigveda herüberragend, ſteht in einſamer Größe der Himmelsgott Dyaus“ . . . . „Das jüngere Göttergeſchlecht, welchem, die Herrſchaft ſich zugewandt, hat mit ihr auch das urſprünglich von Dyaus unzertrennliche Beiwort empfangen und ſtrahlt nun im Glanze des „Himmelsherrn“. An einer Stelle heißt es: „Indra, dir haben die Götter in jeder Beziehung die ganze Herrſchaft eingeräumt, wie ſie Dyaus hatte.“ Es war ſomit Dyaus zwar noch nicht völlig vergeſſen, aber er war ſchon unverſtändlich geworden oder auf dem Wege, es zu werden. Indem man ſich daran gewöhnte, ſeinen Namen auf den ſichtbaren Himmel zu übertragen und einzelne Himmelserſcheinungen unter verſchiedenen Namen zum Range beſonderer Gottheiten emporſtiegen, erloſch die Erinnerung an ſeine perſönliche Vaterſchaft und alleinige höchſte Herrſchaft. In der neuen Ordnung der Dinge mußte daher Dyaus wie ein Fremdling erſcheinen.“

Man kann noch weitergehen und fragen: Wie kam es denn, daß Dyaus in Vergeſſenheit geriet und ſein Name auf Naturerſcheinungen übertragen wurde? Infolge der Verdunkelung des urſprünglichen Gottesbewußtſeins

[1]) Vediſch-Brahmaniſche Periode der Religion des alten Indiens S 23.

war eine durch die Sünde verschuldete Entfremdung des Menschen von dem einen lebendigen Gott eingetreten. Im Banne der Sinnlichkeit stehend, vermochte er nicht mehr die Gottheit als rein geistiges, übersinnliches, von der Welt verschiedenes unendliches Wesen zu fassen und suchte deshalb das ihm angeborne Bedürfnis einer Anerkennung und Verehrung der Gottheit durch die Vergötterung der materiellen Natur zu befriedigen. So wurde der ursprünglich monotheistische Gottesbegriff im trüben Prisma des Menschengeistes und Menschenherzens polytheistisch zerlegt, und die Fülle des Lichtes, die dem einen Gott, den die Schrift selbst „ignis consumens" nennt, innewohnt, auf eine Menge von Göttern verteilt. Es lag nahe, den Begriff des „Leuchtenden", „Strahlenden", „Scheinenden", „Himmlischen", „Heitern" auf die äußern, auf das Auge wirkenden Himmelserscheinungen zu übertragen. „Im Orient," sagt Döllinger, [1]) „wo bei stets klarem Himmel die Gestirne glänzender scheinen und die Menschen die Eindrücke dieser Himmelskörper lebhafter in sich aufnehmen, entwickelte sich die Astrolatrie, der Dienst der die Erde erleuchtenden Gestirne. Vor allem war es die Sonne, die große Springfeder der Natur, sie als der Mittelpunkt und die beherrschende Kraft der sichtbaren Welt, als der allgemeine Licht- und Lebensquell, durch welche sich die Menschen unwiderstehlich angezogen fühlten. Bei einer hohen, noch im Wachsen begriffenen Empfindlichkeit für Natureindrücke und kosmische Zustände gab man sich mit Sehnsucht und Leidenschaftlichkeit den siderischen Himmelsmächten hin, fühlte sich von ihnen wie mit magischer Gewalt beherrscht, und der Kultus, den man ihnen erwies, die Richtung aller Geisteskräfte auf sie, das Mit- und Nachempfinden ihrer Zustände, ihres Sinkens, Verschwindens und Wiedererscheinens, die ohnehin im ganzen Altertum herrschende Vorstellung, daß die Himmelskörper nicht tote, feurige oder erdige Massen, sondern lebendige, beseelte Wesen seien — alles dies verwickelte immer stärker in den Dienst völliger Vergötterung und Anbetung; die Religion wurde Astrolatrie."

Mutet uns nach dem Vorausgehenden das Wort „Deus" in etymologischer Hinsicht an wie eine schön aufgesprungene Blüte, so erscheint dem gegenüber der deutsche Ausdruck „Gott" fast wie eine fest verschlossene Knospe. Geheimnisvoll und dunkel wie das göttliche Wesen ist das Wort. Das heidnische got trat schon früh und allgemein an die Stelle des christlichen deus, wie denn überhaupt die geistlichen Leiter des Volkes bestrebt waren, echt deutsche Ausdrücke, die annähernd etwas Ähnliches bezeichneten, an Stelle der lateinischen zu setzen. Die christlichen Begriffe bekamen damit einen volkstümlichen Anstrich, und das Volk gewöhnte sich eher daran. So wurde z. B. auch das christliche Paschafest Ostern genannt, nach dem Namen der germanischen Frühlingsgöttin Ostara (= Aurora), deren Fest ungefähr zu derselben Jahreszeit gefeiert worden war; für propheta sagte man wizago (Weissager) oder forasago (Vorhersager); die christlich-jüdische gehenna

[1]) Heidentum und Judentum S. 56.

wurde durch die altgermanische hella (= Hölle) oder auch durch quala (= Qual) ersetzt u. s. w.

In der Zeit vor der genauen Erforschung der Lautgesetze verband man allgemein das Wort Gott mit dem Eigenschaftswort „gut"; darnach war Gott das alles gutmachende und gut ordnende Wesen, von dem schon die hl. Schrift sagt: „Disponit omnia suaviter". Doch diese Erklärung konnte als mit den Lautgesetzen unvereinbar vor der Wissenschaft nicht bestehen. Die urgermanische Form des Wortes „Gott" läßt sich zwar nach den Lautgesetzen unschwer erschließen. Mittel-althochdeutsch heißt sie got (Gen. gotes). Altsächsisch (Sprache des Heliand), niederländisch und altfriesisch god. Eine alte partizipiale Bildung lautet urgermanisch gudom, indogermanisch guthom, die man nun nach Weigands „Deutsches Wörterbuch" zu verschiedenen Verben der verwandten Sprachen stellen kann, entweder 1) zum altindischen hu = anrufen, huta = gerufen, oder 2) zum altindischen hu = opfern, hutás = geopfert, griechisch *χέειν*, *χυτός* = gießen, gegossen, oder 3) zum lateinischen fovere = wärmen oder favere = günstig sein. Ebenso verschieden wie die Wurzeln kann auch die Bedeutung sein, entweder abstrakt „die Anrufung, die Opferung", oder „das Angerufene, Geopferte" u. s. w. „Irgendwelche Sicherheit ist nicht zu erzielen," sagt Weigand. — In jüngster Zeit ist ein neuer Versuch gemacht worden. P. Joh. B. Wimmer hat im IV. Quartalheft 1917 der Innsbrucker Zeitschrift für katholische Theologie alle neuern, von maßgebenden Sprachforschern aufgestellten und begründeten Erklärungen sorgfältig geprüft und selbst eine neue, durch sprachgeschichtliche Tatsache gestützte Erklärung gegeben. Zuerst weist auch er nach, daß es unmöglich sei, eine unumstößliche Entscheidung über die Etymologie und die ursprüngliche Bedeutung des Wortes Gott zu geben, weil das gu — in gudam (welch letzterer Name in allen germanischen Sprachen zur Bezeichnung Gottes steht) mehrdeutig sei und eine Zurückführung auf verschiedene Ausgangspunkte in der indogermanischen Ursprache zulasse. Es könne daher Gudam bedeuten „das verehrte, das mit religiöser Verehrung behandelte Wesen"; auch sei die Deutung „das gefürchtete, ehrfurchtgebietende Wesen" möglich; ferner auch „das angerufene Wesen", und das „Wesen, dem Opfer dargebracht werden". In scharfsinniger Weise sucht nun P. Wimmer darzulegen, daß unter Berücksichtigung des Bedeutungswandels das indogermanische Wort für Anrufen mit indogermanischem Wort für „Trankopfer darbringen" identisch sei und demnach dank der Verbindung beider Bedeutungen auf Grund der Gleichheit der Sprachwurzel sich die Lösung ergebe: „Das durch Trankopfer angerufene Wesen".

Es kann nun allerdings keine der verschiedenen Deutungen eine völlige Gewißheit beanspruchen, wohl aber hat wenigstens jene Deutung die größte Wahrscheinlichkeit für sich, welche imstande ist, nachzuweisen, daß das vielgebrauchte weitverbreitete Wort noch andere wurzelverwandte germanische Wörter neben sich hat. Nach P. Wimmer dürfen wir nun jener Wurzel für gudam den Vorzug geben, die auch sonst in germanischen Wörtern vertreten

iſt, und das iſt nur indogermaniſch gheu —, ghu — = Opferguß ſpenden, gießen. Daher iſt das wahrſcheinlichſte, daß „Gott“ urſprünglich denjenigen bedeutet, „dem geopfert wird“, oder wenn wir mit unſerem Gewährsmann gheu —, ghu — für die gemeinſame Wurzel der beiden Wortſippen „opfern“ und „anrufen“ halten, iſt Gott „das durch Opfer angerufene Weſen“.

Unſere Orthographie.

Von F. A. H.

Im Jahre 1870 trug Dr. Bucher in der Lehrerkonferenz zu Kriens über die Vereinfachung unſerer Orthographie einen Vorſchlag vor, der darauf hinausging, alle Dehnungszeichen zu ſtreichen und alle gewöhnlichen Hauptwörter klein zu ſchreiben. Der Vortrag wurde gedruckt und an ſämtliche Lehrervereine der deutſchen Schweiz verſandt. Dula in Luzern und Sutermeiſter in Aarau taten diesbezüglich Schritte zur Verwirklichung des Planes, und man hatte gute Hoffnung, Bucher werde durchdringen. Prof. Brandſtetter, der heutige Erziehungsrat des Kantons Luzern, brachte dann in der Auguſt-Nummer der „Blätter für Wiſſenſchaft, Kunſt und Leben aus der katholiſchen Schweiz“ 1870 (Seite 420) einen Ergänzungsvorſchlag, man möge die ſtammhaften ie und die ſtammhaften h beibehalten. Bucher replizierte darauf im Oktoberheft (Seite 482): „Zur Deutſchen rechtſchreibung. Offener brif an herrn doktor Branſtetter. Es war recht braf fon dir, mein liber herr doktor, daß du dich auch etwas unſerer kranken ortografi annameſt. Die gute pazientinn verdint diſe freundliche ſorge wol im höchſten maçe —“ blieb aber bei ſeinem alle ie und h verpönenden Vorſchlage. Auf Seite 486 derſelben Nummer kam dann noch Dr. J. Hoppe in Baſel zum Worte und ſprach für das alte Syſtem: „Wollen wir dieſe Laute (Dehnungszeichen) ſchonungslos vertilgen, ſo reißen wir ein Stück Pſychologie aus unſerer Sprache und wir reißen ſelbſt aus unſern Wörtern das aus, was uns beim Denken ganz unentbehrlich ſein kann. Schreibt immerhin Troſt ſtatt Trooſt. Wer jedoch in Kummer und Betrübnis ſchmachtet, der verlangt klagend nach Trooſt, und hilferufend ſtöhnt er nicht in einem einfachen, ſondern in einem mehrfachen, verſchmolzenen o und oh. Das Schnauben der Wuth wird durch das h dieſes Wortes angedeutet. —“

Wo, wann und wie Dr. Buchers Vorſchlag beerdigt wurde, weiß ich nicht, es blieb beim Alten. Eine Vereinfachung hatte Buchers Idee gebracht, aber mir ſcheint, eine falſche. Ich unterbreite darum meinen Kollegen einen andern Vorſchlag.

Man verlangt heutzutage von uns Oberdeutſchen die Münchner Bühnenausſprache. Nun gut, dieſe hat keine Verdoppelungen, wie wir ſie im Allemanniſchen, beſonders im Luzernerdeutſchen haben, (der St. Galler hat ſie ſchon viel weniger). Hier ſprechen wir: Sonnnnne, während es gemeindeutſch bloß So-ne (mit kurzem o) lautet. (Die Luzernerbauern haben dasſelbe auch noch dann und wann, zum Beiſpiel im Worte e-gen, während ein Städter

ſchon eggen ſagt.) So mache ich den Vorſchlag, alle Verdoppelungen zu ſtreichen, die Dehnungen aber, wenn es zur Unterſcheidung durchaus notwendig iſt, ſtatt mit e und h durch den alten Zirkumflex wiederzugeben. Alſo: Kahn = kân, dagegen kann = kan, Muter und fater u. ſ. w.

An Stelle des ch ſoll bloßes h treten. Sprachgeſchichtlich entſpräche ch = kh dem pf, und ts dem z. Germaniſches k verwandelte ſich aber ausgenommen im allemanniſchen Anlaut nicht zu Kh (wie tehun zu zehan und papa zu Pfaffe). K blieb meiſt k, und was wir heute an ch haben, ſind meiſt germaniſche h. Man wird leicht einſehen, daß man auch heute noch „niht" ſtatt „nicht" ſchreiben kann wie im mhd. „liht" ſtatt „Licht". Dabei ſoll gleich bemerkt werden, daß ich dann durchaus verlangte, daß man die ſtammhaften h beibehalte und ſchreibe „ſah" und „geſiht". Bei befehlen ſoll das h wieder eingeſetzt werden, wo es hingehört, nicht als Dehnungszeichen zu e, ſondern nach l: befelhen, befelh, folgen —, zehn und zehen. Damit erreichte man dann auch die weichere Ausſprache für ch: Hoh, höhe, höhſt, ih, lahen; denn h ſoll überall gehört werden, aber gleich ſtark, da ſprachgeſchichtlich außer etwa bei ih (germaniſch ik), bei dem man aber gerade ſehr auf weiche Ausſprache dringt, alle h gleichwertig ſind.

Für ſch ſollte auch etwas Einfacheres erfunden werden. Ich ſchlage vor, das Joch dafür zu gebrauchen und das Joch im übrigen fallen zu laſſen, wie mans jetzt im Lateiniſchen auch macht. Man ſchreibe alſo: ſchlimm = jlim, was einen nun allerdings komiſch anmuten mag, aber alles iſt Gewohnheit. Die Spanier führten in den letzten Jahrzehnten dieſes Joch an Stelle des x ein und ſchreiben Mejico ſtatt Mexico. Schiller würde alſo Jiler geſchrieben; dagegen Schieler = ſiler. Wenn man aber ein neues Zeichen findet, iſt's auch recht. Aber wie übel wir dran ſind, wenn wir fremde Wörter, etwa hebräiſche, ſchreiben ſollen, ſieht man, wenn ich ſchreibe haſchſchamajim; zwei ſch nach einander iſt ſchrecklich; wie viel beſſer macht ſich hajjamaiim.

Immerhin könnte man wenigſtens bei ſh ſtehen bleiben und ſchreiben: Shiler, aber ſtab, ſneke, ſmerz. — Auch ſollte der Umlaut von a wieder überall ä, nicht teilweiſe e geſchrieben werden: Ältern, ädel, dänken, ſmälzen, ſmälzte, aber ſmelzen, ſmolz, dafür aber die heute eine Ausnahmsſtellung einnehmenden ſtarken Zeitwörter lügen, trügen, ſchwören wieder ligen, trigen, ſweren geſchrieben werden.

Probe (one andeutung der denung).

Ih ſmeihle mir niht mit dem gedanken, mein forſlag werde durhdringen, aber ih dähte, ſhön wäre es doh und eine erleihterung niht nur für di kinder ſondrn auh für di groſen, di doh gewis imer di libe not mit dem ſreiben haben. Niht ale wolen heute ſhon di ganze rehtſhreibfereinfahung annemen, wen man aber bedenkt, wi fil ſhon ſeit hundert iaren in ſahen geſhehen iſt, wird man begründete hofnung haben könen, das es wenigſtens langſam beſer komt. Das kleinſreiben hat ſiher ſhon fil boden gewonen; ſobald ein haupt-

wort niht mer wirklih rihtiges hauptwort ist, wirds doh shon klein geshriben, was ein gewaltiger fortshrit ist.

Mit andeutung der dênung.

Ône zweifel würde sih di anwendung des zirkumflex poetisher ausnêmen, wenigstens auf langen stamsilben und manhem gefile es beser. Imerhin müste man dan auh di mhd. shreibung der langen ääöü mit in kauf nêmen, da sih ein zirkumflex auf den beiden punkten niht shön ausnaeme, das heist, man shribe: ae, oe, ue. Z. b. fuelen = fühlen, fülen = füllen, saelig, aber sheusälig, hoele und höle. Aber ih dänke, es sei eine andeutung der länge niht notwendig, wenigstens selten genûg, etwa im worte stêle *(στήλη)* zum untershid zu stele = Stelle. Wir haben uns ja längst daran gewoent, „dir" lang zu sprehen ône es mit h zu shreiben wi dis bei „ihr" geshît; wir könen es also auh bei den andern wörtern tûn.

Zunftstube.

Elymas, der Magier. Gemäß der Apostelgeschichte begegnete Paulus beim Prokonsul Sergios Paulus einem Magos Pseudoprofetes jüdischer Herkunft, namens Barjesus. An anderer Stelle wird dieser Mann Elymas der Magier genannt mit der Beifügung: so heißt die Übersetzung seines Namens. Elymas ist also soviel als Magos, als Tempelastrolog: der phönikische Titel einer besondern Priestergattung. Hubert Grimme hat diese Bedeutung nachgewiesen in der Orientalistischen Literaturzeitung 1909, Seite 207. Auf einer Inschrift aus Pozzuoli wird derselbe Titel Eleim geschrieben. Siehe Ephemeris für semitische Epigraphik 1918, Seite 88. H.

Aus der Sprachgeschichtsstunde. Professor: Indogermanisches f wird also germanisches b. „Herr Meier, geben Sie mir ein naheliegendes Beispiel aus dem Französischen." Meier: „Die Eisenbahnwagen sind französisch CFF, deutsch SBB angeschrieben"! F. A. H.

Literatur.

Wilms, P. **Hieronymus** O. P., **Das Beten der Mystikerinnen,** dargestellt nach den Chroniken der Dominikanerinnenklöster zu Adelhausen, Dießenhofen, Engeltal, Kirchberg, Oetenbach, Töß und Unterlinden. — Quellen und Forschungen zur Geschichte des Dominikanerordens in Deutschland. Herausgegeben von Paulus von Loë O. P. und Benedictus Maria Reichert. Elftes Heft. 8°. (XII. u. 180 S.) Leipzig, Otto Harrassowitz, 1916.

Vorliegendes Buch bedeutet eine wertvolle Bereicherung der wissenschaftlichen Literatur über die mittelalterliche deutsche Mystik. Auf Grund der in der Überschrift angeführten Chroniken wird darin das geistliche Leben von sieben der bedeutendsten Dominikanerinnenkonventen in der Zeit ihrer religiösen Hochblüte systematisch dargestellt. Nach einem einleitenden Kapitel über die katholische Auffassung des Gebetslebens auf Grund der Theologie

des hl. Thomas von Aquin folgt die Darlegung des klösterlichen Gebetslebens, wie es in den genannten Nonnenkonventen gepflegt wurde. Die Darstellung zerfällt in 6 Kapitel. Kapitel 1—3 behandeln das mündliche Gebet (Chorgebet, mündliches Privatgebet, Empfang der Sakramente), Kapitel 4—6 das betrachtende Gebet in drei Abstufungen: einfache Betrachtung (Denken an Gott und göttliche Dinge), Leben der Sammlung (beständiger Wandel in Gottes Gegenwart) und außerordentliches Gebetsleben (Visionen, Ekstasen, Weissagungen und Wunder). Überall läßt der Verfasser die Chroniken selber sprechen, seine Arbeit besteht der Hauptsache nach in der Sichtung und Gruppierung der in den Chroniken gebotenen Mitteilungen. Es war das keine geringe Arbeit, und die Gefahr der Wiederholung war fast unvermeidlich. Tatsächlich bringt das Kapitel über das außerordentliche Gebetsleben mehrere Aufschlüsse, die wir bereits in frühern Kapiteln erhielten. Doch im großen und ganzen ist die schwierige Aufgabe sehr gut gelöst. Einen besondern Vorteil des Buches sehen wir in dem bereits angeführten Umstand, daß der Verfasser überall die Quellen selber sprechen läßt. Wo eine Beurteilung einzelner Erscheinungen geboten wird, neigt sie eher zu milder als zu strenger Kritik. Die Zitate sind in altertümlich gefärbtem Neuhochdeutsch gegeben, ein glücklicher Mittelweg, den bekanntlich auch Denifle und Oehl in ihren Mystikerausgaben einschlugen.

Es ist ein Kulturbild von ergreifender Schönheit und Farbenfülle, das uns Wilms in seinem äußerlich anspruchslosen Buch entwirft. Es spricht von schlichten Seelen, die aber im eminenten Sinne das pflegten, wonach heute alle ernsten Kreise verlangen, religiöses Innenleben. Und dadurch erhält das Buch neben seinem wissenschaftlichen auch einen religiös-aszetischen Wert. Möge es recht viele Leser finden, nicht bloß bei Geistlichen, sondern auch bei ernsten gebildeten Laien. Der auch in katholischen Kreisen nicht selten ausgesprochene Satz von der Nutzlosigkeit rein beschaulicher Orden und Klöster wird darin in schlichter, aber schlagender Form widerlegt. P. L. H.

Deutsche Gebete. Wie unsere Vorfahren Gott suchten. Ausgewählt und herausgegeben von **Br. Bardo.** 3. Auflage. Freiburg i. B. Herder'sche Verlagshandlung. 1917. (XIV u. 238 S.)

Aus geistlichen und weltlichen Schriftstellern des Mittelalters, sowie des 16. und 17. Jahrhunderts wird hier ein regelrechtes Gebetbuch zusammengestellt, aus dem eine kräftige, gesunde Frömmigkeit spricht. Der Herausgeber zeigt große Belesenheit und im allgemeinen eine glückliche Hand bezügl. der Auswahl. Natürlich ist der Wert der einzelnen Stücke verschieden. So ist der Beichtspiegel (S. 69 ff.) mit seinen unbestimmten Ausdrücken kaum zum Gebrauche zu empfehlen, ein gesundes modernes Gebetbuch mit klarer Terminologie wird hier bessere Dienste leisten. Die Überschrift des Büchleins ist in Rücksicht auf die Gegenwart erklärlich, könnte aber leicht mißverstanden werden; die Gebete sind frei von Chauvinismus und können von jedem guten Christenmenschen gebraucht werden. P. L. H.

4. Jahrgang. Nr. 7. 31. Okt. 1918.

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Die Helvetik, ein politisches und kirchenpolitisches Jahrhundertprogramm. — Ein Romantiker zur Friedensarbeit der Kirche. — Ein Rest alemannischen Totenkultes. — Zunftstube. — Bücherschau.

Die Helvetik, ein politisches und kirchenpolitisches Jahrhundertprogramm.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

Das 18. Jahrhundert stand an seiner Neige, da schlugen die Wogen der großen Revolution in die Schweiz und warfen das morsche Gebäude der Eidgenossenschaft in Trümmer.

Die Vorboten der kommenden Dinge zeigten sich schon anfangs der neunziger Jahre: im Bistum Basel, damals noch ein „zugewandter Ort“ der Eidgenossenschaft, wurde vom abtrünnigen Weihbischof Gobel und seinen Helfershelfern gegen den Landesfürsten, den Bischof Joseph Sigismund von Roggenbach, ein Aufruhr in Szene gesetzt, und Frankreich nahm davon Anlaß, zuerst (1792) den deutschen, dann (1797) den schweizerischen Teil des Bistums zu besetzen. Sofort ließen die Revolutionäre ihrem Hasse gegen das Christentum freien Lauf: die Klöster, u. a. das berühmte Bellelay, wurden aufgehoben, die Kirchengüter weit unter ihrem Werte verschleudert, Altäre und heilige Gefäße unter sakrilegischen Freveln zerbrochen, die Glocken in die Stückgießereien geschickt. Da die meisten Geistlichen den Konstitutionseid verweigerten, traf sie eine blutige Verfolgung, und während die Fanatiker des Atheismus in Pruntrut, Delsberg und Saignelégier im Dienste der Vernunftgöttin wahre Orgien feierten, mußte sich der christliche Gottesdienst auf einsame Gehöfte und in das Dunkel der Nacht zurückziehen.

Aehnliche Vorgänge wie im Bistum Basel ereigneten sich in den katholischen Gemeinden des heutigen Kantons Genf. Kaum war er, als Departement Montblanc, Frankreich einverleibt worden, als auch der Kampf gegen die Kirche begann. Der Bischof von Genf, Mgr. Paget, wurde „abgesetzt“, die Priester zur Flucht gezwungen; einige unter ihnen bezahlten ihre Treue gegen die Kirche und den Glauben mit dem Tode, so die beiden Vikare Vernaz und Joguet[1]).

Inzwischen hatten die beiden Freimaurer Peter Ochs, Oberzunftmeister von Basel, und Friedrich Cäsar Laharpe von Rolle das französische Direktorium zur Befreiung der Waadt von der „Tyrannei“ der Berner aufgefordert und ihm zugleich den Weg zur Unterwerfung der gesamten Eidgenossenschaft gewiesen[2]). In Anbetracht der strategischen Wichtigkeit des Landes, der Millionen, die in den Schatzgewölben mehrerer Kantone lagen, und ihrer reich ausgestatteten Arsenale waren die Wünsche der französischen Regierungsmänner und Heerführer schon längst auf die militärische Besetzung der Schweiz gerichtet. So kam ihnen der von den beiden „Patrioten“ gebotene Kriegsvorwand äußerst gelegen, und 1798 rückten ihre beutegierigen Horden über die schweizerischen Grenzen. Die Eidgenossenschaft, innerlich zerklüftet und gespalten, vermochte sich nicht zu einem einheitlichen Widerstand aufzuraffen und

[1]) P. Fridolin Segmüller O. S. B., Blätter aus der Kirchengeschichte der Schweiz zur Zeit der Helvetik (Programm zum Jahresbericht der Stiftsschule Einsiedeln 1894/95) 1 ff.

[2]) G. J. Baumgartner, Geschichte des schweizerischen Freistaates und Kantons St. Gallen, (Zürich und Stuttgart 1868) I 200 ff. W. Oechsli, Geschichte der Schweiz im 19. Jahrhundert I (Leipzig 1903) 113 ff. C. Hilty, Oeffentliche Vorlesungen über die Helvetik, Bern 1878, 123 ff. 185 ff.

erlag trotz vereinzelter Heldenkämpfe der Uebermacht. Auf ihren Trümmern erhob sich, scheinbar frei, in Wirklichkeit ein Anhängsel Frankreichs, die „eine und unteilbare helvetische Republik".

Die neue Staatsverfassung war ein getreuer Abklatsch der französischen Konstitution. Die Zentralbehörden setzten sich zusammen aus dem gesetzgebenden Körper — mit zwei Kammern: dem Großen Rat und dem Senate —, einem fünfgliedrigen Vollziehungsdirektorium und dem obersten Gerichtshof. Die Obrigkeiten der Kantone, die, mehrmals neu umschrieben, zu bloßen Administrationskreisen ohne Selbständigkeit und Eigenart degradiert wurden, bestanden aus dem Regierungsstatthalter, den das Vollziehungsdirektorium ernannte, einer Verwaltungskammer und einem Kantonsgericht. Die kantonalen Bezirke hatten einen vom Regierungsstatthalter gewählten Unterstatthalter und untere Gerichte. Ueberall herrschte der Grundsatz, daß Unterbeamte von ihren unmittelbaren Vorgesetzten ernannt werden. Im ganzen bildeten also die Behörden eine vollständige Beamtenhierarchie, wie sie in Frankreich heute noch besteht; an ihrer Spitze stand das mit fast unumschränkter Macht ausgestattete Vollziehungsdirektorium[1]).

Durch die neue Schöpfung sahen die Jungliberalen, die „Patrioten" wie sie sich nannten, mit einem Mal ihre kühnsten Träume verwirklicht, brachte doch die Helvetik den vollendeten Einheitsstaat und verhieß überdies ein ebenso vollendetes Staatskirchentum. Freilich sollte sie nur kommen, um gleich wieder zu verschwinden. Dennoch war sie mehr als nur eine Eintagserscheinung: sie bedeutet für das neue Jahrhundert das Programm im Guten wie im Schlimmen. Sie hat die meisten Fortschritte vorgezeichnet, die das schweizerische Staatswesen seither gemacht. Die staatliche Einheit vor allem, durch welche die Schweiz wieder stark geworden ist, — allerdings nicht in der unschweizerischen Form des Einheitsstaates —, die Einheit des Militärs, des Rechts, die Zentralisation von Post, Zoll, Münze, Maß und Gewicht, die Entwicklung der politischen neben der bürgerlichen Gemeinde, der Ausbau des Volksschulwesens, die freie Niederlassung, das Schweizerbürgerrecht, die Errichtung eines obersten eidgenössischen Gerichtshofes: all das und anderes mehr, was die Helvetik angestrebt, hat im Laufe des 19. Jahrhunderts schrittweise und zum Teil mit wohltätigen Modifikationen seine Verwirklichung gefunden. Ein für allemal hat sie den Unterschied zwischen regierenden Orten und beherrschten Untertanenländern aufgehoben, die politischen Vorrechte des Patriziates und der Städte abgeschafft, Grund und Boden, Handel und Gewerbe von der früheren Gebundenheit befreit und die prinzipielle Gleichheit aller Staatsgenossen zum unverletzlichen Grundsatz des öffentlichen Lebens erhoben[2]).

Wenn die helvetische Republik trotz alledem, kaum, daß sie das Licht des Lebens erblickt, wieder unterging, so lagen die Gründe dafür, abgesehen von ihrer finanziellen Schwäche, im Hasse des Volkes. Die neue Staatsordnung besiegelte den Untergang der nationalen Unabhängigkeit. Fremde Eroberer und Plünderer hatten sie auf den Spitzen ihrer Bajonette gebracht und mit ihr den Allianzvertrag, der die Söhne des Landes in die Armeen Frankreichs stieß, die Schweiz dagegen zum Tummelplatz fremder Heere machte. Dazu kamen unerträgliche Einquartierungen und Erpressungen[3]), die Beschlagnahme der in den öffentlichen Kassen niedergelegten Ersparnisse jahrhundertelangen Fleißes, und vor allem das furchtbarste Kriegselend: Raub, Mord, Schändung ohne Ende[4]); die Schweiz war zeitweise „nur noch ein großes Feuermeer"[5]), ganze Gegenden verödet und verarmt, Staat und Gesellschaft von völligem Zusammenbruch bedroht[6]).

Die neue Verfassung selber aber wurde schon infolge der Hast und der Rücksichtslosigkeit, womit sie die Neuerungen über-

---

[1]) J. Schollenberger, Geschichte der schweizerischen Politik, II, Frauenfeld 1908, 33 ff. Hilty aaO. 213 ff. Derselbe: Die Bundesverfassungen der schweizerischen Eidgenossenschaft, Bern 1891, 336 ff.

[2]) Ph. A. v. Segesser, Rechtsgeschichte der Stadt und Republik Luzern (1850 ff.) IV 734. Hilty, Vorlesungen 216 ff. 598 ff. Th. Curti, Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert 702 ff.

[3]) Vgl. Johannes Strickler, Aktensammlung aus der Zeit der helvetischen Republik (Bern 1886 ff.) I No 6 S. 610. Anton von Tillier, Geschichte der helvetischen Republik, Bern 1843, I 406. Franz Joseph Gut, Der Ueberfall in Nidwalden im Jahre 1798 in seinen Ursachen und Folgen, Stans 1862, 18 ff. Baumgartner aaO. I 397 ff. u. a.

[4]) Strickler aaO. I No. 89 S. 897 f. II No. 13 S. 102 ff. Tillier aaO. I 236 u. a.

[5]) Hilty aaO. 188 ff. 264 ff. 313 ff. Oechsli aaO. 182.

[6]) Baumgartner aaO. I 413.

stürzte, als unerträgliche Bedrückung empfunden. Von heut auf morgen gedachten ihre Urheber zu Ende zu führen, was, wenn es überhaupt lebensfähig war, erst in langjähriger Entwicklung reifen konnte; ein Versuch, das Neue in organischen Zusammenhang mit dem Althergebrachten zu setzen, wurde geflissentlich vermieden, und der Bruch ohne jede Rücksicht auf tiefeingewurzelte Rechtsordnungen und Ueberlieferungen, ohne Schonung der so verschiedenartigen Bedürfnisse und Gewohnheiten der einzelnen Landes- und Volksteile vollzogen[1]). Ueberdies konnte die neue „Freiheit" einen Vergleich mit der alten nicht aushalten. Die schrankenlose Tyrannei des liberalen Bürgerklubs, der das Volk als eine Null, seinen Rücken als ein Versuchsfeld für alle möglichen Projekte betrachtete, war gegen die patriarchalische, wenn auch noch so verknöcherte Aristokratenherrschaft ein unheilvoller Tausch. Sogar die ehemaligen Untertanenländer, denen doch jetzt die Befreiung angekündigt wurde, standen ihr zu großem Teil mit Mißtrauen, bald auch mit Abneigung und unverhohlenem Hasse gegenüber[2]). Den alten Landsgemeindekantonen vollends erschien der drückende, starre Beamtenstaat mit seinem kostspieligen[3]), bürokratischen Verwaltungsmechanismus im Gegensatz zu ihren lebensvollen, selbstgeschaffenen Volksverfassungen mit dem billigen Regierungshaushalt geradezu wie ein Hohn[4]). Das Trachten nach der unumschränkten Freiheit, wie es im Wesen des Liberalismus liegt, erzeugt eben naturnotwendig den Hunger nach der absoluten Macht der eigenen Faktion und hiemit, mag sich nun dieser Absolutismus in monarchische oder demokratische Formen kleiden, den Willen zur Unterwerfung und Knechtung aller übrigen Parteien auf dem politischen und wirtschaftlichen wie auf dem geistigen Gebiete; mit der freien Volksregierung verträgt es sich nicht.

Noch weniger mit der freien Kirche! Und darin, daß die helvetische Republik von Anfang an und zielbewußt eine feindselige Stellung gegen die Kirche einnahm, ja auf ihre Unterdrückung ausging[5]), bestand in den Augen des Volkes ihr Hauptgebrechen und -Verbrechen.

Wohl prangte auf dem Banner der Helvetik neben den andern „Freiheiten" auch die Religions- und Gewissensfreiheit. Allein daß diese Freiheit nur ein Aushängeschild war, hinter dem sich die blutigsten Verfolgungen der Religion und Kirche verbergen konnten, das hatte die Revolution in Frankreich nur zu deutlich gezeigt. Nicht die Freiheit für die Religion, sondern die Freiheit von der Religion war gemeint. In der Tat arbeiteten die leitenden Regierungsmänner — Freimaurer und Illuminaten — jetzt auch in der Schweiz auf den völligen Umsturz der bestehenden kirchlichen und religiösen Verhältnisse, um auf ihren Trümmern allmählich die Zwingburg ihrer atheistischen Meinungstyrannei zu errichten[6]).

[1]) Hilty aaO. 209 ff. Gut aaO. 162 ff. Th. Curti, Geschichte der Schweiz im XIX. Jahrhundert (Neuenburg o. D.) 165: „Die meisten Denker des 18 Jahrhunderts konstruierten sich den Menschen und die Welt logisch, aus ihrem Geiste; sie hatten wenig Verständnis für die geschichtliche Entwicklung und begriffen den Fortschritt nicht als das Ergebnis der freien Arbeit aller Geister, sondern des Zwangs, welchen eine aufgeklärte Partei, ein Klub, ein Meinungstyrann ausüben dürfe. In den Tagen Robespierres ist diese ungeschichtliche Auffassung auf die Spitze getrieben worden und gescheitert; doch waren die Nachwirkungen der jakobinischen Schule noch lange wahrnehmbar und sind es heute noch." Aehnliche Aeußerungen bei Hilty: Bundesverfassungen 339, und: Das heutige Staatsrecht der schweizerischen Eidgenossenschaft (bei Seippel, Die Schweiz im 19. Jahrhundert, Bern und Lausanne 1899 I 415).

[2]) Baumgartner aaO. I 128. Hilty, Vorlesungen 165 f. Segmüller aaO. 10.

[3]) Gut aaO. 19 f. Baumgartner aaO. I 404. Hilty, aaO. 259 f.

[4]) Man vergleiche die scharfe Kritik, welcher der liberale K. H. Gschwend, Landespräsident im obern Rheintal (Eingabe an Peter Ochs vom 22. März 1798) und die Vertreter der ostschweizerischen Landschaften (Notenentwurf vom 5. April 1798) die Konstitution unterzogen (Strickler aaO. I Einleitung No. 1780 und S. 605 No. 3). Ferner das „Politische Glaubensbekenntnis des Distrikts Stans" vom 13. Januar 1800 (Gut aaO. 618 ff.). Treffend sagt der liberale Leopold Wiese: „Immer ist mir die tatsächliche Wirklichkeit aller Zeiten trotz ihrer Mängel barmherziger, mannigfaltiger und biegsamer erschienen als die starren und unfreundlichen Systeme, die Menschenköpfe einem Prinzipe zuliebe ausgebrütet haben. Es scheint, als wenn das abstrakte Denken in eine boshafte und schwerfällige Einseitigkeit verfallen muß, sobald es sich zum Richter aufspielt. Pedantisch, doktrinär und lebensfeindlich baut es aus Menschenleibern und Menschenseelen eine saltstrenge, frostig-kleinliche Welt über Regelmäßigkeit . . . Kein Tyrann in barbarischen Ländern ist jemals so hart gewesen wie der abstrakte Ethiker bei seinem Gedankenspiele mit Menschenschicksalen." (Der Liberalismus in Vergangenheit und Zukunft, Berlin 1917, S. 46.)

[5]) Tillier aaO. I 219.

[6]) Ueber die Wirkung der Religionsfreiheit in der Schweiz berichtet Tillier aaO. I 229: „Während viele Rechtschaffene schweigend aushalten mußten, trieben . . . die Bekenner und Prediger

Schon die konstitutionellen Religionsartikel standen im offenen Widerspruch mit den Grundsätzen des Christentums oder klangen wenigstens so zweideutig, daß sie sich leicht mißbrauchen ließen[1]). Der Standpunkt der Verfassung war die unbedingte religiöse Indifferenz. Sie löste das staatliche und gesellschaftliche Leben von seiner bisherigen Grundlage, der Religion, ab, als Ersatz sollte die Aufklärung dienen. Sie erkannte keine objektive göttliche Wahrheit, keine Kirche an, sondern nur Meinungen und Sekten; an die Stelle der göttlichen Autorität setzte sie die Allmacht des Staates. Dieser hatte fortan als der höchste Richter des Gewissens, als die alleinige Quelle des Rechtes zu gelten. Folgerichtig fiel vor allem das bisher geltende Kirchenrecht, das auf göttlicher Einsetzung und geschichtlicher Entwicklung beruhte, dahin. Die Kirche durfte keine andern Ansprüche mehr erheben als jene, die ihr der grundsätzlich ungläubige Staat noch zuzugestehen geruhte.

Gegenüber dieser grundstürzenden Umwälzung der althergebrachten Auffassung der Beziehungen zwischen Kirche und Staat mochte es fast als geringfügig erscheinen, daß die Freiheit, wie sie von der Verfassung bestimmt wurde, sich gegen die Unauflöslichkeit der Ehe, gegen die Ordensgelübde usw. ausbeuten ließ, anderseits der Lasterhaftigkeit allen Vorschub leistete, daß die überlieferte konfessionelle Geschlossenheit zertrümmert, der öffentliche Gottesdienst der willkürlichen Beschränkung durch die Staatsbeamten, die Verkündigung des Wortes Gottes der polizeilichen Kontrolle unterworfen, die Geistlichen „mit auffallender Verletzung der Rechtsgleichheit“[2]) für politisch rechtlos erklärt, die Verbindung der Katholiken mit ihrem Oberhaupte, dem Papst, in Frage gestellt und den Verheerungen einer glaubens- und sittenlosen Presse Tor und Tür geöffnet wurde: Bestimmungen, die um so verhängnisvoller waren, weil mit der Unterdrückung der kantonalen Autonomie und Souveränität die Regelung der religiösen Verhältnisse den konfessionell gerichteten Kantonen entwunden und dem interkonfessionellen eidgenössischen Recht unterstellt wurden[3]).

Kein Wunder, daß die Annahme der helvetischen Verfassung noch mehr aus religiösen als aus politischen Gründen auf den

---

des Atheismus, der Unsittlichkeit und der Unordnung ungestört ihr Wesen, lange geächtete Verbrecher kehrten frei in ihre Gemeinden zurück und scheuten sich nicht, mit jeder Schandtat zu prahlen.“ Vgl. Hilty, Das heutige Staaatsrecht ꝛc. (Seippel aaO. I 461): „Ihre (der atheistischen ‚Ansicht‘) Gefährlichkeit, vom politischen Standpunkte aus betrachtet, besteht darin, daß sie, zur Herrschaft gelangt, die Freiheit niemals anerkennt, die sie auf der ersten Stufe des Wachstums für sich in Anspruch genommen hat. Bemerkenswert sind darin die Erfahrungen der französischen Revolution.“ Wirklich wollte schon Rousseau, der Vater des modernen Demokratismus, in seinem Contrat social jeden mit dem Tode bestraft wissen, welcher der bürgerlichen „Religion“, wie er sie seiner Idealrepublik gibt, den Rücken kehrt (Vgl. Wiese aaO. 42).

[1]) Die hauptsächlichsten Artikel der Konstitution, die sich direkt oder indirekt auf die Religion beziehen, sind folgende: „4. Die zwei Grundlagen des öffentlichen Wohls sind Sicherheit und Aufklärung . . . 5. Die natürliche Freiheit des Menschen ist unveräußerlich. Sie hat keine anderen Grenzen als die Freiheit jedes andern und gesetzmäßig erwiesene Absichten eines allgemein notwendigen Vorteils . . . 6. Die Gewissensfreiheit ist uneingeschränkt; jedoch muß die öffentliche Aeußerung von Religionsmeinungen den Gesinnungen der Eintracht und des Friedens untergeordnet sein. Alle Gottesdienste sind erlaubt, insofern sie die öffentliche Ruhe nicht stören und sich keine herrschende Gewalt oder Vorzüge anmaßen. Die Polizei hat die Aufsicht darüber und das Recht, sich nach den Grundsätzen und Pflichten zu erkundigen, die darin gelehrt werden. Die Verhältnisse einer Sekte mit einer fremden Obrigkeit sollen weder auf die Staatssachen noch auf den Wohlstand und die Aufklärung des Volkes einigen Einfluß haben. 7. Die Preßfreiheit ist eine natürliche Folge des Rechtes, das jeder hat, Unterricht zu erhalten. 26. Die Diener irgend einer Religion werden keine politischen Verrichtungen versehen, noch an Urversammlungen beiwohnen.“ (Strickler aaO. I No. 2 S. 567 ff.)

[2]) Johann Dierauer, Geschichte der schweizerischen Eidgenossenschaft V. (Gotha 1917) 41. Vgl. auch den Brief des Helvetikers Johann Samuel Ith an Minister Stapfer, seinen ehemaligen Schüler, vom 15. Juli 1798. (R. Luginbühl, Aus Ph. Stapfers Briefwechsel. Quellen zur Schweizergeschichte XI. Basel 1891, 30 f.) Wohl durch ihn veranlaßt bezeichnete Stapfer in einer Eingabe an die helvetische Regierung vom Jahre 1800 die Verkürzung der Geistlichen in ihren Bürgerrechten als „einen solchen Widerspruch mit den Rechten des Menschen und den Interessen des Staates, eine so augenscheinliche Ungerechtigkeit, daß darüber unter Denkenden und Rechtgesinnten nur eine Stimme sein kann“. Zitiert bei Alois Henggeler: Der Untergang des kanonischen Rechtes in Luzern und die Stellung der Geistlichkeit, § 5 S. 34. („Aus Recht und Geschichte der kath. Kirche in der Innerschweiz“ 2. Heft. Luzern 1909, gedrucktes Manuskript. Ich ergreife hier die Gelegenheit, dem hochwürdigen Herrn Verfasser dieser ausgezeichneten Monographie, die hoffentlich noch weiteren Kreisen zugänglich wird, den besten Dank für die Zuvorkommenheit auszusprechen, mit der er mir seine Arbeit zur Verfügung gestellt hat.)

[3]) Vgl. die Kritik der Religionsartikel der Konstitution bei Gut aaO. 28 ff. und bei Henggeler aaO. § 5 S. 26 ff. — Wie man im freisinnigen Lager die konstitutionellen Religionsartikel auffaßte,

größten Widerstand stieß. Namentlich fühlten sich die Katholiken in ihrem Gewissen über den Eid beunruhigt, den jeder Bürger auf die Konstitution abzulegen hatte[1]). Daß die Eidesleistung, wenn überhaupt, jedenfalls nur unter dem Vorbehalt der Rechte der Kirche und der Religion geschehen dürfe, schien zweifellos. Der Umstand, daß dieser Vorbehalt, der die Bedenklichkeiten zum größten Teil gegenstandslos gemacht hätte, von der Regierung rundweg abgelehnt wurde[2]), mußte die redlich Denkenden erst recht stutzig machen. Leider zeigte sich aber bei einigen der damaligen kirchlichen Obern ein bedauerlicher und folgenschwerer Mangel an Einsicht, Kraft und Entschlossenheit. Im Widerspruch mit dem apostolischen Nuntius und den Bischöfen von Basel, Chur usw. erklärte die Kurie von Konstanz und das Kommissariat von Luzern nach langem Schwanken und zweideutigem Verhalten die Verfassung als annehmbar und den Eid vorbehaltlos für erlaubt[3]). Die Spaltung unter den Hirten der Kirche ging auch auf den Seelsorgeklerus und von ihm auf das Volk über. In seiner Mehrheit aber vermochte sich dieses mit dem gegebenen Entscheid nicht abzufinden. Die Beschwichtigungsversuche der liberalen Geistlichen vermehrten nur sein Mißtrauen[4]). Zum äußersten bereit ergriff es die Waffen zur Verteidigung seiner alten politischen Freiheiten und der ewig heiligen Güter der Religion und Sitte. In den blutigen Heldenkämpfen am Rotenturm, in einigen luzernischen Landschaften und vor allem in Nidwalden durch die Uebermacht niedergerungen, fügte es sich erst, als von der helvetischen Regierung die feierliche Zusicherung kam, die, zur rechten Zeit gegeben, namenloses Unglück verhindert hätte[5]), „daß die Eidesleistung lediglich auf die bürgerlichen Verhältnisse sich beschränke und die Religion nicht im mindesten berühre“[6]).

(Schluß folgt.)

Es stirbt durch Rosses Hufen
kein Hälmlein in dem Feld,
daß, der den Reiter gerufen,
nicht werde drum in das Gericht gestellt. Brentano.

Die Buam mußt nehmen wie junge Roß, die ziehen lernen. Die Zügel immer so, daß das Roß spielen kann, aber auch immerlings so fest, daß es nie steigt.

Schrott-Fiechtl, Bauernprofessor.

---

darüber gibt uns der Rationalist Ith recht klaren Aufschluß. Er findet im 6. Artikel der Verfassung „folgende ausdrückliche Sätze: 1. Daß der Staat die Religions- und Gewissensfreiheit anerkennt und folglich in Schutz nimmt. 2. Daß er die Kirche seiner Souveränität unterordnet. 3. Daß er den öffentlichen Gottesdienst durch Polizeigesetze reguliert. 4. Daß er auch in Ansehung des Inhaltes der Religion, ihrer Dogmen und Sittenlehre nicht gleichgültig bleiben will, sondern daß er 5. beide den Staats- und Menschenzwecken gemäß einrichte. 6. Endlich, daß er entschlossen ist, gar keine Sekte zu dulden, welche ein fremdes Oberhaupt entweder über der Obrigkeit oder mit Ausschluß derselben oder in Kollision mit ihr anerkennt“. (Brief vom 15. Oktober 1798, bei R. Luginbühl, aaO. 30 f.) Man brauchte also kein Fanatiker zu sein, um die Verfassung aus religiösen Gründen abzulehnen.

[1]) Die Vorschrift der Verfassung (Tit. 3, Art. 24) den Eid betreffend lautete: „Ein jeder Bürger, wenn er vollkommen zwanzig Jahre alt ist, muß sich in das Bürgerregister seines Kantons einschreiben lassen und den Eid ablegen: seinem Vaterlande zu dienen und der Sache der Freiheit und Gleichheit, als ein guter und getreuer Bürger mit aller Pünktlichkeit und allem Eifer, so er vermag, und mit einem gerechten Hasse gegen Anarchie oder Ausgelassenheit, anzuhangen.“ (Strickler I No. 2 S. 572) Ueber die unabweisbaren Bedenken, die mit Recht gegen die Erlaubtheit dieser scheinbar harmlosen Eidesleistung erhoben wurden, s. Gut aaO. 33 ff. 220 ff., Baumgartner aaO. I 243, 291 f., Henggeler aaO. 128 ff. Man stützte sich katholischerseits besonders auch darauf, daß der gleichbedeutende und fast gleichlautende Bürgereid in Frankreich vom römischen Stuhl 1791 und 1792 mehrmals verurteilt und verboten worden war. Ein Schreiben des päpstlichen Nuntius, enthaltend die „Billigung des Papstes bei der Schwörung des Bürgereides“ (Tillier aaO. 223) ist nicht vorhanden (s. Gut 616 f.). Uebrigens stieß der „gottlose“ Eid fast in allen Kantonen auf starken Widerstand, auch unter den Protestanten (Strickler aaO. II No. 260 S. 1038 ff. Luginbühl aaO. 22).

[2]) Gut aaO. 219 f. 234 f. 614 f.

[3]) Vgl. Gut aaO. 222 ff., 232 ff. Baumgartner I 242, 292.

[4]) Bezeichnend für die Stellung des Volkes gegenüber den liberalisierenden Geistlichen ist der Landsgemeindebeschluß der Nidwaldner vom 7. April 1798: „daß ein kräftiges Ansuchungsschreiben an Ihro bischöflichen Gnaden zu Konstanz abgelassen werden solle, daß Hochselber belieben möchte, unsere Hochwürdige Geistlichkeit wegen der Lage der Dinge von ihrem hochwürdigen Herrn Kommissari zu Luzern (Karl Krauer) zu entlassen, hingegen uns bewillige, einen würdigen Priester von unserm Lande als Kommissar vorzustellen.“ Gut aaO. 149.

[5]) Henggeler aaO. § 20 S. 134 ff.

[6]) Gut aaO. 613. Baumgartner aaO. I 529 Anm.

Ein Romantiker zur Friedensarbeit der Kirche.

Von P. L. H.

Im Jahre 1799 schrieb der Romantiker Friedrich Hardenberg (Novalis) seinen hochinteressanten Aufsatz „Die Christenheit oder Europa“. Er sollte eine Streitschrift gegen den herrschenden Nationalismus sein und verlangt die Rückkehr Europas zur christlichen Weltauffassung des Mittelalters. Freilich schwebt dem Dichter dabei ein Christentum vor Augen, das stark die Züge der Schleiermacher'schen Theologie an sich trägt; die junge Romantik war damals noch weit davon entfernt, für den Katholizismus die Waffen zu führen; Novalis war längst tot, als Friedrich Schlegel und andere Freunde den Weg zur Kirche fanden. Um so auffallender ist es, daß der protestantische Herrenhuter in seinen Ausführungen Gedanken ausspricht, die als eine Huldigung an die katholische Kirche aufgefaßt werden konnten und tatsächlich aufgefaßt wurden. Der Aufsatz fand deshalb im „Athenäum“, dem romantischen Kampforgan keine Aufnahme, und erst im Jahre 1824 ließ ihn Friedrich Schlegel in der 4. Auflage der Schriften Hardenbergs drucken.

Von aktuellem Interesse ist heute eine Stelle der Schrift, worin sich der Dichter über die versöhnende Stellung der Religion im Kampf der Nationen ausspricht. Sie lautet:[1])

„Nun wollen wir uns zu dem politischen Schauspiel unserer Zeit wenden. Alte und neue Welt sind im Kampf begriffen, die Mangelhaftigkeit und Bedürftigkeit der bisherigen Staatseinrichtungen sind in furchtbaren Phänomenen offenbar geworden. Wie, wenn auch hier wie in den Wissenschaften eine nähere und mannigfaltigere Konnexion und Berührung der europäischen Staaten zunächst der historische Zweck des Krieges wäre, wenn eine neue Regung des bisher schlummernden Europa ins Spiel käme, wenn Europa wieder erwachen wollte, wenn ein Staat der Staaten, eine politische Wissenschaftslehre uns bevorstände! Sollte etwa die Hierarchie, diese symetrische Grundfigur der Staaten, das Prinzip des Staatenvereins als intellektuelle Anschauung des politischen Ichs sein? Es ist unmöglich, daß weltliche Kräfte sich selbst ins Gleichgewicht setzen, ein drittes Element, das weltlich und überirdisch zugleich ist, kann allein diese Aufgabe lösen. Unter den streitenden Mächten kann kein Friede geschlossen werden, aller Friede ist nur Illusion, nur Waffenstillstand; auf dem Standpunkte des Kabinettes, des gemeinen Bewußtseins ist keine Vereinigung denkbar. Beide Teile haben große, notwendige Ansprüche und müssen sie machen, getrieben vom Geiste der Welt und der Menschheit. Beide sind unvertilgbare Rechte der Menschenbrust: hier die Andacht zum Altertum, die Anhänglichkeit an die geschichtliche Verfassung, die Liebe zu den Denkmalen der Altväter und der alten glorreichen Staatsfamilie und Freude des Gehorsams, dort das entzückende Gefühl der Freiheit, die unbedingte Erwartung mächtiger Wirkungskreise, die Lust am Neuen und Jungen, die zwanglose Berührung mit allen Staatsgenossen, der Stolz auf menschliche Allgemeingültigkeit, die Freude am persönlichen Recht und am Eigentum des Ganzen und das kraftvolle Bürgergefühl. Keine hoffe die andre zu vernichten, alle Eroberungen wollen hier nichts sagen, denn die innerste Hauptstadt jedes Reiches liegt nicht hinter Erdwällen und läßt sich nicht erstürmen. Wer weiß, ob des Krieges genug ist, aber er wird nie aufhören, wenn man nicht den Palmenzweig ergreift, den allein eine geistliche Macht darreichen kann. Es wird so lange Blut über Europa strömen, bis die Nationen ihren fürchterlichen Wahnsinn gewahr werden, der sie im Kreise herumtreibt, und von heiliger Musik getroffen und besänftigt, zu ehemaligen Altären in bunter Vermischung treten, Werke des Friedens vornehmen und ein großes Liebesmahl als Friedensfest auf den rauchenden Wahlstätten mit heißen Tränen gefeiert wird. Nur die Religion kann Europa wieder aufwecken und die Völker sichern und die Christenheit mit neuer Herrlichkeit sichtbar auf Erden in ihr altes, friedenstiftendes Amt installieren.“ . . .

„Die Christenheit muß wieder lebendig und wirksam werden und sich wieder eine sichtbare Kirche ohne Rücksicht auf Landesgrenzen bilden, die alle nach dem Ueberirdischen durstige Seelen in ihren Schoß aufnimmt und gern Vermittlerin der alten und neuen Welt wird.“

[1]) Novalis Werke. Vierter Teil Herausgegeben von Hermann Friedemann Berlin 2c. S. 144 f.

Novalis war 27 Jahre alt, als er diese Gedanken niederschrieb. Zwei Jahre später starb er. Hätte er die weitere Entwicklung der Geschichte verfolgen und vor allem die Ereignisse unserer Tage schauen können, so wäre seine Begeisterung für die versöhnende Macht der Kirche tiefer und seine Sprache noch bestimmter und klarer geworden.

Ein Rest alemannischen Totenkultes.

Von P. Alban Stöckli, Zug.

Im Deutschen Lesebuch für Schweizer Gymnasien, I. Band, findet sich unter der Einheit „Haus“ auch ein Stück aus Georg Baumbergers „Juhu-Juuhu!“, betitelt: Appenzeller Haus. Unter den Merkwürdigkeiten dieses Hauses „zum Kalch“, am Eingang ins Brülltobel, mutet den Fremdling das „Sargbrett“ neben der Haustür wohl am seltsamsten an. Der Verfasser schreibt darüber:

„Rechts an der Haustür ist halbschief ein Sargbrett hingenagelt. Seine schon etwas vergilbte Schrift belehrt, daß es den Deckel vom Sarge des Vaters des jetzigen Besitzers bildete. Und stirbt erst dieser, so kommt dann sein Sargbrett an die Stelle. Die uralte Sitte hat etwas Schönes, etwas echt Ländliches; sie hält die Toten und ihr Andenken am Hause fest und erinnert jeden Tag und jede Stunde an sie; es ist ein schlichter Ahnenkult mit einer ergreifenden Herzenssprache, der das Familienbewußtsein erhöht und die Familienzugehörigkeit stärkt. Man sagte mir, dieser Brauch fange an, in neuerer Zeit seltener zu werden. Es wäre schade; denn solche Bräuche sind bei aller ihrer Einfachheit auch wieder starke Träger einer gesunden Volkstradition und jener ungeschriebenen Historie, wie das Volk sie so tief empfindet.“

Diese Darstellung bedarf zum tiefern Verständnis einiger Erklärung und Berichtigung. Vorerst handelt es sich nicht um ein Sargbrett oder um den Sargdeckel; denn der Sarg wird dort, wie anderwärts geschlossen ins Grab gelegt und kein Stück davon zurückbehalten, wie man aus der Beschreibung glauben möchte. Was hier Sargdeckel genannt wird, ist das Leichenbrett, das ist jenes gehobelte, eigens geschnittene und schwarz angestrichene Brett, auf das der Tote gleich nach dem Hinscheiden gelegt wird bis zur Einsargung. Ein Blick auf die Form solcher Bretter zeigt deutlich, daß sie mit dem Sarg nichts zu tun haben. Denn das Brett ist oben auswärts ausgerundet; die obern Ecken, wie zwei Schultern ausgeladen, treten zurück. Die ganze Fläche verschmälert sich nach unten. Auf dieses Leichenbrett werden nachträglich die Angaben über Namen, Alter, Geburts- und Todesdatum des Heimgegangenen geschrieben, wie es einigerorts auf dem Sargdeckel zu geschehen pflegt. Dieser Umstand mochte zur Verwechslung Anlaß geben. — Richtig ist das andere, daß nämlich dieser Brauch anfängt seltener zu werden. Doch kann man auch jetzt noch in der nächsten Umgebung vom Flecken Appenzell solche Leichenbretter sehen, nur haben sie nicht mehr den Ehrenplatz neben der Haustür, sondern werden etwa unter einem Scheunenvordach oder sonstwo verwahrt, wo sie wenig in die Augen fallen.

Interessant ist es nun, dem Ursprung dieses seltsamen Brauches nachzugehen. Man wird kaum fehlen, wenn man ihn mit Lehmann auf das Begräbniswesen der heidnischen Alemannen zurückführt. Die Alemannen konnten sich nicht dazu verstehen in Dörfern oder Städten zu wohnen, sondern jede Sippe hauste getrennt auf ihrer Hofstatt. Daselbst fanden auch die Toten ihre Ruhestätte, wie die vielen Einzelgräber beweisen, die man in Gärten, Feldern, ja selbst Kellern aufgedeckt hat. Diese unmittelbare Nähe des Grabes hielt das Andenken an die Verstorbenen recht lebendig und sicherte ihnen selbst nach dem Tode noch einen heilsamen Einfluß auf die Nachkommen. Es ist darum begreiflich, daß nach der Einführung des Christentums und nach dem Anlegen von gemeinsamen, geweihten Friedhöfen der christliche Alemanne sich nach einem Ersatz umsah. Da er den Toten nicht mehr auf der Hofstatt begraben durfte, so wollte er wenigstens das Brett, auf dem er zu Hause aufgebahrt war, zum Andenken bewahren.

So erklärt sich dieser ehrwürdige Brauch, der bis ins 19. Jahrhundert hinein auch im Fürstenland und im Thurgau in Uebung war, aber sich nur da erhalten hat, wo alemannisches Wesen und alemannische Eigenart noch am reinsten und treuesten zu finden ist, im Appenzellerland.

Zunftstube.

Wanderung eines Wortes. In Berichten über das Leben in Wild-West liest man nicht selten von Adobehäusern. Es sind Häuser aus Lehmziegeln, die mit Stroh untermischt an der Sonne getrocknet worden sind. Das Wort Adobe für solche Lehmziegel übernahmen die englischen Amerikaner von den Spaniern des Mittellandes, und diese brachten es aus ihrer Heimat Spanien, wohin es durch die Araber gekommen war. Die Araber ihrerseits hatten es von den Aegyptern jener Zeit, den Kopten, die den Lehmziegel tobe nannten. Altaegyptisch heißt er db—t, was später tobe, früher tobet ausgesprochen wurde. Es handelt sich hier um die Ziegel, welche die Hebräer in Aegypten herstellen mußten. Vor dem Auftreten des Moses erhielten sie das Stroh geliefert, nachdem aber Moses vor den Pharao getreten war, wurde den Fronarbeitern auch das Einsammeln des Strohes überbunden. (Vergl. Zeitschrift für ägypt. Sprache und Altertumskunde 52, S. 130.) Aus dem Aegyptischen haben wir mehrere Wörter, z. B. Ebenholz, ägyptisch: heben, griechisch: ebenos, lateinisch: hebenum. Oder Gummi = ägypt.: kemi, kopt.: komi, griechisch: kommi, lateinisch: gummi. Oder Stibium = ägypt.: sdem, koptisch: stim, griechisch: stimmi, lateinisch: stibium. Das griechische Wort Erpologie = Weinkunde geht auf ägyptisch erp = Wein zurück. F. A. H.

Bücherschau.

Schenk, Dr. Albert, Kleine französische Aussprachschule. Zweite, mit Bildern versehene Auflage. Bern, Franke. 1916. 24 S. Preis 70 Cts., bei Bezug von 25 Exemplaren 60 Cts.

Nicht wenige von unsern französischen Grammatiken befriedigen in der Aussprachelehre nur halb. Hier tritt das angezeigte Heftchen in die Lücke, indem es in phonetischer Methode kurzzusammengefaßt alles bietet, was zur schnellen und guten Aneignung der französischen Aussprache notwendig ist. Die zehn der neuen Auflage beigegebenen Bilder bringen für den Anfänger die Mundstellung beim Aussprechen der verschiedenen Laute zu vorbildlicher Darstellung. Diese kleine Ausspracheschule leistet vorzügliche Dienste, sowohl wenn der Schüler zu Hause für sich übt, wie beim Unterricht in der Klasse. Der Lehrer, der sie einmal eingeführt hat, wird sie nicht mehr missen wollen. P. N. K.

L. Donati, Raccolta di letture italiane. Prosa e Poesie di scrittori moderni. Edit. Orell Füssli, Zürich. p. 121. pr. 3.50.

Aus der südlich üppigen Fruchtfülle der italienischen Literatur hat uns Prof. Donati in seinem zweiten, von dem Verlag Orell Füßli vornehm ausgestatteten Bändchen der Raccolta di letture italiane als köstliche Herbstgabe einige der schönsten Edelfrüchte aus Prosa und Poesie ausgewählt und damit zugleich einen wirklichen Mangel behoben. An Anthologien fehlte es zwar nicht, aber sie waren meist zu weit angelegt und aus allen Jahrhunderten zusammengestellt, so daß sie sich für den deutsch-italienischen Schulgebrauch nicht gut verwenden ließen. Diese Anthologie aber beschränkt sich auf die modernsten Autoren und führt damit auch zugleich auf die angenehmste Weise in das Studium der italienischen Literatur überhaupt ein. Und dies ist der Hauptzweck des Büchleins. Denn es möchte nur, wie der Autor sagt, die Schüler, die bereits die Elemente der Sprache einigermaßen besitzen, auf die Lektüre der großen italienischen Schriftsteller vorbereiten. Diesem Ziel entsprechend sind es meist einfache Stoffe, kleine Erzählungen und Bilder mit viel Dialog, die aus der modernen Prosa und Poesie entnommen sind und in den schwierigsten Ausdrücken sprachlich erläutert werden. Für die Gymnasien hätte die Auswahl des Stoffes da und dort etwas höher greifen dürfen. Wo man für die einzelnen Klassen keine eigene Lektüre führt oder gern einmal zur Abwechslung nach etwas anderem greift und besonders wo die Schüler auf das Studium der Literatur vorbereitet werden sollen, wird diese Anthologie sehr willkommen sein. P. G.

4. Jahrgang. Nr. 8. 26. Dez. 1918

Mittelschule

Beilage zur „Schweizer-Schule“

Philologisch-historische Ausgabe

Schriftleitung: Dr. P. Bonavent. Egger, Engelberg

Inhalt: Ein harmloses poetisches Sendschreiben. — Einführung in die Kirchensprache an höheren Mädchenschulen. — Die Helvetik, ein politisches und kirchenpolitisches Jahrhundertprogramm. — Quelques observations sur l'enseignement de la grammaire française. — Die Sprechübungen im Fremdsprachunterricht. — Was bedeutet Schlemihl? Zur Redensart: „Auf den Hund kommen“.

Ein harmloses poetisches Sendschreiben.

Lieber Florin!

Nachdem Du vor einem Vierteljahrhundert in meiner Schulstube mit mir an Blumen des Dichtergartens Dich ergötztest, später dann den Garten unseres kleinen Volkes mit Deinen eigenen Blumen so sinnreich schmücktest, daß Dir die schweizerische Schillerstiftung eine tausendfränkige Ehrengabe in Dein Gebirgspfarrdorf schickte, wobei ich aufjubelte, aufrichtig und fast stolz: schreibst Du mir jetzt, Du wolltest von nun an mehr beten und weniger schreiben!

Das Erste, meinetwegen — das Beten eines Gebirgspfarrers im Dämmerschein des Kirchleins, im Sonnengold des Stübchens, beim ewigen Schnee und im Purpur der Alpen, das ist ja die reinste Poesie, coelestia sacra, wie der alte Ovid es nennt — denkst Du noch jener Stunde, da wir Torquato Tasso lasen? Aber das Zweite lasse ich nicht gelten — Du darfst nicht weniger schreiben in falschverstandener Heiligkeit! „Du“ — weil es eben „Dir“ und weil es „Deinem“ Volke keinen Segen brächte, wolltest Du weniger schreiben.

Oder meinst Du, ein Führer und Lehrer des Volkes hätte Wichtigeres und Notwendigeres zu besorgen, als seine freien Stündchen der schönen Literatur zu opfern? Ich muß Dir etwas erzählen, horch fein zu wie voreinst in unserer Schulstube!

Als Knabe kam ich oft nach Landeck im lieben Tirolerland. Dort sah ich in der Pfarrkirche rechts am Hochaltar ein Glasgemälde, wo ein Priester mit blauem Mäntelchen — damals kannte ich nur blau, noch nicht violett — und gefalteten Händen kniet. Was für ein „Heiliger“ das wäre, wußte ich nicht, da er auch keinen Heiligenschein und kein Merkmal trug. Bei einem späteren Kirchgang las ich am Fenster den Namen eines Alois Flir und blieb so gescheit wie vorher. Und wieder später, als ich im lieben Innsbruck statt Ontologie Sophokles wiederholte, kam mir der Name des Alois Flir, nicht mehr am Kirchenfenster, sondern in der Literatur Tirols unter die Augen. Wie staunte ich, als ich vernahm, er sei Professor der Literatur an der Universität Innsbruck, dazu Priester, ein makelloser, frommer Priester, ja sogar ein Freund des „Fließer Pfarrers“, der nebst anderm einen geradezu unheimlichen Scharfblick für Seelendiagnose hatte, ja sogar Novellenschreiber und Dichter gewesen! Der Mann wurde mir immer interessanter. Beim radikalen Tiroler Dichter Adolf Pichler fand ich eine Stelle, wo dieser seinen ehemaligen Lehrer der Literatur in Innsbruck hoch, hoch hinauftut! In diesen poetischen Stunden Flirs sei es am schönsten gewesen, da hätten auch Alltagsmenschen wenigstens für eine Weile sich in die reineren Höhen der Poesie versetzt gefühlt. Und vollends entzückt war ich, als ich Flirs Büchlein: „Aus den Kriegszeiten Tirols“ in die Hand bekam, diese humorvollen, köstlichen, bodenständigen Schilderungen, Novellen! Und im Anhang Gedichte! Du kannst Dir's vorstellen, mit welchen Augen ich dann beim nächsten Kirchgang in Landeck (ach, es war damals, als ich vom frischen Grabe der besten Mutter, die dort im lärchenumrauschten Friedhof ihr irdisches Ruheplätzchen fand, in den Chorstuhl hineinging) — mit welchen Augen, feuchten, aber leuchtenden Augen ich jenesmal zum Glasgemälde aufblickte! Das ist

also Alois Flir, Bürger von Landeck, Wohltäter der Kirche — — nun, das blaue Mäntelchen hatten sie ihm an der Rota in Rom umgehängt, aber was ich nun von diesem Priester-Dichter Alois Flir wußte, galt mir hundertmal mehr als das Prälatenmäntelchen: ein Priester und Lehrer des Volkes soll, so er die Gabe hat, die Poesie lieben, pflegen, soll schreiben, soll „mehr schreiben" — denn, mein lieber Florin, Leute wie Flir und Du und so manche Leser und Leserinnen unserer lieben „Schweizer-Schule" schreiben viel zu wenig, es sei geklagt, viel zu wenig!

Du machst große Augen und schüttelst Deine gottlob zu Deinen Leistungen im umgekehrten Verhältnisse stehenden oder liegenden Dichterlocken. „Im Gegenteil" — lächelst Du.

Und mir ist gar nicht ums Lachen. In dreißig stillen Jahren und manchmals aus Berufszwang, nicht aus Neigung überall, habe ich viel gelesen, Altes und Neues und Neuestes; Du weißt, wie ich denke und wie ich es ungescheut sage: wir haben als Kinder der katholischen Kirche einen Acker, der zurückreicht bis zur Grenze zwischen Ewigkeit und Zeit, einen Acker, der tiefen, guten Grund hat („Grabt nur tiefer, und ihr werdet überall auf katholischen Boden stoßen", hat der große Görres gesagt). Daraus folgt, daß wir fast unendlich reich sind — o lies noch einmal die 18 Bände Calderon „Geistliche Festspiele", und Du wirst jetzt als Priester und gereifter Mann es besser verstehen, an diesem einzigen Beispiel es verstehen, es staunend mit Händen greifen, wie fast unendlich reich wir sind. Wohlverstanden: nicht nur an großen Dichtern und großen Dichtungen, nein, ich meine, an Stoff zum Singen und Sagen. Wir haben noch etwas zu sagen! Was hatte Ibsen zu sagen? was Nietsche? Wenn sie interessant sind, so sind sie es nur durch die Kunst, mit der sie ihre Zweifel, ihre Armut, ihre Verzweiflung, ihren Groll und Haß darstellen. Einmal war's, als ich einen Band lyrischer Gedichte eines Modernen lesen mußte, um mein Urteil abzugeben, das lautete (ich bitte Dich, ärgere Dich nicht an meinem massiven Urteil, das aber gerecht ist): „Schöne Sprache ohne Inhalt — außer daß alles, aber auch gar alles an einem langen, langen Maidschihaar hängt, an dem aber noch eine L... klebt." Bitte, entschuldige das triviale Wort, ich finde gewiß kein gerechteres. — — —

Wie viel hast Du in Deinen Epen und Gedichten zu sagen! Und doch hast Du nichts erzählt und gesungen, was nicht in unserer graubündnerischen Heimat war oder ist. Da hast wirklich ganz vortrefflich jenes Motto verstanden, das wir einmal und zehnmal in unserem „kleinen Bone" gelesen haben, weißt Du, dort, wo ein Blatt steht mit der Aufschrift: „Poetischer Teil" — ja, dort ist unser von Novalis geschriebenes Motte:

„Die beste Poesie liegt uns ganz nahe, und ein gewöhnlicher Gegenstand ist nicht selten ihr liebster Stoff."

Laß mich Dir nun etwas erzählen, was beinahe wie Eitelkeit aussieht (aber wir haben gewiß seit zwanzig Jahren keine Sünde des Stolzes mehr zu beichten gehabt!). Hat mir heute ein alter österreichischer Professor, der die Weltliteratur kennt und sie nicht nach Schablonen beurteilt, mit feuchten Augen bekannt, das liebste Gedicht sei ihm nun eines aus meinem Gedichtenbuch (denke!) und zwar: „Die Paradiesesgrenze" — Millionen von Müttern hätten wohl, um die Größe ihres Buben zu messen, jenen Strich an die Wand gemacht und doch sei es das erste Gedicht, das diese „Grenze" poetisch darstelle, sein ungarischer Dichter Petöfi (auch mein Liebling) hätte „Das kleine Haus an der großen Donau" geschildert, um das Glück der Kindheit zu schildern. Nun weißt Du, warum ich dies persönliche Erlebnis anführe. Von vielen im lieben Schweizerland erhalte ich Lieder und Gedichte zur Einsicht, meist in Heften, statt auf losen Blättern — soviel poetisches Talent, z. B. bei einer „Bauerstochter" aus dem lieben Aargau, die mir teuer ist, obwohl ich sie nie gesehen habe. Aber bei den meisten Dichtern und Dichterinnen, die wirklich etwas zu sagen haben, wenn auch das technische Ausarbeiten noch manches zu wünschen übrig läßt, frage ich mich; warum wählen sie nicht einen Stoff aus ihrer Nähe, aus ihrem Leben, aus ihrem Dorf, aus ihrem „Kantönli"? Kein Geringerer als der spätere Konvertit Langbehn in seinem berühmten Buche: „Rembrandt als Erzieher" sagt mit Recht, daß in der Kunst, also auch in der Poesie, gerade „der Kantönligeist" das Beste schaffe. Als einer, der sehr nach Habsburg hinneigt, führe ich zwei Beispiele an: Zwei ganz große Dichterinnen, zwei nun 50-jährige Fräulein, denen ganz gewiß auch gerade die Dichterkunst oder wie sie anfänglich

wohl meinten, die Schriftstellerei es leicht und ratsam machte, auf manches zu verzichten, was die Welt anbietet, haben so Großes geleistet, weil sie auf der Bank ihres Volkes saßen, dort lauschten und dort lernten, um dann wieder zu Tausenden von Lauschenden und Lernenden zu sprechen. Es sind Maria von Buol, die Tirolerin, und Enrika von Handel-Mazzetti, die Oberösterreicherin. Du mußt ins Tirol und nach Oesterreich gehen und Du wirst dort mehr als hundert Mädchen von Spinges und Steffi Schwertner antreffen. Ja, Freund, wie reich sind wir, wenn wir uns an unsere Weltkirche und an unser Volk halten, wie fast unergründlich reich! —

Nun noch etwas! Du hast einmal, lieber Florin, obwohl unser kleines Volk Dir den großen, stillen Dank für Deine Dichtergaben nicht versagt und denselben nach Deinem Tod verdoppeln und verewigen wird, ein etwas hartes Wort in etwas lächelnder Bosheit ausgesprochen, daß nämlich bei uns — und das gilt in der Schweiz auch — der Dichter zuviel sein müsse: Verfasser, Verleger, Käufer und — Leser! Gottlob, Deine Werke haben diesen Ausspruch eines kleinen Unmutes glänzend widerlegt. Und wenn wir für ein Gedicht nur eine einzige Seele als Leserin hätten, dann sind wir reichlich belohnt! Darf ich mich selbst anführen? Das „Singvöglein", das man mit Steinwurf vom Baum verbannt, bringt Dir und mir und vielen andern einen besten Trost:

Doch weit ist entflattert von dannen
Das Vöglein und singet im Moos:
Wenn sie mich vom Baume verbannen,
O, Gottes Wälder sind groß!

Und weil ich gleich, in stiller Nachtstunde, meine „kleine Scholle", die der Herr auch segnen muß, vor mir habe, führe ich noch das andere an:

Du nahmst die Gabe; rote Abendkühle
Umfloß dich, und ich hab es froh erkannt:
Mein Büchersaal ist deine reine Hand,
Die feuchten Wimpern meine Richterstühle.

Ich muß wieder an unsern Alois Flir auf dem Landecker Kirchenfenster zurückdenken. Das violette Prälaturmäntelchen ärgert mich. Nicht als hätte ich dem Literaturlehrer und Schriftsteller es mißgönnt, daß er die ewige Roma sehen konnte! Nein, das hätte ihm nur gut getan, wie später seinem priesterlichen Landsmann, dem lieben, starken Dichter „Br. Wilram". Der große Fehler war der, daß dieses violette Mäntelchen ihn vom Tirolerland und -volk wegriß, so manche Blume erstickte, an der sich Tausende erfreuen und erbauen könnten, und vielleicht seinen frühen Tod verschuldete. „Bleib beim Volk, bleib bei Deinen Büchern, bleib bei Deiner Feder, bleib bei Deinen Geschichten und Gedichten!" Ganz gewiß, diesen Rat hätte der heilige „alte Fließer Pfarrer" dem priesterlichen Freunde gegeben, wenn seine Lippen nicht zu früh verstummt wären.

Soeben gibt die Spanische ihre Besuchskarte ab, da ich gerade über ein Drama Calderons etwas schreiben wollte, das vielleicht deshalb so unbekannt blieb, weil es so viele weltbekannten Größen riesenhaft überragt. Ich schließe, indem ich es uns noch einmal wiederhole: wie reich, fast unendlich reich sind wir doch.

In alter Lieb und Treue
Dein
P. Maurus Carnot.

Disentis, den 19. Okt. 1918.

Einführung in die Kirchensprache an höheren Mädchenschulen.

Von J. Zuber, Heiligkreuz bei Cham.

Ein Landgeistlicher erzählte mir: „Letzter Tage kam ein schlichtes, braves Bauernmädchen zu mir und überraschte mich mit folgendem Ansuchen: „Herr Pfarrer, wäre es nicht möglich, daß ich bei Ihnen etwas Unterricht in der lateinischen Sprache bekommen könnte?" Eine solche Bitte mußte mich natürlich befremden. „Was kommt Ihnen in den Sinn?", antwortete ich. „Wozu wollen Sie den Lateinisch lernen?" Treuherzig entgegnete das Mädchen: „Damit ich auch ein wenig verstehe, was in der Kirche gebetet und gesungen wird. Wissen Sie, die lateinischen Gesänge und Gebete klingen so schön. Aber man sollte wenigstens etwas davon verstehen! — Herr Pfarrer, Sie haben auch schon in der Predigt oder Christenlehre einige Stellen aus der Festmesse an hohen Feiertagen oder etwas aus dem Brevier vorgebracht. Das hat mir so gefallen,

daß ich ein bischen Lateinisch verstehen möchte."

Was sagt doch der Dichter?" — „Was kein Verstand der Verständigen sieht, erkennt in Einfalt ein kindlich Gemüt". Gibt es nicht viele „gebildete" Damen, die kein solches Verständnis für die herrliche, tiefsinnige Sprache unserer heiligen Kirche haben, wie dieses schlichte, ungebildete Bauernmädchen?

Als Katechet an einem Lehrerinnenseminar und Töchterpensionat habe ich es stets als liebe, heilige Pflicht angesehen, meine Zöglinge in das Verständnis des Kirchenjahres, der Liturgie und der unvergleichlichen Sprache der Kirche einzuführen. Das steht fest: jede katholische Tochter, die auf höhere Bildung Anspruch machen will, muß etwelches Verständnis für die Denk- und Sprechweise ihrer heiligen Mutterkirche haben. — Oder sollte die Kenntnis der Ideen und der Sprache Göthes oder Schillers einen wesentlicheren Bestandteil höherer Mädchenbildung auf katholischer Grundlage ausmachen?" —

Was verstehe ich aber unter „Einführung in die Kirchensprache?" Will ich damit dem Studium der lateinischen Sprache an höhern Mädchenschulen das Wort reden? — Ja und Nein! — Ja! Es wäre überaus wünschenswert, wenn das Schulprogramm unserer katholischen Töchterschulen so viel freie Zeit gestattete, daß während drei bis vier Jahren eine kurzgefaßte lateinische Grammatik, die speziell die Kirchensprache im Auge hat, durchgearbeitet werden könnte. Die damit gewonnene Kenntnis des Lateinischen wäre fürs ganze Leben ein goldener Schlüssel ins Heiligtum der Kirchensprache. Ueberdies würde das Studium der Sprache Roms, auch in ganz beschränktem Umfang betrieben, eine breite Grundlage für das Sprachstudium überhaupt schaffen. Die vielen gelehrten Ausdrücke, denen man auf jedem Gebiet der Wissenschaft auf Schritt und Tritt begegnet, wären dann der gebildeten Tochter keine Hieroglyphen mehr.

Aber woher diese Zeit nehmen? Unser Schulprogramm ist so vollgepfropt, daß man beim Entwerfen des Stundenplanes kaum weiß, wie man alle Fächer unterbringen will. Solange die Anforderungen, die besonders in den Realfächern an die Lehramtskandidatinnen gestellt werden, stets noch höher geschraubt statt gemildert werden, ist an eine tiefergehende Betreibung der Idealfächer oder an ein erfolgreiches Studium der lateinischen Kirchensprache kaum zu denken. Wohl habe ich mit einigen gewillten und besonders fähigen Schülerinnen einen schüchternen Versuch gewagt. Die Sache ging leidlich, ja erfreulich, so lange keine Staatsprüfung in Sicht war. Sobald man aber Examenluft witterte, wollte es nicht mehr „ziehen". Immer und überall die Klage: „Wir finden keine Zeit mehr". In Physik und Chemie und zum Teil auch in Mathematik und Geometrie muß eine Unmasse von Formeln und Entwickelungen eingepaukt werden. — Schöne Sprache Roms, für dich geht das Interesse verloren!

Muß also das Programm von der Einführung in die Kirchensprache aufgegeben werden. Nein! Man muß sich mit Uebersetzungen und beinebens mit einigen „lateinischen Brocken" behelfen. Einen Grundbegriff von der Sprache der heiligen Kirche muß die gebildete Tochter unbedingt haben. Es hieße am quellenden Jungbrunnen herrlicher Gedanken und echter Poesie vorübergehen und aus Zisternen Wasser schöpfen, wenn man mit Eifer die Werke der deutschen und der fremden Literaturen studieren, die hl. Bücher der katholischen Liturgie aber als siebenmal versiegelte Schriftrollen bei Seite legen wollte. — Es ist betrübend und doch wahr: Meßbuch und Brevier sind mancher katholischen gebildeten Dame so unbekannt, wie der Talmud und der Koran. Das darf nicht sein! Die höhere katholische Töchterschule muß da eingreifen!

Dazu muß der Religionslehrer seine Stunden auszunützen suchen. Die Behandlung des katholischen Kirchenjahres und der Liturgik gibt ihm reichliche Anhaltspunkte. Das in der Schule benützte Lehrbuch genügt nicht. Missale, Rituale und Brevier müssen ausgiebig gebraucht werden. Wie wunderbar ist die Sprache der Kirche z. B. in der hl. Adventszeit. Es drängt mich, meine Zöglinge jeweilen mit der unvergleichlichen Adventspoesie bekannt zu machen. Die Hymnen „Verbum supernum prodiens" „En clara vox redarguit" werden besprochen. Tiefsinnige Beziehungen zwischen der ersten und letzten Ankunft des Herrn! — Aus den Lesungen nach Isaias wird wenigstens die eine und andere Stelle geboten: „Und hervorsprossen wird ein Zweig aus der Wurzel Jesse, und eine Blume wird aus seiner Wurzel emporblühen. — Und der Wolf wird mit dem Lämmchen zusammenwohnen und der Panther wird beim Böcklein liegen. Kalb und Löwe und Schaf werden

zusammen weiden und ein Knäblein wird sie betreuen". Heilige Adventsgefühle müssen erwachen, wenn ich den jungen Töchtern einige Antiphonen vorlese: „An jenem Tage werden die Berge Süßigkeiten träufeln und die Hügel werden fließen von Milch und Honig". — „Freue dich, Tochter Sion und juble auf. Siehe, der Herr wird kommen und alle Heiligen mit ihm. Und ein großes Licht wird aufgehen an jenem Tag". — „Ihr alle, die ihr dürstet, kommet zu den Wassern; suchet den Herrn, da er zu finden ist!" — Vertrauensinniger, kirchlicher Gebetsgeist weht kräftig und anregend aus allen Kirchengebeten z. B. aus der Adventsoration: „Erwecke, o Herr, deine Allmacht und unterstütze uns mit deiner großen Kraft, damit die Hilfe deiner Gnade uns gnädig gewähre, was unsere Sünden verhindern". Wie herrlich tritt der ersehnte Erlöser vor die Augen der Zöglinge, wenn ich die großen Antiphonen erkläre mit den Messiasnamen: „Adonai, Herr und Führer des Hauses Israel, Völkerzeichen, Königsszepter, Morgenstern, Heidenkönig, Gesetzgeber, Emanuel, Heiland". — Aus der Fülle des Schönen heißt es eine weise Auswahl treffen und stets auf Einzelheiten und Eigentümlichkeiten der kirchlichen Sprache aufmerksam machen.

Bei Behandlung der Sakramentenlehre empfiehlt sich der ausgiebige Gebrauch des Rituale. Die liturgischen Gebete verfehlen nie, einen mächtigen Eindruck auf die jungen Gemüter zu machen. Mehr als einmal sah bei der Erklärung der Taufzermonien und der Taufgebete helle Tränen über die Wangen rollen. —

Eine besondere Aufmerksamkeit muß der Erklärung des eucharistischen Opfers geschenkt werden. Dabei hat man den Vorteil, daß viele Gebete, auch in ihrer lateinischen Form, den Zöglingen bekannt sind. Man kann hiebei die Erfahrung machen, daß hundertmal gehörte Gebetsformeln nicht richtig verstanden wurden. Jene Teile der Messe, die ihm Amt gesungen werden, sollten von allen dem Hauptinhalt nach verstanden werden. Und sind nicht beispielsweise die Gloria und die Präfation nach Inhalt und Form sprachlich-poetische Musterstücke der Kirchensprache? Das kann auch ein Nicht-Lateiner erfassen, obwohl einige Kenntnisse des Lateinischen unvergleichlich mehr Verständnis und Genuß vermitteln würden.

Es darf nie vergessen werden darauf hinzuweisen, wie wunderbar aus den veränderlichen Teilen der Meßgebete der jeweilige Festgedanke hervorleuchtet z. B. aus Introitus, Graduale, Sequenz, Offertorium, und Postkommunio. Diese Teile müssen besonders den Chorsängerinnen erklärt werden. (Wie sehr täten diesen einige Kenntnisse der lateinischen Sprache not!) Stets und angelegentlich empfehle ich meinen Schülerinnen das rühmlichst bekannte „Meßbuch der Kirche" von Schott. Es genügt aber nicht, ihnen dies Buch in die Hände zu geben; man muß sie auch zum richtigen Gebrauch desselben anleiten und sie von Zeit zu Zeit wieder auf hervorleuchtende Festgedanken, besondere sprachliche Schönheiten, dunklere Stellen, eigentümliche Bilder 2c. aufmerksam machen. So lebt sich die junge Tochter nach und nach in den Ideenkreis und in die Ausdruckweise der Kirche ein, sie lernt das Kirchenjahr geistig miterleben, sie fängt an mit der Mutter ihrer Seele, der heiligen katholischen Kirche, zu denken und zu beten. Ein großer Gewinn fürs ganze Leben! Denn von den liturgischen Gebeten kann man das gleiche sagen, was Kardinal Wiseman den Psalmen nachrühmt: „Sie enthalten alle möglichen Bitten und den Ausdruck jeder Empfindung, die in unserem Verkehr mit dem Himmel vorkommen können, von der höchsten Freude bis zum tiefsten Schmerz".

Die Helvetik, ein politisches und kirchenpolitisches Jahrhundertprogramm.

Von Dr. P. Romuald Banz O. S. B., Rektor.

(Schluß.)

Daß das Volk aber weiter gesehen und richtiger geurteilt als so manche seiner geistlichen Führer, bewies die praktische Interpretation, welche die Regierung der Verfassung gab In fast unabsehbarer Reihe folgten sich Vollziehungsbeschlüsse und Gesetze: alle auf dem Geleise der schon von der Konstitution gewiesenen iura circa sacra, die, im grellen Widerspruch mit den ersten Grundsätzen eines freien Staates, jetzt erst recht im Sinn einer unbeschränkten Vergewaltigung und Knechtung der Kirche durch den Staat aufgefaßt und durchgeführt wurden [1]).

[1]) Jenen Widerspruch betont sehr gut Henggeler aaO. § 25 S. 194 f.

Zunächst nahm die Regierung das entscheidende Wort bei den Bischofswahlen, die Bestätigung der bischöflichen Kommissarien, die Ernennung und Absetzung der Pfarrer für sich in Anspruch [1]): damit vernichtete sie die kirchliche Verfassung und hatte es in der Hand, an die leitenden Stellungen Männer zu berufen, die sich willenlos dem vollendeten Staatskirchentum fügten. Um sodann die bestehenden Konfessionen allmählich auf dem Boden eines dogmenlosen Christentums zu vereinigen und die Brücke zur allgemeinen „bürgerlichen Religion" zu schlagen, wurde beschlossen, für jede Konfession ein staatlich geleitetes Generalseminar zu errichten [2]): so begegneten sich jakobinische und josefinische Ideen im gemeinsamen Kampf gegen die Kirche.

Freilich scheiterte der letztgenannte Plan über den finanziellen Schwierigkeiten. Um so zahlreicher folgten sich die Einbrüche in die alte kirchliche Rechtsordnung auf anderen Gebieten. Schon am 9. Mai 1798 ließ das Direktorium den apostolischen Nuntius Petrus Gravina über die Grenze führen. Den auswärts wohnenden Kirchenobern wurde die Ausübung ihrer Jurisdiktion in der Schweiz verboten und anderseits den Geistlichen der Besuch ihrer Oberhirten außerhalb des Landes untersagt [3]), die päpstlichen und bischöflichen Erlasse dem Plazet unterstellt [4]). Die kirchliche Ehegesetzgebung erklärte man nicht formell außer Kraft, handelte aber, als ob sie nicht existierte [5]), verpönte Wallfahrten und Prozessionen [6]), überwies dem Staat die Verwaltung der Kirchengüter [7]), die Patronatsrechte [8]) und die Befugnis, Pfarreien zu errichten [9]) oder neu zu umschreiben [10]), und schaffte die einfachen Benefizien ab [11]). Die Geistlichen wurden jeder Art von Immunität beraubt [12]), durch die Abschaffung der Zehnten [13]), für die kein Ersatz aufzubringen war, in bitterste Not versetzt [14]) und „jeder Willkür, jedem Unrecht, jeder Gefahr wehrlos preisgegeben" [15]).

Ein äußerst hartes Geschick traf die religiösen Genossenschaften. Gleich beim Einfall der Franzosen in die Schweiz wurden die Ordensleute großenteils zur Flucht gezwungen, mehrere Klöster fielen der Plünderung und Verheerung durch französische Soldaten und einheimisches Proletariat anheim, so namentlich Einsiedeln, wo der General Schauenburg die Gnadenkapelle bis auf den Grund abtragen ließ, und Kirche und Kloster auf vandalische Weise ausgeraubt und verwüstet wurden [16]). Trotz der erlittenen Verluste wurden mehrere der geistlichen Stifte zu fast unerschwinglichen Kontributionen beigezogen [17]), dann der Besitz aller Klöster, Abteien usw. unter Sequester gestellt [18]). Im Juni 1798 sprachen die helvetischen Räte über die 133 religiösen Genossenschaften, welche die Schweiz damals

[1]) Strickler aaO. V No. 251 S. 669 (grundlegendes Gesetz über die Wahlen der Bischöfe ꝛc., die Kirchenpolizei, die Kollaturrechte ꝛc.), IV No. 96 S. 304 (Bestätigung der Kommissarien), II No. 72 S. 350 No. 92 S. 506 III No. 147 S. 776 (Ernennungen von Pfarrern), IV No. 447 S. 1430 No. 449 S. 1432. V No. 20 S. 46 No. 68 S. 162 (Absetzungen).

[2]) Strickler aaO. I No. 165 S. 1184.

[3]) Strickler aaO. No. 348 S. 1288.

[4]) Strickler aaO. V No. 271 S. 719.

[5]) Strickler aaO. I No. 96 S. 951 II No. 163 S. 760 III No. 19 S. 103. Vgl. Henggeler aaO. § 12 S. 83 ff.

[6]) Strickler aaO. IV No. 15 S. 96.

[7]) Strickler aaO. V No. 105 S. 237.

[8]) Strickler aaO III No. 199 S. 895.

[9]) Strickler aaO. III No. 220 S. 920 No. 278 S. 1007 IV No. 175 S. 579 V No. 270 S. 719.

[10]) Strickler aaO. VII No. 100 S. 425.

[11]) Strickler aaO. III No. 283 S. 1013.

[12]) Strickler aaO. II No. 251 S 1013.

[13]) Dierauer aaO. 35 urteilt darüber: „Das ganze Vorgehen erwies sich doch als ein verhängnisvoller Fehlgriff, wenn nicht als ein leichtsinniges Unterfangen."

[14]) Strickler aaO. IV No. 106 S. 1151 ff.

[15]) Ith an Stapfer, 5. Okt. 1798 bei Luginbühl aaO. 28. Vgl. zu den erwähnten Maßnahmen auch Segmüller aaO. 21 ff. 26 ff. mit reichen Belegen, Hilty, Vorlesungen 224, K. Dändliker, Geschichte der Schweiz III 1904, 404 u. a.

[16]) Strickler aaO. I No. 104 S. 985 ff. besonders S. 990, 992. Segmüller aaO. 14, 37 ff. Baumgartner aaO. I 349 f. u. a.

[17]) Strickler aaO. I No. 6 S. 610 No. 175 S. 1199.

[18]) Strickler aaO. I No. 114 S. 1026. Später wurde der Sequester wieder gemildert, damit die Klöster die von den französischen Befehlshabern von ihnen geforderten Summen bezahlen, sowie die eigenen notwendigsten Bedürfnisse bestreiten konnten, Strickler aaO. II No. 33 S. 205 f. u. a.

zählte, grundsätzlich die Aufhebung aus[1]), wagten aber nicht an die Ausführung des Dekretes zu gehen. Vorläufig wurde ihr Vermögen zum Nationaleigentum erklärt und die Aufnahme der Novizen verboten, die Institute somit auf den Aussterbeetat gesetzt[2]). Ordensleute, die noch keine Gelübde abgelegt, hatten ihr geistliches Heim sofort, ausländische Mitglieder binnen Monatsfrist nicht nur ihr Kloster, sondern auch die Schweiz zu verlassen[3]); den übrigen wurde für den Austritt aus ihrer geistlichen Familie eine größere Abfindungssumme in Aussicht gestellt[4]). „Es ist ein schönes Zeugnis für das damalige Ordensleben in der Schweiz, daß von den 2322 Ordensleuten, welche in den schweizerischen Klöstern lebten, bloß 16 austraten, die meisten davon mit päpstlicher Erlaubnis. Es zeigt dies auch, wie unbegründet ein Vorwurf ist, dem wir in den Streitschriften jener Zeit so häufig begegnen, den Vorwurf des Zwanges und der Gewaltmittel, womit die Leute in den Klöstern zurückgehalten würden“[5]). Die Agenten und Kommissäre, die im Auftrag der kantonalen Verwaltungskammern die Administration der geistlichen Güter besorgten, entledigten sich ihres Amtes mit ebensogroßer Raubsucht wie brutaler Rohheit, der größte Teil der Klostergüter verschwand unter ihren Fingern[6]).

Hiemit streifen wir einen der wundesten Punkte im Verhältnis zwischen Kirche und Staat während der Helvetik. Zwar sollte nach der Auffassung des „Kultusministers“ Stapfer „die Kirche unmerklich vom Staate gelöst, nicht gewaltsam losgerissen werden“[7]). Die Absicht war schlimm, wahrte indessen doch den humanen Schein. Aber dem Großteil der führenden Revolutionäre und vor allem den untergeordneten Organen war auch diese Rücksicht noch ein „Zuviel“ und sie ließen ihrem Hasse gegen alles Christliche freien Lauf[8]). Die Verfassung mit ihren unbestimmt gehaltenen Religionsartikeln gewährte ihnen dazu Anhaltspunkte genug. Die Folge war ein Mangel an Grundsätzlichkeit in der Ausführung der Konstitutionsparagraphen und der gesetzgeberischen Beschlüsse, die einen Zustand völliger Rechtlosigkeit herbeiführte. Tag für Tag hatten sich die Katholiken und nicht nur sie, auch die glaubenstreuen Protestanten, auf neue Willkürlichkeiten und Ausschreitungen aller Art zu versehen[9]). Schon 1800 schloß der bernische Kirchenrat eine Reihe von schwersten Anklagen gegen das herrschende System mit den Worten: „Das alles, Bürger Vollziehungsräte, sind Tatsachen, die als aneinander gereihte Mittel zu einem Zwecke erscheinen: die Zerstörung des Christentums in Helvetien, die Organisierung der Unsittlichkeit und des Verbrechens und die Erschaffung eines Vorwandes,

[1]) Strickler aaO. I No. 141 S. 1136.
[2]) Strickler aaO. II No. 126 S. 577 No. 300 S. 1142 ff.
[3]) Strickler aaO. und III No. 24 S. 175.
[4]) Strickler aaO. IV No. 127 S. 469.
[5]) Decurtins, Der Katholizismus, bei Paul Seippel aaO. II 94. Vgl. Segmüller aaO. 40
[6]) Segmüller aaO. 35 ff. 43 f. Baumgartner aaO. I 272 ff. u. a. W. Oechsli aaO. 205 rühmt den Eifer, womit der Minister Stapfer „die künstlerischen und literarischen Schätze der Klöster vor der Verschleuderung durch die Franzosen und der Verschleppung durch die Mönche zu retten“ bemüht war (vgl. Strickler aaO. II No. 192 S. 848 ff.). Wenn die Mönche ihre Bibliotheken und Kunstsammlungen ins Ausland flüchteten, so wußten sie wohl, was sie taten. Es war dies keine „Verschleppung“, sondern eine Rettung. Es geschah in keiner andern Absicht, als um sie bei ihrer Rückkehr, worauf sie hofften, wieder unversehrt zurückzubringen. Andere Leute, die nicht so ganz verbohrt sind, wie Prof. Oechsli es ist, sobald es sich um Klöster und Mönche handelt, urteilen reifer. So schreibt Hilty (Vorlesungen 284): „Ihre (der Klöster) Wertsachen sollten nach einem Gesetze vom 16. Mai zuhanden genommen und inventarisiert werden, eine Verfügung, der glücklicherweise namentlich die literarischen Schätze der Abtei St Gallen durch schleunige Flucht nach Deutschland entgingen, ansonst sie wohl jetzt in Paris oder in Folge der beständigen Geldnot in anderweitigen Händen sich befänden.“ (Vgl. dazu Baumgartner aaO. I 391 ff.) Uebrigens sind hier wohl die Fragen am Platz: Wer hatte denn eigentlich jene Schätze erworben und zum größten Teil selbst geschaffen, besaß also darüber das angeborne Eigentums- und Verfügungsrecht? Und wo hat man die verschleppenden Vandalen zu suchen, unter den Mönchen, die jene Besitztümer während Jahrhunderten aufs treueste gehütet und gemehrt haben, oder bei gewissen Revolutionären und Klosterstürmern des 19. wie des 16. Jahrhunderts? Man denke, um ein Beispiel aus der Nähe zu zitieren, an das von den Luzerner Radikalen aufgehobene und ausgeplünderte Kloster St. Urban, dessen Archivalien jahrelang im Regierungsgebäude zu Luzern auf dem — Abort aufgelegt waren! Von anderem, viel Bedeutenderem nicht zu reden!
[7]) Josef Hürbin, Handbuch der Schweizergeschichte II (Stans 1908) 527.
[8]) Ith an Stapfer, Luginbühl aaO. 27. Vgl. auch die Charakteristik der helvetischen Repräsentanten durch ebendenselben aaO. 7 u. a.
[9]) W. Oechsli aaO. 202. Dändliker aaO. 404 f.

um das absichtlich zur Verwilderung gebrachte Volk mit eisernem Szepter beherrschen zu können" (sic.) [1]). Noch mehr „mußte das katholische Volk auf den Glauben kommen, daß es auf Vernichtung seiner Religion abgesehen sei" [2]).

Unter diesen Umständen war es natürlich, daß in den gläubigen, namentlich in den katholischen Volkskreisen ein unheilbares Mißtrauen gegen alles, was von der helvetischen Regierung herkam, auch gegen das wirklich Gute, Front machte. Das Gebiet, das dabei vielleicht am meisten litt, war die Schule. „Der alte Staat hatte für Kulturzwecke nur insoweit Sinn gezeigt, als er der Kirche, die aus eigenen Mitteln für dieselben eintrat, Schutz verliehen und sie möglichst seinen eigenen Interessen dienstbar gemacht hatte" [3]). Es bedeutete nun einen großen Schritt vorwärts, als die helvetischen Regenten die Sorge für die Schule für eine der wichtigsten Pflichten des Staates erklärten. In der Tat regten sie Fortschritte von dauernder Bedeutung an [4]). Wenn sich die Früchte nicht sofort zeigten, wenn im Gegenteil die Schulverhältnisse während der Helvetik noch unleidlicher waren als vorher [5]), so fällt die Schuld hievon teils auf die drückende Zeitlage, teils auf das erwähnte tiefbegründete religiöse Mißtrauen des Volkes, teils auf Mißgriffe in der Ausführung der Verordnungen, nicht zuletzt auf die Verarmung und Zurücksetzung des Klerus [6]). Daß übrigens der umfassende Schulgesetzentwurf auf dem Papier blieb, den Minister Stapfer, die Seele dieser Bestrebungen, dem Direktorium vorlegte [7]), ist keineswegs als ein Unglück zu beklagen, denn er war trotz hoher Vorzüge verfehlt. Im Banne zentralistisch-bürokratischer Ideen sah er als „das wirksamste Mittel zur gänzlichen Zerstörung des Föderalismus" [8]) und zum Aufbau einer interkonfessionellen Bundeskirche [9]) eine staatsbürgerliche Einheitsschule, eine „Hierarchie des öffentlichen Unterrichts" [10]) vor, welche die Jugend in der Folge dem Einfluß der Kirche und der positiven Religion entziehen und eine gesunde Entwicklung des schweizerischen Erziehungswesens unterbinden mußte.

Der helvetischen Republik fehlten die Wurzeln. Dem schweizerischen Wesen urfremd, dem Volke verhaßt, hatte sie sich aus dem Wirrwarr beständiger Revolution und Revision, zeitweise sogar völliger Anarchie noch nicht zu einem staatlichen Zustande gefestigt, als sie schon kraftlos in sich selbst zusammensank und nun mit leichter Geste hinweggefegt ward.

Die neue kirchenpolitische Gestaltung der Dinge, aufgebaut auf den Ideen einer widerchristlichen „Freiheit" und einer von Gott losgerissenen Rechtsordnung, bildet, neben der Unterdrückung der kantonalen Autonomie zugunsten einer unschweizerischen

[1]) Emil Blösch: Der Protestantismus in der deutschen Schweiz, bei Seippel aaO. II 126. Schon am 9. Mai 1798 hatte J. K. Lavater an den Minister Stapfer geschrieben: „Wir erliegen beinahe unter der Last der fränkischen Despotie und schamloser Freiheitsheuchelei und fangen nun auch an, in Zürich an unserer Gewissensfreiheit zu leiden. Kirchen- und Schulwesen beginnt einem furchtbaren Verfall entgegenzueilen." (Bei Luginbühl aaO. 5.)

[2]) Dändliker aaO.

[3]) O. Hunziker, Geschichte der schweizerischen Volksschule, Zürich 1881 II 2.

[4]) Vgl. Strickler II No. 138 S. 607 (Erziehungsräte), III No. 55 S. 314 (Aufmunterung an den Klerus, dessen man damals noch nicht entraten konnte, sich der Schule anzunehmen), VI No. 156 S. 443 ff. (Errichtung von Elementarschulen), VI No. 161 S. 450 ff. (Bestrafung nachlässigen Schulbesuchs) usw. Siehe auch Hunziker aaO. II 3 ff. 15 f.

[5]) So Ph. E. Fellenberg bei Tillier aaO. I 229. Ith an Stapfer bei Luginbühl aaO. 13.

[6]) Hunziker aaO. II 16 ff. Zum letzten der angeführten Gründe s. die Eingabe des reformierten Erziehungsrates von Bern (7. Januar 1799) an den Minister der Künste und Wissenschaften, bei U. Lampert, Zur Bundesrechtlichen Stellung der Schule, Olten 1918, S. 6. Baumgartner aaO. I 422. Ith an Minister Stapfer: „Sittenlehrer statt Religionslehrer setzen, heißt in den Augen des Volkes, besonders des katholischen, die Religion zugrunde richten; es heißt das Christentum durch Heidentum verdrängen wollen. Für die erschütternden, blutigen Folgen einer solchen Veränderung möchte ich nicht stehen . . ." (Brief vom 9. Juli 1798, Luginbühl aaO. 10).

[7]) Mitgeteilt bei Strickler aaO. III No. 97 S. 607 ff.

[8]) Botschaft des Direktoriums vom 18. November 1798, verfaßt von Laharpe, bei Strickler aaO. III No. 97 S. 606.

[9]) Ith an Stapfer: „Nichts wäre leichter, als zwischen der so konstituierten katholischen und der protestantischen Kirche ein Band anzuknüpfen und der ganzen helvetischen Kirche Einheit zu geben. Ist einmal ein National-Institut vorhanden, in welchem die Bürger beider Religionen gemeinschaftliche Ausbildung erhalten werden, so wird diese Einheit in kurzer Zeit weiter gedeihen; sie wird inniger werden als man zur Zeit noch vermuten dürfte. Der Boden der Freiheit ist zur Erzeugung der einzig wahren ethischen Religion ganz geeignet." (Brief vom 15. Okt. 1798, Luginbühl aaO. 33.

[10]) Strickler aaO. No. 303 S. 1082.

Zentraliſation, den ſchlimmen Teil des Vermächtniſſes, das die Helvetik hinterließ. Der Kampf, den ſie gegen die Kirche heraufbeſchworen, begleitet dieſe durch das ganze 19. Jahrhundert und gibt ihm ſein Gepräge. Er weiſt immer dieſelben Formen auf, wenn auch bald die eine, bald die andere mehr in den Vordergrund tritt. Es iſt immer die gleiche Faktion, von der er ausgeht, der freidenkeriſche Liberalismus und Radikalismus, getragen von den dunklen Mächten der Loge. Auch die Eigentümlichkeit bleibt, daß der Kampf jedesmal nur ein Nachſpiel außerſchweizeriſcher Bewegungen iſt und origineller Impulſe entbehrt. Endlich iſt auch der Ausgang der nämliche: der Staat betrügt ſich durch die Verquickung ſeiner politiſchen Ziele mit kirchenfeindlichen Abſichten um die beſten Erfolge oder wird darin doch auf Jahrzehnte hintangehalten; die Kirche aber erhält wohl Wunden, vielleicht auch bleibende Verluſte, wird jedoch nie vernichtet, ſondern erſteht aus jedem Kampfe früher oder ſpäter mit erneuter Kraft. Denn, wie Hilty ſehr richtig bemerkt: „Erfahrungsgemäß ſchadet Unrecht in allen Konflikten zwiſchen der ſtaatlichen Gewalt und der religiöſen Ueberzeugung niemals demjenigen Teile, der es leidet, ſondern demjenigen, der es tut“ [1]).

Quelques observations sur l'enseignement de la grammaire française.

Qu'on ne cherche dans ces lignes que ce que promet le titre. Ce sont, jetées un peu au hasard, de simples observations qui n'ont la prétention ni d'épuiser la matière ni d'être bien nouvelles. Dans un tel sujet, quelque vaste qu'il soit, tout a été dit et l'on vient trop tard. Ce qui m'excuse de prendre la plume tout de même, c'est que les principes que j'invoquerai et les opinions auxquelles je donnerai la préférence, j'en ai éprouvé la justesse et le bien-fondé, et partant je les énoncerai avec conviction. Ces observations visent surtout la syntaxe.

I. Obstacles à écarter.

Un premier obstacle à l'étude de la grammaire, ce sont les fameuses *tolérances Leygues* mal comprises. Beaucoup de grammairiens ont cru trouver en elles une panacée aux difficultés qui hérissent la syntaxe française. Je vois encore au Congrès des néophilologues de Zurich (1910) un maître qui avait vieilli dans l'enseignement, suppliant l'assemblée de voter une adresse de remerciement au Ministère français pour ces tolérances; plus que cela, on le prierait d'en allonger la liste; l'étude du français serait par là bien simplifiée. Partant de ce point de vue, bien des manuels font suivre certaines règles de la grammaire classique de cette remarque: „L'observation de cette règle est facultative d'après l'arrêté ministériel du 26 février 1901“. Voilà, on l'avouera, qui est déconcertant pour le maître et pour l'élève. Tout ceci montre que trop souvent on n'a pas bien saisi la portée de cet arrêté. Qu'on le lise attentivement et l'on verra qu'il n'entend pas réformer ou modifier la grammaire. „Il importe, y lisons-nous, que les professeurs, instituteurs et membres de jurys d'examen, qui auront à tenir compte des prescriptions de l'arrêté, sachent qu'il ne s'agit nullement de supprimer certaines règles fondamentales de notre syntaxe.“ La décision ministérielle met donc simplement les *examinateurs* dans l'obligation de *tolérer* certaines fautes, de ne pas en tenir compte aux candidats. Pour ne pas augmenter la confusion, ignorons ces *tolérances* dans notre enseignement, mais n'embarrassons pas l'esprit des élèves avec des subtilités ou des finesses grammaticales très difficiles à saisir et trop souvent sans grande importance pratique.

Un autre obstacle, c'est la multiplicité des grammaires dans un même établissement, ou tout au moins pour une même génération d'élèves. Rien n'est plus propre à dérouter l'esprit que la nécessité de changer de guide après plusieurs années d'étude. Les grammaires éditées d'après la méthode Gaspey-Otto-Sauer conservent, sous

[1]) Hilty, Politiſches Jahrbuch der ſchweizeriſchen Eidgenoſſenſchaft 1886, 21.

ce rapport, un avantage appréciable sur d'autres méthodes d'ailleurs plus scientifiques. D'après ce même principe, il n'est pas bon que l'enseignemet du français soit, dans une même maison, confié à trop de maîtres.

Signalons encore comme un obstacle à écarter le manque d'entente entre les maîtres. L'enseignement des langues vivantes est un tout continu. Toute lacune y est funeste. Le professeur ne doit donc jamais s'isoler dans sa classe. Le passé comme l'avenir de ses élèves doit inspirer son cours. Je lis à ce propos dans les „Instructions relatives à l'enseignement des langues vivantes" publiées par le ministère français en 1909 ces judicieuses observations: „Le professeur recueillera sur ses élèves auprès de ses collègues tous les renseignements qui pourront l'éclairer sur leurs capacités et leurs connaissances. Jl serait même utile qu'il s'entretînt parfois avec les professeurs chargés d'enseigner dans la même classe d'autres matières, notamment dans les hautes classes . . . Partout il évitera de déconcerter ses élèves en les mettant subitement en face d'exercices ou de procédés nouveaux pour eux." C'est par cette entente et cette solidarité entre les maîtres que chaque cours sortira de celui de l'année précédente et se continuera dans le suivant. Les lacunes, toujours si difficiles à combler, seront réduites au minimum.

II. A propos de méthode.

Le ministre de l'Instruction publique français a prescrit la méthode directe pour l'enseignement des langues vivantes. Dans les *instructions* que j'ai eu l'occasion de citer plus haut, il s'exprime ainsi: „Une habitude qu'il faut donner à l'élève de sixième et de cinquième (ce sont les 2 premières classes dans l'enseignement secondaire; les élèves ont déjà eu quelques notions de langues vivantes dans la *division élémentaire* qui précède la sixième), c'est de ne jamais penser en français (ou langue maternelle). Jl est nécessaire d'éviter à tout prix, que le mot étranger ne se colle dans sa mémoire à un mot de la langue maternelle. L'enfant doit donc être habitué à comprendre directement sans faire au préalable une traduction mentale. Pour atteindre ce but, la première chose que le professeur ait à faire, c'est de s'interdire rigoureusement à lui-même l'emploi du français." On veut bien faire une exception pour la première classe, mais seulement pour le professeur ‚qui n'a pas la foi'. „Mais que dès la seconde classe ce soit fini, et que *jamais*, *jamais*, le professeur ne prononce un mot français." Voilà bien la méthode directe dans toute sa raideur. Pour moi, je la trouve déjà incarnée dans le fameux tambour Le Grand dont parle Heine dans ses *Reisebilder*, et qui enseignait au futur grand écrivain tous les mots français avec son seul instrument. Stimulé par d'aussi augustes autorités, qui n'a pas eu un moment de faiblesse pour la méthode directe? A mon tour, j'en ai fait loyalement l'essai, et je ne puis en dire ni tout le bien ni tout le mal qu'on en dit communément; je vous avouerai que je ne me suis jamais senti bien à mon aise dans cette armure trop raide. J'ai pu observer que, sans une sage intervention de la langue maternelle, les élèves moins bien doués, moins intuitifs, ne pouvaient aller de l'avant; à côté de cette raison d'ordre pédagogique il y en a d'autres. Le maître doit viser avant tout à la clarté; pas de progrès possible, s'il n'est bien compris de ces élèves; ou, avec la méthode directe, appliquée du moins d'une façon trop rigoureuse, on perd un temps précieux à donner de vagues explications de genre, de mode, de temps etc. Comment faire comprendre un certain nombre des verbes, surtout les abstraits? Que de mots du langage courant même qu'on ne parviendrait pas à expliquer sans le secours de la langue maternelle. Ne vaudrait-il pas mieux, dans bien des cas, donner tout d'abord la traduction du mot et employer le reste du temps à faire sur le mot en question des exercices qui montreraient ses diverses formes et les expressions dans lesquelles il s'emploie?

Pour toutes ces raisons, je ne crois pas que la méthode directe doive être suivie dans toute sa rigueur et sans discernement. Vouloir imposer à tout le monde une méthode uniforme, c'est oublier que la lourde armure qui va

très bien à Goliath n'est pas faite pour David. S'interdire tout mot dans la langue maternelle, et pourquoi donc? Vous nous reprochez comme un crime de faire de la grammaire pour la grammaire, et vous faites de la méthode pour la méthode! La meilleure méthode est peut-être celle que vous vous faites vous même au cours de vos années d'expérience, dans laquelle vous vous sentez à l'aise et qui, partant, ne se communique pas. Il es bien évident que dans votre classe, le français doit être parlé le plus possible. C'est de vos lèvres, maître, que l'élève apprend la langue étrangère, langue vivante que l'on acquiert en écoutant et en répétant. Mais gardez-vous de parler sur n'importe quoi et sans aucune méthode. Votre classe doit rester un enseignement, ne pas dégénérer en une conversation. Ne craignez pas d'avoir recours à la langue maternelle, si la clarté ou une autre raison convenable l'exige.

III. Les règles de la grammaire.

Quant aux règles, je leur attribue une importance capitale. „Le français est une langue vivante que l'on sait mal, quand on ne l'a apprise que par l'usage. L'étude de la grammaire est donc une nécessité“ (Instructions du ministre de l'Instruction publique français de février 1909). Voilà un principe auquel il faut souscrire pleinement. Hâtons-nous également d'ajouter que l'enseignement des règles doit conserver dans toutes les classes un caractère d'extrême simplicité. Il ne s'agit pas de tout dire. Toute grammaire est forcément incomplète. Qu'on ne s'arrête qu'au vraies difficultès dont l'éclaircissement offre un avantage pratique. Expliquons la règle avant de la faire apprendre. Un exemple bien choisi et résumant nettement la règle est proposé; un élève est chargé de trouver en quoi cet exemple diffère de l'équivalent allemand; au besoin un deuxième et un troisième exemple viennent corroborer le premier. La règle ainsi préparée sera facilement comprise. On a fait observer avec raison que l'explication d'une règle et d'un ensemble de règles ne doit pas remplir une classe entière. Une demi-heure de grammaire semble un maximum que le maître ne doit pas facilement dépasser. A la prochaine leçon les règles expliquées seront récitées; des exemples trouvés par les élèves eux-mêmes serviront en même temps de moyen de contrôle pour le maître. Ainsi, partant de l'exemple, on revient à l'exemple. On sait que dans les nouvelles méthodes un texte assez facile forme la base de l'enseignement. Le texte est précédé de règles grammaticales, concrétisées en un exemple; dans le texte l'élève est rendu attentif aux règles énoncées, les mots difficiles sont expliqués par le maitre, puis commence l'assimilation du texte. Des questions et des réponses, où les règles seront souvent appliquées, remplacent la récitation par cœur et montrent que l'élève a compris. C'est un travail vivant, pratique et profitable. Je n'aurai garde, cependant, de bannir le thème. Je constate avec satisfaction que le thème, si décrié depuis quelque quinze ans, revient en honneur dans les grammaires les plus récentes. Rien, en effet, ne saurait le remplacer non seulement comme moyen de contrôle, mais comme instrument de précision, si l'on vise à former des élèves sachant non seulement parler, mais écrire avec correction. Le thème force à regarder comme à la loupe les mots et les idées, c'est un maître de clarté et d'exactitude. Ne privons pas notre enseignement d'un tel instrument.

Dans les devoirs, le maître veillera à ne jamais exiger de ses élèves un effort qui dépasse leurs forces; que par ses explications il réduise au minimum les possibilités d'erreurs; ce n'est pas, a-t-on dit justement, à force de corriger des fautes que la classe apprendra à bien écrire, mais à force d'être habituée à bien faire qu'elle apprendra à faire mieux encore. En rendant les devoirs et les compositions, évitons la censure individuelle et tâchons de donner à nos observations un caractère général capable d'intéresser la classe entière.

Que les nouvelles méthodes soient suivies en ce qu'elles renferment de solide et de bon; enrichissons le vocabulaire de nos élèves; fournissons leur l'occasion d'entendre parler le

français et de le parler; mais que ce ne soit pas au préjudice de la grammaire; sans elle toutes les autres conquêtes seraient fragiles. Enfin, qu'on ne l'oublie pas: la grammaire n'apprend pas seulement à parler et à écrire correctement; elle fournit la clef pour comprendre mieux les écrivains contemporains et ceux des siècles passés; elle sert aussi à la formation du jugement. Dès lors quel maître hésiterait à lui donner une place de choix dans son enseignement?

Christophe Favre.

Die Sprechübungen im Fremdsprachunterricht.

Von Jos. Willi, Lehrer an der Ital.-Schule St. Gallen O.

Im Aufsatze „Alte und neue Wege im Fremdsprachunterrichte" (Schweizer-Schule 1917 No. 31) wurden die Vorteile der direkten oder Anschauungsmethode klargelegt. Sie knüpft an die Beschreibung eines im Anschauungskreise des Kindes liegenden bekannten Gegenstandes an; mit Sprechübungen nimmt der Unterricht also seinen Anfang. Im Nachfolgenden soll in Kürze vom Worte und vom methodischen Aufbau der Sprechübungen die Rede sein.

Schönes Sprechen ist eine schwere und darum seltene Kunst. Wie eine schöne Handschrift, so empfiehlt eine schöne Umgangssprache den glücklichen Besitzer. Ist schon lautliche Richtigkeit und Schönheit der Muttersprache für den Großteil Fremdland, um so mehr muß dies bei einer Fremdsprache der Fall sein, wo oft starke Gegensätze zwischen Muttersprache und Fremdsprache auftauchen, wo die muttersprachliche Färbung in der Konversation stets hervortreten möchte. So hoch der Wert eines tüchtigen, grammatikalischen Betriebes des Fremdsprachunterrichtes anzuschlagen ist, so grundlegend sind die Sprechübungen für die Erzielung einer guten Aussprache und zur Erreichung einer befriedigenden Sprechtüchtigkeit. Hinter einer schlechten Aussprache verstecken sich oft eine große Menge orthographischer und grammatikalischer Fehler und Verstöße. Die Rechtschreibung ist ganz besonders von der Aussprache abhängig. „Wer gut spricht, schreibt gut" und umgekehrt. Die Schüler, die nachlässig sind in der Konsonanten-Aussprache des d — t — b — p, haben auch eine fehlerhafte Schreibweise derselben. Eine nachlässige, ungenaue Aussprache der Endsilben en — er und der Endkonsonanten d — t spiegelt sich in den schriftlichen Arbeiten. Eine fehlerhafte Aussprache wie haußen (außen), hinnen (innen), i (ich), au (auch), elfen (helfen), errschen (herrschen), fri (früh) — Verstöße, die besonders den Italiener-Kindern eigen sind — ist nur durch häufige Sprechübungen zu beseitigen. Fehlern mit Verdoppelungen und und Dehnungen kann man nur durch konsequente Anleitung zur genauen Aussprache derselben beikommen.

Gemäß der großen Bedeutung der Sprechübungen gebührt ihnen im Fremdsprachunterricht ein Ehrenplatz. Sie sollen sich nicht bloß auf den Anfangsunterricht beschränken, sondern sind durch den ganzen Fremdsprachunterricht zu pflegen, bis zur Oberstufe. Ich bedauere immer, daß die hiesige Italienerschule nicht vollständig ausgebaut ist, so daß der methodische Bau, mit dem in der zweiten und dritten Klasse begonnen wurde, durch den Uebertritt in die vierte Normalklasse plötzlich stockt. Das freie Erzählen in der Normalklasse ist für fremdsprachige Schüler nicht gleich zu bewerten, wie planmäßig aufgebaute Sprechübungen, welche stets nach dem Grundsatz „vom Leichten zum Schweren" vorwärtsschreiten, die die Sprechwerkzeuge für die fremden Vokabeln „heimisch" machen und das Gehör für eine genaue Selbstkontrolle üben. — Die Sprechübungen sollen sich also gleich einer wertvollen goldenen Kette durch den ganzen fremdsprachlichen Kurs hindurchziehen. Sie beginnen mit konkreten Gegenständen im Schulzimmer oder mit Vorgängen des Schullebens, dann gehen wir auf den Spielplatz, in den Garten usw. Später verwendet man gute Bildertafeln mit Darstellungen aus dem täglichen Leben. Auf der Oberstufe bietet auch die Lektüre Stoffe zu zahlreichen Sprechübungen (z. B. Umbildung deutscher Stoffe in steigender Selbständigkeit); nicht vergessen möchte ich hier auch die freien Erzählungen und Gespräche über Gegenstände und Vorkommnisse des täglichen Lebens. Werden an diesen Stoffgebieten die Sprechübungen richtig betrieben, so eignet sich der Schüler den Wortschatz des täglichen Lebens an und er erreicht jene Selbständigkeit im Gebrauche

der fremden Sprache, die ihm ermöglicht, seine eigenen Gedanken im Rahmen des erworbenen Wortschatzes auszudrücken.

Es drängt sich nun die Frage auf: Sollen die Sprechübungen am Rande des Unterrichtes auftreten oder müssen sie den gesamten Unterricht durchziehen? Jedermann weiß, daß das Sprechenkönnen eine Fertigkeit ist, die fortwährender Uebung bedarf. Deshalb sollen die Sprechübungen nicht isoliert auftreten, sondern müssen eine Hauptaufgabe bilden und haben den ganzen Sprachunterricht zu durchziehen. Unterrichtsstufe und die zu behandelnden Stoffe bestimmen selbstverständlich den Raum, den die Sprechübungen, denen ein bestimmter Plan zugrunde liegen muß, einnehmen sollen.

Um Sprechübungen mit Erfolg zu leiten, bedarf es aber der Erfüllung gewisser Voraussetzungen seitens des Lehrers: einer frischen Natur, der die Aufrechterhaltung der Schuldisziplin keine Schwierigkeiten bereitet; einer guten Aussprache und guter Schulung des Ohres; tüchtiger Kenntnis des Verfahrens; genauer Einsicht in das Wissen seiner Schüler in bezug auf den Wortschatz und großer Fertigkeit in der Fragestellung. Auch ist eine feine innere Beziehung des Lehrers zu der Psyche der Schüler notwendig und recht große Geduld unerläßlich.

Die Sprechübungen gliedern sich in verschiedene Stufen. Die erste Stufe stellt an den Schüler die Anforderung, daß er die Handlung des Lehrers versteht, um diese dann auf Befehl ausführen zu können. — Der Lehrer spricht langsam und deutlich und macht die Bewegungen:

ich stehe auf — ich gehe an das Fenster — ich öffne das Fenster — ich schließe das Fenster — ich gehe an meinen Platz — ich setze mich.

Oder:

ich nehme das Buch — ich öffne das Buch — ich schließe das Buch — ich lege das Buch weg.

Oder:

ich stehe auf — ich nehme die Kreide — ich schreibe an die Wandtafel — ich lege die Kreide weg — ich gehe an das Pult — ich setze mich.

Des Lehrers erfinderisches Talent und praktisches Geschick weiß die Uebungen zahlreich und mühelos zu vermehren.

Nachdem der Lehrer z. B. die erste Uebung mehrmals vorgesprochen und vorgemacht hat, befiehlt er:

A. stehe auf! — gehe ans Fenster! — öffne das Fenster! — schließe das Fenster! — gehe an deinen Platz! — setze dich!

Die zweite Stufe besteht darin, daß der Schüler die Befehle des Lehrers ausführt und die vollführten Handlungen in der fremden Sprache ausdrückt. Die Anforderungen dieser Uebung können dann gesteigert werden, indem man den Schüler die geübte Satzreihe in einem Zuge vollführen und aussprechen läßt. Diese Uebung ist sehr empfehlenswert, da sie den Schüler auf das freie Erzählen vorbereitet.

Das Verfahren geht noch eine Stufe weiter. Der Lehrer befiehlt: A. stehe auf! Der Schüler steht auf und vollführt wieder dieselben Handlungen. Der Lehrer sagt nach jeder Handlung: du stehst auf — du gehst an das Fenster — du öffnest das Fenster usw. Dann vollführt wieder ein Schüler die erwähnten Handlungen und ein zweiter Schüler sagt, was soeben der Lehrer vorgesprochen hat. Diese Satzreihen werden durch alle Personen geübt. Um die Mehrzahlsformen zu gewinnen, läßt man zwei Schüler handeln.

Mit den Handlungen verknüpft sich also, wie wir gesehen haben, das Tätigkeitswort; bei den Dingen hingegen tritt besonders das Dingwort in den Vordergrund. Wir benennen die Dinge und geben ihre Eigenschaften an, wobei die Schüler mit Eigenschaftswörtern, sowie auch mit Vor- und Fürwörtern bekannt gemacht werden. — Ein Beispiel soll es zeigen! **Das Buch.** Das ist ein Buch. Das Buch ist eine Schulsache. Es ist auf der Bank. Es hat zwei Deckel. Die Deckel sind blau. Das Buch hat viele Blätter. Die Blätter sind weiß. Das Buch ist dick und viereckig.

Eine wichtige Rolle bei den Sprechübungen, und dies ganz besonders bei Beschreibungen von Gegenständen, spielt die Frage. Der Lehrer fragt z. B.: Was ist das? Was ist das Buch? Wie sind die Blätter? usw. Würde indessen nur der Lehrer fragen, so hätte die Unterrichtsprozedur ganz sicher eine einseitige Förderung der Sprachfertigkeit zur Folge; denn der Schüler bekäme kein richtiges Bild von der Umgangssprache, da in Wirklichkeit die Rollen des Fragenden und Antwortenden beständig wechseln. Der Lehrer leite deshalb die Schüler an, einander Fragen zu stellen. Wo diese Wechselgespräche der Schüler unter sich gepflegt werden, sind diese nicht nur passiv, sondern aktiv, nicht nur rezeptiv, sondern produktiv tätig. Diese Selbsttätigkeit

fördert aber auch die Selbständigkeit. „Die Schülerfrage ist ein sehr wertvolles, meist nicht genügend ausgenutztes Unterrichtsmittel. Der fragende Schüler beweist, daß er einen Denkreiz empfunden und sich über das, was er wissen will, klar geworden ist. Denkreiz! Ein gutes Stück Didaktik in einem Wort; denn es ist eines der wertvollsten Ziele aller Unterrichtsarbeit, daß der Schüler bei dem, was ihm vorgelegt wird, unmittelbar den Reiz zu geistiger Arbeit empfindet. Die Stufe geistiger Ausbildung, bei der diese Unmittelbarkeit besteht, ist höher und wertvoller als die, auf der der Lehrer durch die Frage zum denken reizt". So las ich einmal irgendwo.

Bei diesen Wechselgesprächen — wie bei den Sprechübungen überhaupt — achte der Lehrer darauf, daß möglichst alle Schüler aktiv mitwirken. Alle Schüler sollen tätig sein und die eigenen Kräfte zur Entfaltung bringen. Ein vorzügliches Mittel, um die ganze Klasse in reger Arbeitsgemeinschaft zu halten, ist das Chorsprechen. Das Chorsprechen belebt auch den Unterricht, wie ein frisches Marschlied die müden Glieder, weckt Lust und Liebe am Lernen und verscheucht die Schüchternheit bei den Zurückgezogenen und Schwachbegabten, die anfänglich nicht zum Sprechen zu bringen sind.

Noch ein Wort über die Auswahl der Anschauungsstoffe! Bei der Auswahl der Anschauungsstoffe soll das Prinzip: „Erst das Nahe, dann das Ferne" wegleitend sein. Doch darf man nicht zu ängstlich sein und glauben, es müssen zuerst alle Dinge des Schulzimmers besprochen werden, ehe man dasselbe verlasse. Man ziehe die Dinge, die dem Interresse des Kindes am nächsten liegen, zuerst ins Bereich der Besprechung; ich möchte genauer sagen: man beachte das Prinzip der geistigen Nähe und Ferne. Sehr beachtenswert ist auch für den Fremdsprachlehrer, was Dr. Th. Scherr im Vorwort zu seinem „Lehr- und Lernbüchlein für Mutter und Kind" schreibt: „Ein Pedant wird behaupten, man müsse vorerst alle Gegenstände, die im Zimmer sind, aufsuchen, anschauen und bezeichnen, ehe man auf Gegenstände außerhalb des Zimmers die Aufmerksamkeit richte. Jede Mutter weiß aus Erfahrung, daß ein Kind überall die am meisten in die Sinne fallenden Gegenstände auffaßt, daß es den Baum im Garten, die Sonne am Himmel eher betrachtet und benennt, als etwa — den Kloben am Fenster".

In diesem Aufsatze ist das Thema: „Die Sprechübungen im Fremdsprachunterricht" weder theoretisch noch praktisch erschöpfend behandelt. Es wäre — von beiden Gesichtspunkten aus betrachtet — darüber noch viel Wertvolles und Wissenswertes zu sagen. Doch, ich schließe mit einem Urteil über die Sprechübungen. Hartmann sagt hierüber in seiner Schrift „Anschauung im neusprachlichen Unterricht": „Hier sind doch die fremden Wörter kein leerer Schall, sondern sie haben einen sinnfälligen Inhalt. Hier findet eine innige Vermählung von Stoff und Form statt, ganz ohne das störende Dazwischentreten der Muttersprache. Die Sätze, in denen die Vokabeln auftreten, haften daher mit ganz anderer Festigkeit im Geiste des Schülers als bei dem Uebersetzungsverfahren".

Was bedeutet Schlemihl?

Von F. A. H.

Der Himmel und Welt verspottende Heine schreibt darüber in seinen hebräischen Melodien: „Was das Wort Schlemihl bedeutet, wissen wir. Hat doch Chamisso ihm das Bürgerrecht in Deutschland längst verschafft, dem Worte nämlich, aber unbekannt geblieben, wie des heiligen Niles Quellen, ist sein Ursprung. Hab darüber nachgegrübelt manche Nacht. Zu Berlin vor vielen Jahren wandt ich mich deshalb an unsern Freund Chamisso, suchte Auskunft beim Dekane der Schlemihle. Doch er konnt mich nicht befriedigen und verwies mich drob an Hitzig, der ihm den Familiennamen seines schattenlosen Peters einst verraten. Alsbald nahm ich eine Droschke und ich rollte zu dem Kriminalrat Hitzig, welcher ehmals Itzig hieß. (Als er noch ein Itzig war, träumte ihn, er säh geschrieben an dem Himmel seinen Namen und davor den Buchstaben H. „Was bedeutet dieses H.?", frug er sich. — Etwa „Herr Itzig" oder „heil'ger Itzig?" Heil'ger ist ein schöner Titel — aber in Berlin nicht passend. — Endlich grübelnsmüd nannt er sich Hitzig, und nur die Getreuen wußten: in dem Hitzig steckt ein Heiliger). „Heiliger Hitzig", sprach ich also, als ich zu ihm kam, „Sie

sollen mir die Etymologie von dem Wort Schlemihl erklären.“ Viel Umschweife nahm der Heilige, konnte sich nicht recht erinnern, eine Ausflucht nach der andern, immer christlich — bis mir endlich, endlich alle Knöpfe rissen an der Hose der Geduld, und ich anfieng so zu fluchen, so gotteslästerlich zu fluchen, daß der fromme Pietist leichenblaß und beineschlotternd, unverzüglich mir willfahrte und mir folgendes erzählte:

„In der Bibel ist zu lesen, als zur Zeit der Wüstenwanderung Israel sich oft erlustigt mit den Töchtern Kanaans, da geschah es, daß der Pinhas sahe, wie der edle Simri Buhlschaft trieb mit einem Weibsbild aus dem Stamm der Kananiter, und alsbald ergriff er zornig seinen Speer und hat den Simri auf der Stelle totgestochen, also heißt es in der Bibel. Aber mündlich überliefert hat im Volke sich die Sage, daß es nicht der Simri war, den des Pinhas Speer getroffen, sondern daß der Blinderzürnte statt des Sünders unversehens einen ganz Unschuldigen traf, den Schlemihl ben Zuri Schaddaj. Dieser nun, Schlemihl der erste, ist der Ahnherr des Geschlechtes derer von Schlemihl“.

So weit der Spötter Heine. Was er von Simri (LXX Zambri) erzählt, steht Numeri 25, 6—16. Ob aber die talmudische Ueberlieferung von der Verwechselung Simris mit Schlemihl (Schelumiel) ben Zuri Schaddai, der Numeri 1, 6 genannt wird, echt ist, oder dem poetischen Konto des Erzgauners Heine gutgeschrieben werden muß, kann ich nicht entscheiden. Die Talmudisten dürften immerhin etwas derartiges getan haben. Nach Num. 25, 14 war Simri ein Sohn Sallus, ein Fürst vom Geschlechte Simeon und da Num. 1, 6 Schlumiel ben Zuri Schaddai als Fürst Simeons genannt wird, könnten die Talmudisten vielleicht Sallu und Schlumiel oder gar Simri und Schlumiel verselbigt haben.

Immerhin steht fest, daß Schlemihl mesit auf diesen Schlumiel Num. 1, 6 zurückgeführt wird.

Torczyner in ZDMG 50, 557 und Perles Or. Lit. 21, 203 führen das Wort anders her. Schlemihl sei: Sche-lo-mo'il = der nichts taugt. Mo'il = Part. Hiph. von va'al = utilitatem habere (Jer. 16, 19). Somit hätte Schlemihl den gleichen Sinn wie Taugenichts.

Zur Redensart: „Auf den Hund kommen“.

Von Philologus.

Wenn der lustige Bruder Studio kein Geld mehr im Beutel hat, so spricht er launisch von der „Ebbe“ seines Geldsackes, von dem ausgegangenen „Moos“. Unter allen Ausdrücken aber, welche die Geldverlegenheit des Musensohnes kennzeichnen, ist der kräftigste und gebräuchlichste: „Ich bin auf den Hund gekommen“.

Es dürfte nun nicht bloß für den auf den Hund gekommenen Studenten, der infolge der Ermangelung des Geldes Muße hat zu reflektieren, sondern auch für den in diesem Stücke praktisch noch Unerfahrenen von Interesse sein zu wissen, woher eigentlich dieser Ausdruck kommt und welches seine ursprüngliche Bedeutung ist.

Bei dem Ausdruck „auf den Hund kommen“, denkt nun wohl ein jeder, daß diese Redensart irgendwie mit dem Tiere, das wir Hund nennen, im Zusammenhange stehe. Kluge sagt in seinem etymologischen Wörterbuch der deutschen Sprache, 4. Auflage Seite 149: „Die Redensart auf den Hund kommen scheint auf der altgermanischen Sprache des Würfelspiels zu beruhen, wahrscheinlich war Hund, wie lateinisch canis und griechiich *χύων*, die Bezeichnung des unglücklichsten Wurfes, und im Sanskrit heißt der professionierte Spieler „Hundstöter“. Daß das Würfelspiel uralt ist, wird durch Tacitus' Bericht über die Germanen und durch Lieder des Veda wahrscheinlich.“

Gegen diese Erklärung erhebt Weigands Deutsches Wörterbuch (5. Auflage 1901) Einsprache. Seite 902 heißt es, daß die Redensart, auf den Hund kommen, weder mit Beziehung auf den schlechtesten Wurf im Würfelspiel, lateinisch canis und canicula, griechisch *χύων* „Hundswurf“ altindisch çvaghni, „eifriger Spieler“, eigentlich „Hundetöter“, gewählt sei, noch auf die altdeutsche Strafe des Hundetragens hinweise.

„Auf den Hund kommen“ heißt soviel als „an Vermögen, Geist oder Gesundheit herunterkommen, studentische Ausdrucksweise zu Hund, in verächtlicher, bildlicher Bedeutung; Person oder Sache von geringem Werte“.

Tiefer scheint uns den Ausdruck „auf den Hund kommen“ Edmund von Wecus

in einem Artikel der Köln. Volkszeitung vom 12. Januar 1913 gefaßt zu haben. Seine Ausführungen haben vieles für sich. Er sagt unter anderem: Wir müssen auf die älteste Zeit unserer Geschichte zurückgehen. Wenn in altersgrauen Zeiten unsere germanischen Voreltern sich zu Wandergängen rüsteten, bildeten je 100 freie Familien mit ihrem Anhang eine Hundertschaft, oder da die älteste Form für das Zahlwort Hundert, Hund hieß, wie man bei Grimm nachlesen kann, eine Hundschaft. Sobald sie Land in Besitz nahm und daselbst zu bleiben gedachte, bildete die Hundschaft als Gemeinde einen Teil des Gaues; jede Familie erhielt einen Hof, während Feld, Wald und Wiese gemeinschaftliches Eigentum waren. Der Vorsteher, ein Edler, hieß Huno, Mehrzahl Hunin, der, weil die Angelegenheiten des Krieges und des Friedens völlig ineinander verschmolzen, alle obrigkeitlichen Würden in sich vereinigte und daher auch Richter und Feldhauptmann war. Name und Einrichtung der Hund-, Hun- oder Honschaft hat sich am längsten im französischen Sprachgebiet, im alten Herzogtum Berg, einem Teil von Kleve, in Geldern, Jülich, dem ganzen Gebiet von Köln, Bonn und weiter rheinaufwärts, bis an der Mosel erhalten, während sich im friesisch-sächsischen Sprachgebiet schon frühzeitig durch die Bezeichnung „Bauerschaft" und im übrigen Deutschland und im ganzen germanischen Europa durch ähnliche Bezeichnungen ersetzt wurde. In Bonn legt von der Hundschaft noch die „Hundsgasse" Zeugnis ab. In der Stadt Köln selbst ist jedoch der Begriff Hundschaft schon frühzeitig verloren gegangen, wie aus der veränderten Schreibweise in den auf einzelne Hunenhäuser bezüglichen Urkunden deutlich zu ersehen ist." Wecus weist dann darauf hin, wie es in alter Zeit in Köln eine „Hunengasse" gegeben, die man später in „Hundsgasse" und in der Gegenwart gar in „Huhnsgasse" verballhornt habe. In dieser Gasse sei ein Haus „Zom Hunen", später in „Herin Hunin hus", ad Hunonem gestanden. Als im späten Mittelalter der Begriff der Hundertschaft verloren gegangen, und man einmal angefangen habe, das Zahlwort Hund mit dem Hundetier zu verwechseln, so sei das Haus dann „im Huntgen" genannt worden. Ferner weist unser Autor auch hin auf die Namen verschiedener Ortschaften aufwärts am Rhein wie Hunthausen, Huntheim, Hunnenborn, in denen die ursprüngliche Bedeutung von hunt = hundert stecke. In den Moselgegenden, dem länger unter römischer Botmäßigkeit verbliebenen Lande der Treverer aber verlören sich diese Namen der Hundschaften und wären in die lateinischen Ausdrücke wie centena und centenarius oder centurio übergegangen.

Mit den Bezeichnungen hunt, Hundschaft hängt nun aufs engste unser Ausdruck zusammen. „Die Redensart auf den Hund kommen," sagt Wecus, „bedeutet auf das Hundding, (Ding-Gerichtsverhandlung), auf das Blutgericht der Hundschaft kommen, weil unsere Vorfahren mit dem einen Wort Hund die Hundschaft selbst, den Vorsteher, Ort und Handlung des Gerichtes bezeichneten. Der Vorsteher der Hundschaft, der erbliche Huno der alten Franken, lud vor das Hunindink, Huntdink, Honnending, Hunsding oder Honnelgedinge, das die niedere und auch die hohe, die peinliche Gerichtsbarkeit ausübte."

So scheint es denn nicht unwahrscheinlich, daß Hundsgeding ein Wort ist, das ein Rechtsverfahren ausdrückt und mit dem Tiere: Hund, oder gar mit dem alten Hunnenvolke, an das auch einige dachten, in gar keinem Zusammenhange steht. Die Benennung stammt vermutlich aus der ältesten Zeit der deutschen Geschichte, als noch keine Geschichte die Geschehnisse festhielt.

Der rätselhafte Name hat durch etwa 5 Jahrhunderte gelehrte Männer beschäftigt. Freuen wir uns an des Rätsels Lösung. Vergessen wir nicht, daß in dem burschikosen „auf den Hund kommen" eine gar ernste Bedeutung liegt. Gar mancher, der in dem „auf den Hund kommen" eine traurige Berühmtheit erlangt, ist später wirklich auf das Hundsding, auf das Gericht der Hundschaft gekommen, ist der strafenden Gerechtigkeit verfallen.